

Alemannisches Jahrbuch 2009/2010

Jubilare

Alemannisches Institut
Freiburg i.Br. e.V.

80
Jahre
1931-2011

Prof. Dr. Hugo Ott

1966 Mitglied

1972 Beirat

1983 stellv. Vorsitzender
im Alemannischen Institut

Alemannisches Jahrbuch 2009/2010

Jahrgang 57/58

Herausgegeben vom
Alemannischen Institut Freiburg e. V.



Mit freundlicher Unterstützung der



Wir danken den Rechteinhabern für die Erteilung der Abdruckgenehmigungen.

© Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V. 2011

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Alemannischen Instituts unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion: Dr. R. Johanna Regnath
Satz und Bildredaktion: Elisabeth Haug M. A.
Gestaltung: Dr. R. Johanna Regnath
Druck und Gesamtherstellung: Moog Druck, Hüfingen

ISSN 0516–5644

Bezugsquelle:
Alemannisches Institut, Bertoldstr. 45, D–79098 Freiburg i. Br.
Tel: 0761/150675–70
Fax: 0761/150675–77
Mail: info@alemannisches-institut.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Hans Ulrich Nuber</i>	7
Das „Lyoner Bleimedaillon“ – ein frühes Bildzeugnis zur Geschichte Alamanniens? <i>Hans Ulrich Nuber</i>	9
Das „Historische Kaufhaus“ in Freiburg im Breisgau und seine neu entdeckte Schaufassade zur Schusterstraße <i>Frank Löbbecke</i>	89
Georg Michael Kraft und die Anfänge der Freiburger Ur- und Frühgeschichte <i>Andrea Bräuning</i>	115
Der Nordschwarzwald – das Ruhrgebiet der Kelten? Neue Ergebnisse zur Landnutzung seit über 3000 Jahren <i>Manfred Rösch</i>	155
Ausgeplündert, multifunktional, strukturreich – die Entwicklung der Zürcher Wälder im 19. und 20. Jahrhundert <i>Matthias Bürgi</i>	171
Nützlich und schön – Bäume in der Agrarlandschaft in Vergangenheit und Zukunft <i>Werner Konold, Tatjana Reeg</i>	189
„Schwarzwaldmädel“ – oder wie der Schwarzwald zur Kulisse wurde <i>Brigitte Heck</i>	219
Exorzismus, Esoterik und Betrug – frühneuzeitliche Schatzgräberei in Vorarlberg und Liechtenstein <i>Manfred Tschaikner</i>	243
„Und wann lernen wir Berndeutsch?“ Zur Alphabetisierung fremdsprachiger Erwachsener in der Bundeshauptstadt <i>Michael Bärmann</i>	267

Vorwort

Das Erscheinungsjahr 2011 des Alemannischen Jahrbuchs bietet zugleich den seltenen Anlass, eines Jubiläums zu gedenken und einem Jubilar zu danken. Das Institut kann auf sein 80-jähriges Bestehen zurückblicken, und für Prof. Dr. Hugo Ott jährt sich in diesem Jahr sein 80. Geburtstag. Beiden, der ehrwürdigen Institution und seinem langjährigen und verdienstvollen Mitglied, Beirat und Vorstand gelten unser herzlicher Dank und alle guten Wünsche für die Zukunft.

Der vorliegende Doppelband des Alemannischen Jahrbuchs 57/58, 2009/2010 im Umfang von fast 300 Seiten, erscheint nun zum zweiten Mal in der neuen Aufmachung und Größe, die bei den Lesern eine sehr gute Aufnahme gefunden haben. Der Inhalt lässt sich, den weit gespannten Forschungsinteressen des Alemannischen Instituts verpflichtet, mit ganz verschiedenen Schlagworten wie Archäologie und Geschichte, Ethnologie und Sprachpraxis, Schwarzwald und Waldnutzung kennzeichnen, wobei die zeitliche Spannweite von der Urgeschichte bis ins 21. Jahrhundert reicht.

Der Band eröffnet mit dem sogenannten „Lyoner Bleimedaille“, ein in der einschlägigen Literatur seit 1862 schon sehr viel behandeltes Fundstück, das erst jüngst wieder mit der frühen Geschichte der Alamannen in Verbindung gebracht worden ist. Es stellt den Probeabschlag für ein großes römisches Goldmedaillon dar, das möglicherweise nie wie vorgesehen ausgeprägt wurde, als Geschenk für verdiente Staatsfunktionäre zu einem Regierungsjubiläum, zugleich als Illustration der Festrede, die nie gehalten worden ist.

Der zweite archäologische, aus einer ganz aktuellen Bauuntersuchung im Jahre 2010 hervorgegangene Beitrag von Frank Löbbecke gilt dem „Historischen Kaufhaus“ auf dem Münsterplatz in Freiburg und seiner wechselvollen Vergangenheit, die bis in das 12./13. Jahrhundert zurückreicht. Der Komplex, der ursprünglich drei private Gebäude umfasste, wurde von der Stadt aufgekauft und erhielt im Laufe der Zeit ganz unterschiedliche öffentliche Funktionen. Dem Verfasser gelingt die Verbindung von beobachteter Bau- mit der Funktionsgeschichte, die er auf weitere derartige „Kaufhäuser“ im Südwesten ausdehnt.

Gewissermaßen als Fortsetzung zu ihrem Beitrag aus dem vorgehenden Band beschreibt Andrea Bräuning in der Person von Georg Kraft, ehemaliges Mitglied im Alemannischen Institut, den Beginn und die Entwicklung der Forschungseinrichtung der Ur- und Frühgeschichte in Freiburg. Heute aufgeteilt auf die drei Institutionen Regierungspräsidium (Denkmalpflege), Stadt (Archäologisches Museum Colombischlössle) und Universität (Institut für Archäologische Wissenschaften) verkörperte Prof. Kraft in Personalunion alle heutigen Institutionen und Fachrichtungen. Dem 1944 in der Zerstörung Freiburgs Umgekommenen war es jedoch persönlich nicht vergönnt, die Früchte seiner Anstrengungen und seines Einsatzes zu ernten.

Im Sommersemester 2009 veranstaltete das Alemannische Institut eine Vortragsreihe „Wald im Wandel“. Kooperationspartner war das Institut für Landespflege an der Universität Freiburg. Drei der sechs Referenten konnten wir dafür gewinnen, ihre Vorträge im Alemannischen Jahrbuch zu veröffentlichen.

Dieser kleine Schwerpunkt „Wald“ beginnt mit dem Aufsatz des Archäobotanikers Manfred Rösch. Ihm gelingt es nachzuweisen, dass sich die eisenzeitliche Erschließung des Nord-schwarzwaldes nicht auf die tiefer gelegenen Randlagen beschränkte, sondern als weiträumiges Phänomen das gesamte Mittelgebirge bis in die höchsten Lagen erfasste und in Form von Entwaldung deutliche Spuren hinterließ.

Ein weiterer Beitrag stammt von Matthias Bürgi. Darin befasst er sich ebenfalls mit Fragen der Be- bzw. Entwaldung, jedoch mit Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert. Am Beispiel der Zürcher Wälder zeigt er, wie sich die Beurteilung des Waldzustandes je nach Schwerpunktsetzung zwischen Favorisierung maximaler Holzproduktion und modernen Anforderungen zur Förderung von Biodiversität und Artenvielfalt veränderte.

Den dritten Aufsatz in diesem Themenkomplex lieferten Werner Konold und Tatjana Reeg. Ihr Interesse gilt den Bäumen in der Agrarlandschaft, d. h. außerhalb der Wälder. Bäume aus Nützlichkeitsabwägungen oder aus Gründen der Ästhetik entlang von Straßen, an Ackerraine oder auf Bergkuppen zu pflanzen, wurde seit Jahrhunderten praktiziert und hat im Wandel die Vorstellung von Landschaft grundlegend geprägt.

Mit ihrer Studie zum „Schwarzwaldmädel“ vermittelt Brigitte Heck die Erfolgsgeschichte einer Person und ihres Zeichens, des Bollenhuts, die 1847 als Novelle das Licht der Welt erblickte und bis heute als weltbekanntes Synonym für den (badischen) Schwarzwald gilt. Die Autorin zeichnet nicht nur den Weg über die medialen Transformationen zum Welterfolg nach, es gelingt ihr auch, die jeweiligen zeitgeschichtlichen Bedingungen und Befindlichkeiten des Künstlertummilieus und seines Publikums, vom Biedermeier bis zur deutschen Nachkriegsgeschichte, ja bis zur heutigen Fernsehgesellschaft („Die Fallers“), in gut dokumentierter und spannender Weise aufzuzeigen.

In den Bereich der historischen Ethnologie bzw. Rechts- und Religionsgeschichte, genauer Irrglauben und Magie, führt der Beitrag von Manfred Tschakner. Er untersucht die Phänomene der frühneuzeitlichen „Schatzgräberei“, voran der „Schatzmagier“, Mittelsmänner zwischen den Auftraggebern und Ausführenden. Im Auftreten und der Organisation dieser Mittelsmänner von ganz unterschiedlichem, niedrigem bis klerikalem Bildungshintergrund lassen sich regional deutliche Unterschiede verzeichnen, je nachdem die Schatzgräberei verboten oder staatlich geduldet bzw. gar gefördert wurde.

Den Band beschließt eine sprachpraktische Studie von Michael Bärnann aus Bern, die vor dem aktuellen Hintergrund ganz ähnlich gelagerter Problematik in Deutschland unbekannt Einblicke und wertvolle Hinweise für den Sprachunterricht erwachsener Migranten gibt. Besonders bei „politisch verordneten Sprachkursen“ ist für Außenstehende im Allgemeinen nicht zu erkennen, welche Probleme bei der Erlernung der deutschen Sprache in Bild und Phonetik auf die Betroffenen zukommen. Die Frage, wie der in täglicher Berufspraxis erlernte Dialekt zu integrieren ist, kommt noch hinzu. Ein nachdenklich stimmender, sehr aktueller Beitrag, der einmal mehr zeigt, wie wichtig die sprachliche Integration von Migranten von Beginn an ist.

Den Mitarbeiterinnen des Alemannischen Instituts gilt wieder großer Dank, Dr. R. Johanna Regnath für die Redaktion, Elisabeth Haug M.A. für Lektorat, Bildbearbeitung und Layout und Katharina Ackenheil und Nadine Kraus für Korrekturen.

Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber
für Vorstand und Beirat

Das „Lyoner Bleimedaille“ – ein frühes Bildzeugnis zur Geschichte Alamanniens?

Hans Ulrich Nuber

A. Einleitung

Dieser Beitrag ist einem kleinen, äußerlich eher unscheinbarem Fundgegenstand gewidmet. Nur selten erfuhren archäologisch-numismatische Fundstücke eine so häufige Beachtung und wurden dabei in den Einzelheiten wie in ihrer Gesamtheit so kontrovers beurteilt, wie jenes, das unter verschiedenen, meist nach seiner Herkunft als *médaille de plomb* (*de Lyon*),¹ *Lyoner Bleimedaille*,² *The Lyon Medallion*,³ *Bleimedaille aus der Saône*⁴ oder nach seinen Bezugsorten *médaille de Mayence*,⁵ *Mainzer Medaille*,⁶ *Pariser Medaille*⁷ oder ähnlich lautenden Bezeichnungen in die Literatur eingegangen ist. Der Einfachheit halber verwenden wir den breit eingeführten Begriff „Medaille“ weiter, obgleich die Benennung unzutreffend ist, da es sich nicht um das geprägte Endprodukt, d. h. eine Medaille handelt, sondern um den Probeabschlag von einem Prägestempel für eine solche.⁸ Die Vielfalt der Bezeichnungen spiegelt zugleich eine Dualität historischer Belange: Gefunden und aufbewahrt in Frankreich spielt das dargestellte Geschehen überwiegend auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands, wenngleich nicht ohne inhaltlichen Bezug nach Westen. Die Darstellung auf dem Bleistück (Abb. 2) ist ein historisches Zeugnis ersten Ranges zur spätrömischen Geschichte des Rheinlandes, darüber hinaus aber auch für die Geschichte der beiden vergangenen Jahrhunderte, denn die Interpretation der Bilder erfolgte nicht selten – sowohl aus deutscher wie französischer bzw. internationaler Sicht – erkennbar unter dem Einfluss

¹ Der Ersteditor Louis de la Saussaye sprach nur von *le plomb* (LA SAUSSAYE 1862, S. 427) bzw. *un plomb* (DERS. 1864, S. 240), FROEHNER 1878, S. 258; zum *grand médaille de plomb* avancierte das Stück erst später DURUY 1885, S. 409, Anm. 1; BABELON / BLANCHET 1895, S. 371; BABELON 1900, S. 196; JULLIAN 1912, S. 103, Anm. 1; DERS. 1926, S. 56, Anm. 3; COLIN 1927, S. 110; SESTON 1946, S. 73 (*célèbre médaille de plomb*); STERN 1953, S. 148; BASTIEN 1973, S. 157; DERS. 1989, S. 3.

² SCHUMACHER 1918, S. 14; DERS. 1923, S. 101; KNITTERSCHEID 1926, S. 347; PINK 1931, S. 2; BEHRENS 1954, S. 72; R.-ALFÖLDI 1958, S. 63; KLUMBACH 1969, S. 130; DECKER / SELZER 1976, S. 510; SCHUMACHER 1982, S. 113; DERS. 2003, S. 15; ERPELDING 2009, S. 138, 145. In jüngerer Zeit ist häufiger von dem „sog. Lyoner Bleimedaille“ die Rede: R.-Alföldi 1999, S. 49.

³ ROACH SMITH 1863, S. 194; NIXON / ROGERS 1994, S. 111; DRINKWATER 2007, S. 364.

⁴ SCHMIDT 1912, S. 11; BAATZ 1962, S. 63. Die Bezeichnung „aus der Rhône“ (FORRER 1927, S. 61, Abb. 13) oder gar „trouvé dans la Somme“ (JULLIAN 1912, S. 103, Anm. 1) stellen offensichtliche Irrtümer dar.

⁵ STEYERT 1895, S. 415^b; BABELON 1923, S. 421; DERS. 1927, S. 4.

⁶ FORRER 1918, S. 73, 75.

⁷ ANTHES 1918, S. 107.

⁸ Schon der Ersteditor L. de la Saussaye definierte das Stück nicht als Medaille, sondern als „l'essai du coin“ (LA SAUSSAYE 1862, S. 427) und „l'épreuve d'un médaille“ (DERS. 1864, S. 240).



Abb. 1 a–b: Diocletianus und Maximianus, dreifaches Goldmultiplum (14,72 gr.), Fundort: Morbach, Kr. Bernkastel, 1896 (Maßstab 2:1), Inv. Nr. 20570. Mit Genehmigung des Rheinischen Landesmuseums Trier.



Abb. 2: Médaillon de Lyon, Original (Maßstab 1:1), Inv. Nr. BB 849. Mit Genehmigung der Bibliothèque Nationale Paris, Cabinet des Médailles.

von Geisteshaltungen und Emotionen, die von den Eindrücken zeitnaher politischer Auseinandersetzungen geprägt waren.⁹

Mit der erneuten Betrachtung dieses Medaillons folge ich den Spuren meines geistigen Großvaters Andreas Alföldi (Pomáz bei Budapest 1895/Princeton 1981) sowie dessen Schülern, d. h. meiner Doktoreltern Aladár Radnóti (Budapest 1913/Frankfurt am Main 1972) und Maria R.-Alföldi (Budapest/Frankfurt am Main) und meines akademischen Lehrers Konrad Kraft (Reisdorf 1920/Frankfurt am Main 1970),¹⁰ denen ich diesen Beitrag in Dankbarkeit widme. Denn die historische Bedeutung des Bleiabdrucks aus Lyon für das römische Germanien, als ein bedeutender Repräsentant einer bildärmer werdenden Zeit, rechtfertigt einen erneuten Versuch zur Lösung seiner keineswegs endgültig gelungenen Interpretation und seiner politischen Zuordnung an den Beginn der Spätantike. Jede Diskussion verdankt naturgemäß sehr viel all denjenigen Vorarbeiten, die, wie sich herausstellen wird, bereits richtige Strecken des Weges gewiesen haben, viel aber auch gerade denjenigen, welche Widerspruch hervorrufen.

Fundort und Fundumstände der ovalen, maximal 87 mm Durchmesser messenden Bleischeibe,¹¹ die sich seit 1870 im Cabinet des Médailles in Paris befindet,¹² sind aus Lyon vergleichsweise gut überliefert. Weil sie die Schifffahrt störten, wurden 1862 im Flussbett der Saône unterhalb der Bögen des Pont du Change, der später bis zu seinem Abriss im Jahre 1972 Pont de Nemours hieß,¹³ Felsriffe abgearbeitet. Bei dieser Gelegenheit barg man neben anderen Gegenständen, darunter viele Bleiplomben, auch das Medailleon.¹⁴ Unter welchen Umständen das Bleistück an seinen Fundort in der Saône gelangt war, ob einstmals an der Fundstelle selbst in den Fluss geworfen, oder oberhalb von der Brücke zwischen der *Colonia* und *Condate* und anschließend eine Strecke flussabwärts geschwemmt, ist nicht mehr festzustellen. Da es sich für die römische Zeit aber um ein relativ wertloses Metallstück mit limitiertem Zeitwert handelte, ist davon auszugehen, dass es ähnlich wie die dort gefundenen Bleiplomben wohl weniger als „Opfergabe“ in den Fluss geriet,¹⁵ sondern eher im Zuge einer Entsorgung.¹⁶

⁹ Nicht Gegenstand dieser Betrachtungen waren – obgleich zeitgeschichtlich nicht ohne Bedeutung – die erkennbaren geistigen Beeinflussungen, resultierend aus den Eindrücken der Kriegsergebnisse von 1870/71, 1914/18, 1939/45.

¹⁰ ALFÖLDI 1926; RADNÓTI 1967; R.-ALFÖLDI 1958; KRAFT 1958.

¹¹ Die Maßangaben für den Durchmesser des ovalen Bleistücks schwanken von 75 mm (BRAUN 1863, S. 160) bis 90 mm (BABELON / BLANCHET 1895, S. 371; R.-ALFÖLDI 1958, S. 64, Anm. 8); der Durchmesser des Perlkranzes wird einheitlich mit 70 mm benannt (BASTIEN 1973, S. 73; TURCAN 1987, S. 183). Angaben zur Stärke der Bleiplatte oder zum Gewicht habe ich nicht gefunden, auch eine Abbildung der Rückseite kenne ich nicht.

¹² Paris, Bibliothèque Nationale, Cabinet des Médailles, Inv. BB 849 (SCHUMACHER 1982, S. 113; GILLES 2007, Kat. Nr. 1.4.11). Nach BASTIEN 1973, S. 73 und TURCAN 1987, S. 183, soll die Inventarnummer K 520 lauten.

¹³ ROCH 1983, S. 43. Der Pont du Change, ein Überweg, der in das 11. Jahrhundert zurückreicht, lag unterhalb der wichtigen römischen Brücke, welche die römische Kolonie *Lugdunum* mit *Condate*, dem Zentrum der *Tres Galliae*, verband; vgl. die Kartenskizzen ebd., S. 8 und 11.

¹⁴ LA SAUSSAYE 1862, S. 426 f.; TURCAN 1987, S. 183; BASTIEN 1989, S. 3 f.

¹⁵ P. Bastien billigte dem Bleistück denselben Wert als Opfergabe an die Wassergötter zu, wie den Münzen, die für gewöhnlich bei Passagen in den Fluss geworfen wurden (BASTIEN 1989, S. 4). Diese bestehen jedoch regelhaft aus Kupferlegierungen, Silber oder Gold – Blei hingegen ist das vorgeschriebene Medium für negative Einflussnahmen, Defixionen, Verfluchungen etc. (NUBER 1984, S. 378, Anm. 7).

¹⁶ Dies mag im Zuge einer Abfallentsorgung geschehen sein, grundsätzlich eigneten sich Flüsse aber auch, um belastendes Material möglichst schnell und endgültig verschwinden zu lassen. So könnten die vier Münzstempel aus der Mosel – bei allen vier handelt es sich um Vorderseitenstempel einer Serie des Magnentius

Was den Charakter bzw. den genauen Verwendungszweck des Fundstückes betrifft, so besteht nach einer anfänglichen Vielfalt von Vorstellungen¹⁷ bis hin zur Frage seiner Echtheit¹⁸ heute Einigkeit darüber, dass es sich bei dem „Medaillon“ um den Probeabschlag eines Rückseitenstempels für die Herstellung einer sehr großformatigen, münzähnlichen Edelmetallprägung handelt.¹⁹ Erst relativ spät wird für diese ausdrücklich Gold angenommen.²⁰ Basierend auf dem Durchmesser vergleichbarer Stücke in Verbindung mit dem Standardgewicht zeitgenössischer goldener Kursmünzen vermochte R.-Alföldi die ursprüngliche Größenordnung als 48-fachen Aureus²¹ zu veranschlagen.²² Diese vielfachen, münzähnlichen Stücke, heute allgemein

(CÜPPERS 1968, S. 216) – durchaus auch unter genannten Voraussetzungen in den Fluss gelangt sein, vergleichbar den 1945 dort versenkten Parteiabzeichen.

- ¹⁷ Vgl. Anm. 8. Nach J. Becker (BECKER 1868, S. 162) diente das Bleistück als „erster Entwurf für eine Gedenkmünze“. A. Steyert verneinte gleichfalls den Medailloncharakter und sah in dem Bleistück mit glatter Rückseite „une des ces épreuves que les graveurs sont dans l'usage de frapper pour juger de leur travail“ (Steyert 1895, S. 451^b). Auch E. Babelon und J.-A. Blanchet (BABELON / BLANCHET 1895, S. 371) vermuteten in demselben Jahr einen Probeabschlag: „essai de coin monétaire“, später jedoch (BABELON 1901, S. 947) wieder ein „modèle de médaillon en plomb“. K. Schumacher (SCHUMACHER 1912, S. 59 f., Nr. 39) erachtete das Bleimedailleon als „eine auf den Germanensieg des Maximian im Jahre 286/87 geschlagene Denkmünze“, die er später (DERS. 1918, S. 14 f.) als „Schaumünze“ bezeichnete. Die Vorstellung von J. Babelon (BABELON 1927, S. 10), dass es sich bei diesem „monument monétiforme“ auch um das Modell für einen Cameo, für ein kleines Relief oder ein Ornament für eine Waffe, also ein militärisches Emblem oder eines für Reliefkeramik handeln könnte, fand keine allgemeine Zustimmung. Der Ansicht von A. Grenier (GRENIER 1931, S. 535), wonach das Bleistück ursprünglich als Kern eines vergoldeten Medaillons gedient hatte, folgten ebenfalls keine weiteren Verfechter. Allein blieb auch A. Riese mit seiner Vorstellung, dass der Lyoner Fund ein „Bleisigill“ (= Siegel) darstellte (RIESE 1914, S. 37, Nr. 293). Die Ansprache von E. Demougeot des Bleistücks als Gussform (*moule*) für ein Goldmedailleon (DEMOUGEOT 1986, S. 121) hat R. Turcan zurückgewiesen (TURCAN 1987, S. 195).
- ¹⁸ BECKER 1868, S. 156; CATHIAU 1882, S. 207; POELLNITZ 1884, S. 8; SCHUMACHER 1906, S. 25.
- ¹⁹ Das „piccolo medaglione“ bei CALZA 1972, S. 127 dürfte auf einem Irrtum beruhen. Der Prägevorgang ist gut nachzuvollziehen, da dieser in zwei, leicht versetzten Schlägen ausgeführt wurde. Den Doppelschlag erkennt man in der unteren Randzone an dem zwei Mal auftretenden Schriftzug FL RENVVS, den P. Bastien (BASTIEN 1973, S. 92) offenbar als Erster beschrieben hat. Seine ursprüngliche Deutung dieses Phänomens, die er später präziserte (DERS. 1989, S. 21) überzeugt indessen weniger als die von R. Turcan (TURCAN 1987, S. 187). Zur Technik der Prägevorgänge siehe R.-ALFÖLDI 1978, S. 30–32.
- ²⁰ H. Cohen (COHEN VI 1886, S. 463, Anm. 1) hielt das Bleistück für den Abschlag eines Stempels für Bronzeprägungen, eine Ansicht, die 120 Jahre isoliert blieb, bis A. Pasqualini (PASQUALINI 1979, S. 39) und C. Heitz sie wiederholten (HEITZ 2006, S. 194). 1901 deutete E. Babelon (BABELON 1901, Sp. 947) das „médaillon de plomb“ als „un modèle de médaillon en or“, d. h. zur Ausmünzung von Gold. Später waren es vor allem numismatisch Versierte, die das Blei mit einer Goldausprägung in Verbindung brachten: KUBITSCHKE 1919, S. 11, Anm. 1; UNVERZAGT 1919, S. 78; DREXEL 1924, S. 15; EVANS 1930, S. 236; PINK 1931, S. 2; TOYNBEE 1944/1986, S. 67; BEHRENS 1954, S. 72; R.-ALFÖLDI 1958, S. 64 mit Anm. 6; BASTIEN 1973, S. 73, 89. In Folge der letztgenannten Arbeiten wird der Zusammenhang mit einer Goldprägung nun häufiger ausgesprochen. Falsch ist hingegen die Angabe von M. Neugebauer (NEUGEBAUER 2010, S. 143), der von einem „Goldmedailleon mit der Ansicht von Mainz“ spricht. Die Ausprägung des Multiplums in Silber wurde nie in Betracht gezogen.
- ²¹ Die Goldmünze der Zeit, der Aureus, erfuhr um 290 n. Chr. eine Gewichtserhöhung von 4,68 gr (70 Stück pro röm. Pfund) auf 5,46 gr (60 Stück pro röm. Pfund), vgl. WEBB 1933, S. 207.
- ²² R.-ALFÖLDI 1958, S. 64, Anm. 6. Denkbar erscheint bei der Größenordnung des von ihr errechneten Gesamtgewichtes von 261,60 g anstelle eines 48-fachen Aureus – bei 5,46 g pro Aureus Einzelgewicht (= 262,08 g) – auch ein 50-faches Stück von 234 g (bei Einzelgewicht von 4,68 g pro Aureus), je nachdem, ob der Standard vor oder nach der Münzreform zugrunde gelegt wird (WEBB 1933, S. 207). Im diokletianischen Edikt werden Preissteigerungen immer in zweier oder fünfer Stufen abgegeben (SPERBER 1966, S. 193 mit Anm. 37 und 38). Besonders in höheren Kategorien kommen nicht nur Vierer- oder Achterstufen

als *multipla* bezeichnet,²³ wurden bekanntlich in allen drei Münzmetallen, nur in geringen Stückzahlen und abgestuften Gewichts- bzw. Größenordnungen, zu besonderen Anlässen in den kaiserlichen Münzstätten geprägt, um im Namen der Herrscher verschenkt zu werden. Regelmäßig trugen daher die Vorderseiten dessen oder deren Porträts.²⁴ Im Falle des Lyoner Medaillons sind die Herrscherporträts jedoch nicht auf uns gekommen, da kein Beleg für die Vorderseite existiert. Obgleich sich von dem Stempel des Lyoner Medaillons kein geprägtes Original nachweisen lässt, kann das nicht heißen, dass es ein solches nie gegeben hat.²⁵ Beobachtete Funde von Goldmultipla sind, wie bereits gesagt, naturgemäß eher selten²⁶ und daher ist regelhaft auch nur ein einziges Belegstück für deren jeweilige Existenz überliefert. Die Frage, ob es überhaupt jemals zu Ausprägungen mithilfe des Lyoner Stempels gekommen war,²⁷ lässt sich anhand des Bleiabschlags kaum beantworten, der zwar spätere Korrosionsschäden, aber offenbar noch keine wesentlichen Abnutzungserscheinungen zeigt. Ebenfalls nicht mehr festzustellen ist, an welcher Stelle im Produktionsablauf der Abschlag letztlich ausgeführt wurde und zu welchem genauen Zeitpunkt bzw. Zweck: ob als Prüfstück im Verlauf der Stempelherstellung,²⁸ als Beleg bei dessen Endabnahme oder als Vorführobjekt vor der eigentlichen Herstellung. Ebenso wenig lässt sich heute noch feststellen, wie lange der Abschlag ggf. noch in der Münzstätte als Prüfstück oder Ähnliches aufbewahrt wurde. Jedenfalls handelt es sich um ein exzeptionelles numismatisches Zeugnis, das ursprünglich mit einer kaiserlichen Münzstätte,²⁹ in diesem Fall in *Lugdunum*/Lyon, in einem engen Zusammenhang gestanden hatte.³⁰

vor, sondern auch Fünfer- bzw. Zehnerstufen (TOYNBEE 1944/1986, S. 167). Letztgenannte ist die derzeit höchste, für die Zeit der Tetrarchie durch Originalfunde nachgewiesene Gewichtsklasse (BASTIEN 1973, S. 92). Im Fund von Beaurains bei Arras sollen sich jedoch neben den Vielfachen von fünf und zehn Aurei auch zwei Stücke im Wert von je 100 Aurei befunden haben (EVANS 1930, S. 222 f. und S. 240 mit Anm. 38; TOYNBEE 1944/1986, S. 67 f.); kritisch hierzu bzw. ablehnend P. Bastien (BASTIEN 1973, S. 92 sowie DERS. / METZGER 1977, S. 14 f.).

²³ R.-ALFÖLDI 1978, S. 212–214.

²⁴ BABELON 1927, S. 10.

²⁵ TURCAN 1987, S. 194; BASTIEN 1989, S. 21.

²⁶ TOYNBEE 1944, S. 57 ff. Einzelstücke aus Deutschland z. B. das Goldmultiplum des Diocletianus und Maximianus aus Morbach, Kr. Bernkastel (LEHNER 1897, S. 363) oder des Constantius II aus Eigeltingen-Münchhof (SEITZ 1993, S. 152). Nur in geschlossenen Funden, die vom Empfänger der Geldgeschenke zeitnah verborgen und nicht wieder ans Tageslicht gebracht worden sind, finden sich regelhaft auch noch die zusammengehörenden Präge-Serien, wie z. B. in Beaurains bei Arras (BASTIEN / METZGER 1977) oder *Brigitio* (HAMPEL 1891 und KENNER 1891).

²⁷ UNVERZAGT 1919, S. 78; BABELON 1927, S. 10; BASTIEN 1973, S. 92; TURCAN 1987, S. 194.

²⁸ So P. Bastien (BASTIEN 1973, S. 89), der wegen ihm unfertig erscheinender Ausführungen von Gesichtern, Gliedmaßen und Füßen einiger Personen (vgl. unten, S. 45 mit Anm. 180) an einen Probeabschlag im Verlauf der Herstellung der Stempelgravur dachte. Gegen eine solch subtile Beurteilungsmöglichkeit führte R. Turcan (TURCAN 1987, S. 194) den Erhaltungszustand der Bleiplatte ins Feld.

²⁹ Die Stelle, wo sich einst die kaiserliche Münzstätte in Lyon befand, ist nicht bekannt; sie wird aber traditionell auf der Colline de Fourvière (Zentrum der *colonia*) angenommen. Nördlich dieses Hügels fand man bei Ausgrabungen am rechten Saôneufer, am Quai Arloing 29–30, in einer Metallwerkstatt zwölf unverarbeitete Cu-Plättchen in der Größenordnung von Sesterzen, Dupondien und Assen (LE MER / CHOMER 2007, S. 220, 712).

³⁰ Die Herstellung des Prägestempels wird von den meisten Forschern, die sich dazu äußerten, in Lyon vermutet (siehe unten, S. 54 mit Anm. 203).



Abb. 3: Médaille de Lyon. Zeichnung aus SCHMIDT 1912 mit Nummerierung der dargestellten Personen.

B. Literatur und bildliche Wiedergaben

1) Veröffentlichungen

Zu dieser Studie wurden mehr als 130 Veröffentlichungen ausgewertet, in denen das Lyoner Medaillon Erwähnung gefunden hat.³¹ Die Liste ist sicher nicht vollständig und mit einigem Ehrgeiz und Finderglück lässt sie sich wahrscheinlich noch auf eine Publikation pro Jahr in der 150-jährigen Forschungsgeschichte des Bleistückes erweitern. Die ausgewerteten Zitate dürften insgesamt als repräsentativ für das Meinungsbild einzustufen sein. In der Gewichtung dieser Literaturstellen sind jedoch beträchtliche Unterschiede zu machen. Im Mittelpunkt des Interesses stehen natürlich diejenigen Abhandlungen, welche die Beschreibung, Interpretation und his-

³¹ Siehe unten, S. 77 ff. (Literaturliste). In diesem Zusammenhang erstaunen einschlägige Veröffentlichungen, in denen das Medaillon keine Berücksichtigung fand: so monierte W. Kubitschek (KUBITSCHKEK 1919, S. 11, Anm. 1) die Nichtaufnahme in das Medaillon-Corpus von F. Gnechchi (GNECCHI 1912).



Abb. 4: Médaillon de Lyon. Erste Zeichnung von Encina, Lyon 1862. Aus: LA SAUSSAYE 1862, S. 426.

torische Einordnung zum eigentlichen Ziel hatten.³² Daneben gibt es aber zahlreiche kleinere Studien und Kommentare in unterschiedlichen Zusammenhängen, die von Bedeutung sind.

Häufig finden sich diese in allgemein-historischen Abhandlungen zur Geschichte der infrage stehenden Zeit einschließlich ikonografischer Deutungsversuche der dargestellten Personen.³³ Hinzu kommen lokal-topografische Betrachtungen zur Stadt Mainz mit dem gegenüberliegenden Brückenkopf in Mainz-Kastel,³⁴ Fragen der spätantiken Architektur, speziell des Brücken- oder Festungsbaues.³⁵ Mehrfach taucht das Bleistück in Sammlungskatalogen³⁶ bzw. Katalogen

³² Die wichtigsten in chronologischer Reihenfolge: LA SAUSSAYE 1862; ROACH SMITH 1863; UNVERZAGT 1919; ALFÖLDI 1926; BABELON 1927; R.-ALFÖLDI 1958; DIES. 2001; GRABAR 1966; BASTIEN 1973; TURCAN 1987; BASTIEN 1889; DRINKWATER 2007.

³³ Beispielhaft: LA SAUSSAYE 1864; BECKER 1868; PFLUGK-HARTUNG 1886; JULLIAN 1912; BERNOULLI 1894; KOEPP 1905; SCHAEFER 1914; SCHUMACHER 1917; DERS. 1918; KNITTERSCHEID 1926; SCHMIDT 1940; SESTON 1946; BRILLIANT 1963; DEMOUGEOT 1985; BURNS 1994; NIXON / ROGERS 1994; SCHUMACHER 2003.

³⁴ In Auswahl: BECKER 1868; SCHNEIDER 1881; GRIMM 1882; POELLNITZ 1884; ZANGEMEISTER 1905; SCHUMACHER 1906; DERS. 1908; SCHMIDT 1912; SCHUMACHER 1923; BEHRENS 1954; KLUMBACH 1969; CALZA 1972; SCHOPPA 1974; DECKER / SELZER 1976; STÜMPPEL 1980; ZIETHEN 1998; HEISING 2008.

³⁵ Eine Kernfrage war immer, inwieweit die Darstellungen auf dem Medaillon, zur Rekonstruktion eines tatsächlichen Bestandes herangezogen werden kann: BECKER 1879; VELKE 1887; SCHUMACHER 1906; KOEPP 1912; FORRER 1918 A; KUBITSCHKE 1919; BLANCHET 1923; SCHLEIERMACHER 1950; BEHRENS 1954; CÜPPERS 1969; JOHNSON 1983; HEISING 2008; DERS. 2010.



Abb. 5: Médaillon de Lyon. Zeichnung von E. Dalane, Strasbourg/Paris 1878. Aus: FROEHNER 1878, S. 259.

zu solchen Ausstellungen³⁷ auf, in denen das Medaillon thematisch zum Programm gehörte. Auch speziell numismatische Erörterungen wie Einordnung, Herstellungstechnik, Münzmetall und Nominal spielen natürlich eine Rolle.³⁸ In einer letzten Gruppe lässt sich das Medaillon als reines Illustrationsobjekt in bildlichen Darstellungen oder Texten klassifizieren.³⁹ Häufig gelten jedoch die Betrachtungen nicht einer dieser Kategorien allein, sondern weisen unterschiedliche Verbindungen von Fragen auf.

³⁶ Die Sammlungen beziehen sich hauptsächlich auf Paris (Original), Lyon (sehr früher Abguss bzw. Galvano, der heute den besten Erhaltungszustand zeigt) und Mainz (Gips- und Kunststoffkopien): BABELON / BLANCHET 1895; BABELON 1900; SCHUMACHER 1909; DERS. 1918; TURCAN 1987; BASTIEN 1989. In Mainz wurden seit Ende des 19. Jahrhunderts bis in neueste Zeit immer wieder metallene Reproduktionen des Medaillons als Geschenke oder Souvenirs ausgegeben (vgl. MIKLER 1999, S. 331, Nr. 18 und S. 385, Abb. 27).

³⁷ In Ausstellungen taucht das Stück vermehrt seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf: WEIDEMANN 1980; OVERBECK 1985; BURNS / OVERBECK 1987; WAURICK 1990; NUBER 1997; KLEIN 2000; SCHUMACHER 2003; GEIBERGER 2005; NUBER 2005; GILLES 2007; ERPELDING 2009.

³⁸ FROEHNER 1878; COHEN 1886; BLANCHET 1896; BABELON 1901; KRÜCKE 1905; EVANS 1930; PINK 1931; TOYNBEE 1944; R.-ALFÖLDI 1978; DIES. 1999; HEITZ 2006.

³⁹ Hier sind es vor allem Umzeichnungen, die mehr oder weniger naturgetreu, manchmal auch nur die untere Hälfte oder einen Teil der Medaillondarstellung wiedergeben: SCHUMACHER 1923; FISCHER 1999; OLDENSTEIN / GUPTÉ 1999; HEITZ 2006; QUAST 2009.



Abb. 6: Médaillon de Lyon. Unsignierte Umzeichnung „nach Fröhner“. Aus: PFLUGK-HARTUNG 1886, S. 107.

2) Gravuren und Stiche

Ehe wir uns der Deutung von Einzelheiten der Darstellungen auf dem Medaillon zuwenden, sei dessen bildliche Reproduktion als ein sehr wichtiger Gesichtspunkt der Überlieferung angesprochen. Im Stile der damaligen Zeit, d. h. bis zur Verwendung von Fotografien für die Reproduktion archäologischer Objekte, diente im 19. Jahrhundert allein die gravierte Strichzeichnung als Medium der Anschauung (vgl. Abb. 3–9).⁴⁰ So ist auch vom Lyoner Medaillon anfangs eine Serie von Stichen erschienen, die, bisweilen von zeitgenössischen Kunstzeichnern signiert, zu meist unter der Autorität von Gelehrten hergestellt worden sind und inhaltlich deren Interpretationsansichten wiedergeben. Häufig wurden die veröffentlichten Abbildungen danach für weitere Publikationen kopiert oder umgezeichnet, oft unter Weglassung der Signaturen bzw. von Herkunftsnachweisen. Interessant hierbei ist die Entwicklung in den Detailwiedergaben jener dargestellten Personen, die von besonderer Bedeutung für die Interpretation der Darstellung sind. Die Zeichnungen variieren in vielen Einzelheiten,⁴¹ alle Abbildungen weisen mehr oder

⁴⁰ Anachronistische Nachläufer (vgl. Tabelle 6) überzeugen nicht durch bessere Qualität.

⁴¹ Ein Kriterium stellt z. B. die Anzahl der Perlen im begrenzenden Rand dar, am leichtesten kontrollierbar unterhalb der Beischrift FL RENVS. In Wirklichkeit sind es neun, der erste Illustrator (Encina [Abb. 4]) gab dieses Detail richtig wieder, zwei, nämlich E. Dalane (Abb. 5) und P. Sellier (Abb. 7), brachten es auf jeweils elf, St.-E. Gautier (Abb. 8) auf fast zwölf Perlen. Erst R. Schilling (Abb. 9) kam wieder auf neun zurück.

weniger falsche Details auf.⁴² Denn deren Endfassung gründete – wie bereits erwähnt – je nach Vorlage auf dem Erkennungsvermögen und der Kunst der Zeichner bzw. Graveure einerseits und andererseits auf dem Erkenntnisstand des betreffenden Auftraggebers, dessen Interpretation nicht ohne Wirkung auf die Ausführung blieb. Daher bietet sich die Durchsicht in chronologischer Reihenfolge an. Zum Vergleich werden hier die fotografische Reproduktion des Originalstücks aus dem Cabinet des Médailles, Paris (Abb. 2),⁴³ sowie diejenige der ältesten Kopie aus Lyon (Abb. 10)⁴⁴ herangezogen. Zur Vereinfachung der Ansprache der dargestellten Personen dient eine Durchnummerierung (vgl. Abb. 3).⁴⁵

Tabelle 1: Nachweise für den Illustrator ENCINA (Abb. 4)⁴⁶

Jahr	Signatur	Publikation	Kommentar
1862	ENCINA	La Saussaye 1862, S. 426.	1 fehlt Waffe (Schild?); 3–4 bärtige Kaiser mit Rollen in den linken Händen; 5 fehlt Helm; 6 falsche Armhaltung, Schild fehlt; 8 sitzt und kniet nicht; 10 zwei Köpfe, blicken fälschlich nach links – in Wirklichkeit nur einer mit Schultergepäck; 14 ist kein gepanzerter und belorbeerter Kaiser; 15 ist keine geflügelte Victoria und hält keinen Kranz über 14; 16 fehlt das Schwert, hält keinen Palmzweig und seine Beine sind zu dünn; 17 linker Arm vor dem Körper, nicht hinter 16.
1863		Roach Smith 1863, pl. III.	Kopie mit Signatur.
1868		Becker 1868, S. 152, Taf. II,2.	Feine unsignierte Umzeichnung, auf der Grundlage von Encina wiederholt: dieselben Ungenauigkeiten wie oben, 17 ist nicht nackt.
1870		Becker 1870, Taf. II,1.	Neue unsignierte Umzeichnung, auf der Grundlage von Encina wiederholt, sehr ähnlich aber nicht identisch mit Becker 1868.
1882		Grimm 1882, Titelabbildung.	„Röm. Medaille nach del Saussaye“, Kopie mit Signatur.
1884		v. Poellnitz 1884, Taf. II,3.	„Aus Nass. Annalen, Bd. IX“, Kopie ohne Signatur.
1958		R.-Alföldi 1958, S. 65, Abb. 2.	Kopie mit Signatur.
1987		Turcan 1987, S. 184, Anm. 6, pl. 35.	Kopie mit Signatur.
1989		Bastien 1989, S. 43, pl. I,1.	Kopie mit Signatur.
1994		Burns 1994, S. 14, Illustr. 2.	Nach Bastien 1989, pl. I.
2001		R.-Alföldi 2001, S. 65, Abb. 2.	Kopie mit Signatur.
2007		Drinkwater 2007, S. 365, Fig. 27.	Kopie mit Signatur.

⁴² SCHUMACHER 1918, S. 15; BABELON 1927, S. 5.

⁴³ Der Bibliothèque Nationale Paris, Cabinet des Médailles danke ich für die Übermittlung der Abbildung und die Druckerlaubnis. Diese Abbildung ist auch in dem Trierer Ausstellungskatalog von 2007 (= GILLES 2007) zu sehen, wo sie zudem mit Lupeneffekt betrachtet werden kann.

⁴⁴ Dem Musée des Beaux-Arts de Lyon verdanke ich die Abbildung und Reproduktionserlaubnis.

⁴⁵ In unserer Abb. 8 sind auf der Grundlage der Zeichnung von Richard Schilling (siehe Tabelle 5) die dargestellten Personen mit Ziffern markiert, um eine kurze und zweifelsfreie Ansprache zu ermöglichen.

⁴⁶ Nicht genannt bei COURBOIN 1926, Bd. 3: XIX^e siècle oder BÉNÉZIT / BUSSE 1999, ebenso wenig wie die unten folgenden genannten französischen Graveure; auch THIEME / BECKER verzeichnen ihn nicht. Frau Dr. A. Karasch, Leiterin der Historischen Sammlungen in der Universitätsbibliothek Freiburg, danke ich für freundliche Hinweise bei der Namensrecherche der französischen Illustratoren.

Tabelle 2: Nachweise für den Graveur E. DALANE (Abb. 5)⁴⁷

Jahr	Signatur	Publikation	Kommentar
1878	<i>E. DALANE</i>	Froehner 1878, S. 259.	Mit Ungenauigkeiten und vielen Ergänzungen bzw. Details (z. B. Soldatenstiefel), die auf dem Original fast nicht zu sehen sind. 1 ohne Waffe; 3 und 4 sehr porträthafte Züge mit Rollen in den Händen; 5 fehlt der Helm; 6 Armhaltung falsch, Schild fehlt; 8 sitzt und kniet nicht; 10 fälschlich zwei Köpfe nach links; 14 kein Kaiser mit Lorbeer; 15 keine krönende Victoria; 16 keine geflügelte Frau mit Palmzweig, dafür ohne Schwert; 17 linker Arm falsch.
1882		Grimm 1882, Taf. III,1.	Kopie mit Signatur.
1886		Pflugk-Hartung 1886, S. 107.	Unsignierte Umzeichnung „nach Fröhner“. Mit einer Ausnahme: der Knieende (8) ist jetzt richtig gezeichnet, wenngleich ohne Haare.
1887		Velke 1887, S. 608, Abb.	Kopie mit Signatur.
1905		Koepp 1905, S. 135, Abb. 98.	Kopie ohne Signatur.
1927		Forrer 1927, S. 61, Abb. 13.	Kopie ohne Signatur.
1927		Colin 1927, S. 110, Fig. 17.	„Cliché Forrer“; Kopie ohne Signatur.
1966		Grabar 1966, S. 20, Abb. 20.	„Z von Froehner“ mit Signatur.
1972		Calza 1972, Taf. XXVII, Abb. 73.	Kopie mit Signatur.
1987		Turcan 1987, S. 184, Anm. 6.	Kopie mit Signatur.
1989		Bastien 1989, S. 43, pl. I,2.	Kopie mit Signatur.
1994		Burns 1994, S. 14, Illustr. 2.	Nach Bastien 1989, pl. I.

Tabelle 3: Nachweise für den Graveur P. SELLIER (Abb. 7)⁴⁸

Jahr	Signatur	Publikation	Kommentar
1885	<i>P. SELLIER</i>	Duruy 1885, S. 409, Abb. Z.	Sehr feine und manieristische Zeichnung, insbesondere was die Kaiserporträts betrifft. 1 jetzt mit Schild und Stiefel mit gelappten Stulpen; 3, 4 ohne Rollen in den Händen; 5 mit Kopfbedeckung; 6 fehlt Schild; 8 sitzt falsch; 9 umfasst 7; 10 zwei Köpfe frontal; 11 mit Diadem; 14 porträthafter, tetrarchischer Kaiser mit Bart; 15 Victoria; 16 Victoria mit Palmzweig; 17 nacktes Kind mit falscher Armhaltung.
1912		Jullian 1912, S. 103.	Kopie mit Signatur.

⁴⁷ Nicht bei COURBOIN 1926 und BÉNÉZIT / BUSSE 1999. E. Dalane hat den ganzen Katalogband von W. Froehner illustriert, der in Strasbourg bei G. Fischbach (G. Silbermann Nachf.) hergestellt und in Paris bei J. Rothschild herausgegeben wurde.

⁴⁸ Nicht bei COURBOIN 1926 und BÉNÉZIT / BUSSE 1999. Vielbeschäftigter Graveur und Illustrator der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich, sehr häufig in Verbindung mit dem Verlag L. Hachette, Paris. Er hat u. a. die Illustrationen zu dem mehrbändigen Lexikon DAREMBERG-SAGLIO, Paris 1873–1919, gezeichnet.



Abb. 7: Médaillon de Lyon. Zeichnung von P. Sellier, Paris 1885. Aus: DURUY 1885, S. 409, Abb. Z.

Tabelle 4: Nachweise für den Künstler und Graveur SAINT-ELME GAUTIER (Abb. 8)⁴⁹

Jahr	Signatur	Publikation	Kommentar
1895	<i>St ELME. G.</i> = Saint-Elme Gautier	Babelon / Blanchet 1895, S. 371, Abb. 849.	Hält sich bildlich weitgehend an Sellier, aber 3–4 wieder mit Rollen in den Händen; Schraffuren in der Fläche geändert.
1901		Babelon 1901, S. 947, Fig. 34.	Kopie mit Signatur.
1907		Blanchet 1907, Taf. XXI,4.	Kopie mit Signatur.
1927		Colin 1927, S. 110, Fig. 17.	„Cliché Forrer“.
1930		Evans 1930, S. 237, Fig. 2.	Kopie mit Signatur.

⁴⁹ Saint-Elme Gautier, geb. 16.1.1849 in La Rochelle (Charente-Maritime), war ein bekannter französischer Maler, Zeichner und Graveur seiner Zeit (vgl. THIEME / BECKER, Bd. 13, 1920, S. 290; BÉNÉZIT / BUSSE Bd. 5, S. 925); sein Name erscheint auch auf dem Titelblatt des Kataloges (BABELON / BLANCHET 1895), für den er durchweg die Abbildungen schuf.



Abb. 8: Médaillon de Lyon. Zeichnung von St.-Elme G(autier), Paris 1895. Aus: BABELON / BLANCHET 1895, S. 371, Abb. 849.



Abb. 9: Médaillon de Lyon. Zeichnung von Richard Schilling, Freiburg 1911/12. Aus: SCHMIDT 1912, S. 1, Abb. 1.

Tabelle 5: Nachweise für den Zeichner RICHARD SCHILLING, Freiburg (Abb. 9)⁵⁰

Jahr	Signatur	Publikation	Kommentar
1912	keine	Schmidt 1912, S. 1, Abb. 1.	Vorlage war ein Gipsabguss der Bibliothèque Nationale, Paris. Sehr akribische Neuzeichnung: z. B. Buchstabenversatz bei SAE/CVLI oder Abstände bei FE – LI. 1 mit Stangenwaffe; 2 mit Schildbuckel; 3 mit Rolle von vorn; 5 mit Helm; 6 mit Schild; 8 Kniender nach links und mit richtiger Armhaltung; 9 Bittflehende mit beiden Armen nach vorn; 10 jetzt richtig, ein Kopf nach rechts, Schultergepäck; 11 Jugendlicher mit Kind, sich abwendend; 14 Mann mit Schultergepäck, rechte Hand am Schwert (?); 15 Frau rückblickend mit Gepäck; 16 Mann mit Gepäck und linke Hand am Schwert; 17 Kind, hier aber Kopfhaltung falsch.
1913		Ritterling / Barthel 1913, Bl. 13.	
1980		Stümpel 1980, S. 791, Abb. 1.	
1982		Baatz 1982, S. 219, Abb. 149.	
1989		Baatz 1989, S. 219, Abb. 149.	
1990		Bernhard 1990, S. 131, Abb. 64.	
1994		Czysz 1994, S. 217, Abb. 171.	
2003		Schumacher 2003 S. 16, Abb. 17b.	
2005		Heising 2005, S. 173, Abb. 1.	Nur untere Hälfte der Zeichnung.
2005		Nuber 2005, S. 19, Abb.	
2008		Heising 2008, Umschlagbild.	

Tabelle 6: Nachweise für spätere Zeichner

Jahr	Zeichner	Publikation	Kommentar
1923	unbekannt	Schumacher 1923, S. 5, Abb. 1.	Stark stilisierte und geschönte Umzeichnung der unteren Hälfte ohne Personen.
1983	unbekannt	Johnson 1983, S. 43, Abb. 17.	Ausschnitthafte Umzeichnung des unteren Teils ohne Detailtreue.
1999	unbekannt	Fischer 1999, S. 155.	Nur unterer Teil, Zeichnung willkürlich verändert und farbig hinterlegt. Bildnachweis: RGZM.
1999	Sunhild Kohz, Mainz	Oldenstein / Gupte 1999, Titelblatt.	Umzeichnung nach Schilling.
2006	S. Schmies, Bonn	Heitz 2006, S. 94, Abb. 49, S. 207.	Wenig getreue Umzeichnung nach R.-Alföldi 1958, Abb. 1–2 mit zahlreichen Detailfehlern.

⁵⁰ Richard Schilling, geb. 10.04.1868 in Mittweida, † 1932 in Hinterzarten. Er war von 1894 bis Ende 1919 mit Unterbrechungen als Zeichner an der Universität Freiburg i. Br. tätig. R. Schilling arbeitete für verschiedene naturwissenschaftliche Fakultäten, aber auch in der Philosophischen für Ernst Fabricius. R. Schilling war Grafiker, Zeichner und Kunstmaler und hat sein eher bedrückendes Berufsleben in einer Selbstbiografie geschildert (SCHILLING 1926). Entscheidende Hinweise für seine Freiburger Zeit verdanke ich Dr. F. Reusse, Direktion des Augustinermuseums, sowie Prof. Dr. D. Speck, Archivar der Universität, beide Freiburg.

3) Fotografische Abbildungen

Die erste fotografische Abbildung des Lyoner Medaillons erschien 1895 bei André Steyert.⁵¹ Er hat das Stück, d. h. die in Lyon vorhandene Kopie selbst fotografiert und benennt auch in Anbetracht der technischen Neuerungen den Cliché-Hersteller B. Delaye. In Deutschland geschah dies etwas später, erstmals offenbar 1906 durch Karl Schumacher initiiert. Als Hersteller benannte er E. Neeb,⁵² der eine in Mainz befindliche Gipskopie fotografierte. Hatte Friedrich Koepp 1905 in der ersten Auflage des Werks „Die Römer in Deutschland“⁵³ noch die Gravur aus dem Froehnerschen Katalog verwendet, so präsentierte er 1912 in seiner dritten Auflage die besagte Fotografie.⁵⁴ Als Vorlage diente ein Abguss aus Paris, der dort von einer galvanoplastischen Kopie des Originals hergestellt worden war. Dessen Entstehung dürfte demzufolge nach 1870, dem Jahr des Transfers aus Lyon liegen, d. h. die Mainzer Vorlage repräsentiert bereits einen schwächeren Erhaltungszustand.⁵⁵



Abb. 10: Médaillon de Lyon (Bleiabschlag). Foto (2010) des ältesten Galvanoabdrucks in Lyon, vor 1870. Mit Genehmigung des Musée des Beaux-Arts, Lyon.

⁵¹ STEYERT 1895, S. 451^b, Fig. 8; BASTIEN 1973, S. 75.

⁵² SCHUMACHER 1906, S. 3.

⁵³ KOEPP 1905, S. 105, Abb. 98.

⁵⁴ DERS. 1912, S. 141, Abb. 112.

⁵⁵ SCHUMACHER 1906, S. 25, Abb. 7; BASTIEN 1989, S. 4.

Ab dieser Zeit lösen dann fotografische Abbildungen des Medaillons die älteren Zeichnungen ab. Dies gewährleistete einerseits eine größere Authentizität, aber – da regelhaft nur eine Abbildung mit einer Ausleuchtungsrichtung gebracht wurde – kamen andererseits nur bestimmte Details gut zur Ansicht, andere dafür nicht, da sie im Leuchtschatten lagen. Leider wurden auch in der Folgezeit nur selten genaue Provenienzen angegeben; doch dürften die meisten Vorlagen in Deutschland auf den Mainzer Bestand zurückgehen.⁵⁶ Auf den ersten Blick mag die Frage nach den Vorlagen für die Fotografien wenig bedeutsam erscheinen. Aber seit bekannt ist, dass das Original in Paris im Laufe der Zeit in seiner Erhaltung gelitten hat⁵⁷ und eine frühere Galvanokopie in Lyon, die dort 1870 anstelle des Originals verblieb, sich heute als die beste Überlieferung des ehemaligen Fundzustandes erweist,⁵⁸ ist es nicht unwesentlich, zu wissen, woher die fotografischen Vorlagen stammen und welcher Zustand somit in den jeweiligen Abbildungen wiedergegeben wurde bzw. wird. Nach 1912 wurde in Deutschland fast nur noch fotografisch reproduziert; erst ab 1980 erschienen wieder vermehrt Abdrucke der Zeichnung Schillings.

C. Beschreibung der Darstellungen auf dem Medaillon

Ehe eine neuerliche Interpretation der Darstellungen gegeben werden kann, erweist es sich als notwendig, trotz vieler bereits vorliegender Beschreibungen hier nochmals darauf einzugehen, da bei einer Ausdeutung viel von der einwandfreien Identifizierung der einzelnen Details abhängt.

1) Darstellungsanordnung

Es unterlag eigentlich nie einem Zweifel, dass auf dem Medaillon in seinen zwei Ebenen verschiedene Szenen dargestellt sind, wobei die Grundlinie der oberen die zur Verfügung stehende Fläche in fast zwei gleiche Partien teilt.⁵⁹ Nur wenige Forscher erkannten darin zugleich eine bewusste Trennung zwischen den Darstellungshälften, die sie auch auf Inhalt bzw. Zeitabläufen getrennt sehen wollten.⁶⁰ Weit aus die meisten stellten vielmehr die enge Beziehung zwischen den beiden Darstellungsebenen fest, gewissermaßen verschiedene Einzelszenen eines Ereignis-

⁵⁶ Man erkennt diese an den stehen gebliebenen Gipsgraten, welche die Lücken des Originalrandes überspannen: u. a. bei SCHMIDT 1912, Taf. III,3; SCHUMACHER 1912, S. 59, Nr. 39; FORRER 1918, Beilage Abb. 2; DREXEL 1924, Taf. XII,2; SCHOPPA 1974, S. 94, Abb. 41; NEUGEBAUER 2010, S. 143.

⁵⁷ BABELON 1927, S. 5; SESTON 1946, S. 73, Anm. 2; BASTIEN 1989, S. 4. Doch ist die Zersetzung offenbar nicht so schnell und tiefgreifend vonstatten gegangen wie J. Babelon (ebd.) befürchtet hatte; zum heutigen Zustand des Originals vgl. unsere Abb. 1b und GILLES 2007, Kat. Nr. I.4.11 (auf dort beigefügter CD). Viele kleine Details sind tatsächlich korrodiert, die glatten Oberflächen, insbesondere im unteren Abschnitt, erscheinen heute in einem krakelierten Zustand.

⁵⁸ BASTIEN 1989, S. 4 f. Offenbar nur auf dieser ist auch jenes Detail der Doppelschrift auf dem unteren Rand (BASTIEN 1973, S. 92; TURCAN 1987, pl. 35) noch zu erkennen, wonach zum Probeabschlag der Stempel zwei Mal angesetzt worden ist (BASTIEN 1989, S. 21).

⁵⁹ LA SAUSSAYE 1862, S. 427; ALFÖLDI 1926, S. 167; BABELON 1927, S. 4; R.-ALFÖLDI 1958, S. 66; TURCAN 1987, S. 184, 187; BASTIEN 1989, S. 5 f.; DRINKWATER 2007, S. 364 f.

⁶⁰ BABELON 1927, S. 7 und 9.

verlaufs⁶¹ – eingerahmt durch einen Perlkranz, wie man ihn von Münzprägungen zu Genüge kennt.⁶² Auch die Reihenfolge der beiden Darstellungshälften und die Betrachtungsrichtung wurden unterschiedlich beurteilt: zumeist von oben nach unten, wobei die oberen Szenen von links nach rechts zu sehen sind, die untere von rechts nach links. Andere Forscher erkannten eine gegenläufige Richtung und sahen die Abfolge umgekehrt: Beginn unten rechts und Fortsetzung oben, von rechts nach links.⁶³

2) Topografie und Architektur

In den oberen Szenen (Abb. 2 und 3) ist kein direkter Bezug zu einer Umgebung erkennbar.⁶⁴ Wegen fehlender Architekturandeutungen⁶⁵ und weiterer Indizien, wie der Anwesenheit von bewaffneten Armeeeingeborenen, dürfte sich das Geschehen am ehesten auf einem Feldzug abgespielt haben. Einen Hinweis in diese Richtung geben auch die einfachen Faltstühle ohne Rückenlehne und Armstützen, auf denen die beiden Kaiser (3, 4) sitzen. Während der linke Stuhl anhand der schrägen Streben gut zu identifizieren ist, ist der rechte mehr zu erraten, da dieser durch den etwas frontaler gegebenen Kaiser (4) größtenteils verdeckt wird. Auf dem Original erkennt man aber am Ende seines Rückens noch das Ende einer waagrechten Querstrebe und die seitlich, fast eckig herabfallende Mantelfalte entspricht ganz jener der links sitzenden Person. Bei den Stühlen handelt es sich um *sellae castrenses*,⁶⁶ Feldstühle, auf jeden Fall nicht um *sellae curules*,⁶⁷ Amtssitze oder gar Thronessel.⁶⁸ Die Herrscher befinden sich also auf einem Militäreinsatz und nicht im Palast einer Residenz.⁶⁹ Ob die Verdickung der Grundlinie unterhalb der Füße der beiden Kaiser als Andeutung einer Estrade (*suggestum*) aufzufassen ist (vgl. Abb. 2), erscheint nicht völlig sicher; wenngleich man eine erhöhte Position im Vergleich zur Höhe jener Grundlinie zu erkennen meint,⁷⁰ auf welcher der rechts vor ihnen Bittflehende (7)

⁶¹ LA SAUSSAYE 1862, S. 427; SCHUMACHER 1917, S. 16; UNVERZAGT 1919, S. 76; ALFÖLDI 1926, S. 167; R.-ALFÖLDI 1958, S. 66 mit Anm. 16; GRABAR 1966, S. 19; WEIDEMANN 1980, S. 28; OVERBECK 1985, S. 52; BASTIEN 1989, S. 40; BURNS 1994, S. 13; ERPELDING 2009, S. 145.

⁶² BABELON 1901, S. 948.

⁶³ ROACH SMITH 1863, S. 194; BABELON 1927, S. 9; BRILLIANT 1963, S. 193; GRABAR 1966, S. 19.

⁶⁴ Die topografischen Angaben auf der unteren Bildhälfte können nicht automatisch auch auf den Ort des Geschehens in der oberen Hälfte bezogen werden, vgl. STERN 1954, S. 149.

⁶⁵ Nach H. Gabelmann (GABELMANN 1984, S. 220 f.) kommen Architekturdarstellungen in Audienzszenen erst in tetrarchischer Zeit auf, d. h. wir befinden uns möglicherweise noch in einer Übergangsphase.

⁶⁶ Zur *sella castrensis*: CHAPOT 1908, S. 1179–1181; WERNER 1994, S. 180. Zur Abbildung der *sella castrensis* auf militärischen Audienzszenen siehe GABELMANN 1984, u. a. S. 127, Nr. 41 (Taf. 13,1), S. 186, Nr. 88 (Taf. 30,2), S. 196, Nr. 94 (Taf. 33).

⁶⁷ In einigen Fällen hatte man die Stühle unrichtig als „*sellae curules*“ identifiziert (FROEHNER 1878, S. 259; PFLUGK-HARTUNG 1886, S. 107; BABELON / BLANCHET 1885, S. 370; BABELON 1927, S. 4). Zur *sella curulis*, wie sie im Panegyricus von 289 (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 3,2) erwähnt werden, dem Amtssitz höherer Magistrate, siehe NIXON / ROGERS 1994, S. 58, Anm. 15.

⁶⁸ Viele Bearbeiter enthielten sich einer genaueren Definition der Stühle, sprechen aber häufig von „thronenden Kaisern“ (BECKER 1868, S. 158; SCHUMACHER 1912, S. 59; DERS. 1917, S. 15; UNVERZAGT 1919, S. 74; WEIDEMANN 1980, S. 27; OVERBECK 1985, S. 52; R.-ALFÖLDI 1999, S. 49, 112; SCHUMACHER 2003, S. 16; HEITZ 2006, S. 194); treffender wurden sie m. E. aber als „Sitzende“ bezeichnet (SCHUMACHER 1917, S. 14; STERN 1953, S. 149; GRABAR 1966, S. 22; BASTIEN 1973, S. 164).

⁶⁹ GRABAR 1966, S. 23.

⁷⁰ DRINKWATER 2007, S. 364 („plainly superior“).

kniert, der auch durch seine verkleinerte Darstellung die Überhöhung der Kaiser noch unterstreicht.

Dagegen ist die untere Hälfte geradezu überschwänglich mit Landschaft bzw. topografischen Angaben ausgestattet. Links und rechts erheben sich zwei Festungen mit gequadrerten Zinnenmauern, Rundtürmen mit spitzen Runddächern sowie Toren, über deren Durchfahrten Inschriften die Plätze als MOGONTI/AC VM, das heutige Mainz, und CASTEL(lum), das heutige Mainz-Kastel, bezeichnen. Während in *Castel(lum)* zwei Tore den tatsächlichen Durchgangscharakter der Festung andeuten könnten,⁷¹ ist in *Mogontiacum* nur ein Eingangstor dargestellt, obgleich es sicher weitere gegeben hat. Beide Orte verbindet eine Brücke, deren Fahrbahnhöhe in Kastel einigermaßen mit der Torausfahrt übereinstimmt, während das Niveau der Fahrbahn vor dem Tor von Mainz abrupt und viel zu hoch abbricht. Unter den beiden Bögen der Brücke⁷² deuten wellige Linien durchfließendes Wasser an. Die Brückenpfeiler weisen deutlich Steinquaderung auf, der Oberbau, d. h. das Sprengwerk und das Geländer, dürften aus Holz bestanden haben.⁷³ Der Fluss unter der Brücke, der auch auf der anderen Seite hinter, d. h. westlich der Festung Mainz, in seiner ganzen Mächtigkeit wieder zu Tage tritt, ist als FL(umen) R(h)ENVS gekennzeichnet.⁷⁴ Am rechten Uferrand des Flusses steht ein einzelner Baum,⁷⁵ die gelappten Blätter deuten auf einen Laubbaum (Eiche?) hin. Solche einzelnen Bäume werden auf Reliefs als Andeutung von natürlicher Landschaft verwendet, auch um damit – wie im vorliegenden Fall – Lücken in Darstellungen zu füllen.⁷⁶ Man wird aber kaum so weit gehen wollen, mit dem einzelnen Baum – pars pro toto – gleich die Waldungen eines ganzen Gebirgszuges, hier des Taunus, als Hintergrund sehen zu wollen.⁷⁷ Jedenfalls führten die eindeutigen, schrift-

⁷¹ Vgl. SCHMIDT 1912, S. 11; UNVERZAGT 1919, S. 76, Anm. 4.

⁷² Häufig wird rechts noch ein weiterer Bogenansatz gesehen (GRABAR 1966, S. 20; BASTIEN 1973, S. 85; DERS. 1986, S. 6). Auf dem originalen Vergleichsstück ist dieser nicht verifizierbar (siehe DERS. 1989 pl. I, 1–2, 4), die Vertiefung an dieser Stelle lässt sich auch als Abstandszone zum Perlkreis (vgl. die Türme in Mainz gegenüber) erklären. Dies ändert jedoch kaum etwas daran, dass bestimmte Einzelheiten der Brücke offenbar recht genau wiedergegeben sind, die Darstellung aber insgesamt nur symbolischen Charakter besitzt (BASTIEN 1973, S. 85), da die 420 m lange Mainzer Brücke im römischen Originalbestand über 18 Pfeiler, d. h. 20 Bogen geschlagen war (CÜPPERS 1969, S. 185); mindestens 21 Steinpfeiler bei DECKER / SELZER 1976, S. 490.

⁷³ Im Gegensatz zu jenen, die sich dazu äußerten und die fast ausschließlich einen hölzernen Oberbau auf Steinpfeilern erkannten, zog E. A. Knitterscheid eine Holzbrücke (KNITTERSCHEID 1926, S. 348) und A. Grabar auch die Möglichkeit von Metallgeländern (GRABAR 1966, S. 26) in Betracht.

⁷⁴ Die meisten Betrachter haben die Wortabkürzung FL nicht aufgelöst, von denen, die es taten, ergänzten viele aber zu Fl(uvius). Die Ergänzung zu Fl(umen) ist indessen vorzuziehen (FROEHNER 1878, S. 259; PFLUGK-HARTUNG 1886, S. 107; R.-ALFÖLDI 1958, S. 66; OVERBECK 1985, S. 52), da dieser Begriff auf Inschriften (Corpus Inscriptionum Latinarum [CIL] XIII 5255, 7791) und in der römischen Literatur der gebräuchliche für den Rhein war. So verwendet Caesar, der den Fluss in die römische Geschichte eingeführt hat, außer wenn er *Rhenus* ohne Beischrift nennt, immer den Zusatz *flumen* (bellum Gallicum 1,1; 1,2; 1,53 u. a. m.). Beispiele für die spätere Zeit: Panegyricus VI (VII) 6; AMMIANUS MARCELLINUS XIV, 10,3; XV, 4,5; XVI, 12,20 u. a. m.; SYMMACHUS, orationes I, 20, 25.

⁷⁵ M. R.-Alföldi (R.-ALFÖLDI 1958, S. 66, Anm. 17) vermeinte in dieser Darstellung einen Turm erkennen zu können, wogegen sich P. Bastien nach erneuter Überprüfung der Lyoner Kopie ausgesprochen hat (BASTIEN 1973, S. 89; DERS. 1989, S. 33).

⁷⁶ Einzelne Bäume auf historischen Reliefs symbolisieren allgemein eine offene Landschaft, werden aber auch gerne zu Szenentrennungen oder in Reliefzwickeln als Füllmaterial verwendet; vgl. beispielhaft die Bäume auf der Traianssäule: LEHMANN-HARTLEBEN 1923, S. 135; GAUER 1977, S. 7 mit Anm. 34 und S. 79.

⁷⁷ Dieser einzelne Baum (FROEHNER 1878, S. 259: „arbes“) dürfte kaum den Taunuswald (SCHUMACHER 1912, S. 60; BEHRENS 1954, S. 72) bzw. den „forêt rhénane“ (BASTIEN 1989, S. 33) symbolisieren. H. Co-

lich fixierten Bezüge zur Topografie auch einem weniger kundigen Zeitgenossen unverwechselbar vor Augen, wo sich das dargestellte Geschehen – jedenfalls dasjenige auf der unteren Bildhälfte – abgespielt hat,⁷⁸ das sich nach häufiger Ansicht als eine Folge des oben Dargestellten zu erkennen gibt.

Eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang weiter stellt, gilt der Detailgenauigkeit der unteren Darstellung und deren Verwertbarkeit im Sinne historischer Substanzerkennung. Oder anders gefragt, inwieweit liegt hier tatsächlich die älteste erhaltene Darstellung von Mainz vor? Während eine Reihe von Forschern eine allzu große Authentizität eher ablehnt und der Wiedergabe mehr symbolischen Charakter zuschreibt,⁷⁹ verwerteten andere das Medaillon mehr oder weniger als direkten Beleg für topografische⁸⁰ bzw. archäologische Realitäten.⁸¹ Bei der Brücke mit nur zwei oder zweieinhalb Bögen wurde der Symbolcharakter eigentlich nie in Abrede gestellt und nur die Einzelheiten des konstruktiven Aufbaus führten zu Diskussionen. Im Fall der beiden perspektivisch dargestellten Uferfestungen *Mogontiacum* und *Castellum* galt die Medaillon-Darstellung vor allem als Beweis für die Existenz von deren Ummauerungen,⁸² bisweilen als Zeugnis für einen tetrarchischen Ausbau,⁸³ weniger als getreues Abbild ihrer tatsächlichen Anlage und Ausdehnung. Die Einzelheiten, wie die Form der Tore⁸⁴ und im Falle von Mainz-Kastel auch deren Lage und Anzahl⁸⁵ sowie die zinnenbewehrten Festungsmauern in Mainz,⁸⁶ waren indessen Gegenstand der Beschäftigung. Besonders die Türme mit ihren runden Dächern und den Abschlussknäufen⁸⁷ riefen intensive Erörterungen hervor.⁸⁸ Die 252/254 n. Chr. erbaute

hen hatte den unteren Abschnitt des Flusses jenseits der Brücke verkannt und darin ein Gebirge („montagne“) gesehen, auf dem ein Baum steht (COHEN 1886, S. 463 f., Anm. 1).

⁷⁸ UNVERZAGT 1919, S. 75 f.; R.-ALFÖLDI 1958, S. 66 f.; TURCAN 1987, S. 187. Zu den Grundzügen dieser spätantiken Bildgestaltung historischer Ereignisse siehe A. Alföldi (ALFÖLDI 1926, S. 167; BASTIEN / METZGER 1977, S. 94, Nr. 218, Farbtafel 1).

⁷⁹ ANTHES 1918, S. 106; BAATZ 1962, S. 63; SCHOPPA 1974, S. 93; BASTIEN 1973, S. 169; DERS. 1989, S. 33; HEISING 2008, S. 6 mit Anm. 12.

⁸⁰ Vor allem Autoren mit erkennbarem Mainz-Bezug schrieben dem gestaltenden Künstler gerne Realitätsnähe zu: SCHUMACHER 1906, S. 25; DERS., 1909, S. 34. K. Schumacher entwarf auch ein Panoramabild des spätrömischen Mainz (SCHUMACHER 1923, S. 103, Abb. 30), zu dem das Medaillon erkennbar Pate gestanden hatte. KLUMBACH 1935, S. 46; BEHRENS 1954, S. 72; R.-ALFÖLDI 1958, S. 66, Anm. 17; GRABAR 1966, S. 19, 21; KLUMBACH 1969, S. 131; SCHOPPA 1974, S. 93; STÜMPPEL 1980, S. XX; WEIDEMANN 1980, S. 28; SCHUMACHER 1982, S. 113, Abb. 37; ZIETHEN 1998, S. 42. Die Ansichten von J. Becker (BECKER 1868, S. 162), wonach von den Bewohnern und Würdenträgern der *civitates Mogontiacorum* und *Mattiacorum* die Idee zu einer Gedenkmünze für den anwesenden Maximianus ausgegangen sei oder von A. Steyert (STEYERT 1895, S. 451^b), der die Prägung für Empfänger in und um Mainz bestimmt sah, blieben vereinzelt.

⁸¹ Hier sind es vor allem die Angaben zur Architektur (Brücke, Festungen), die entweder lokale Realität oder verwertbare bautechnische Details erkennbar werden lassen: SCHNEIDER 1881 S. 89; GRIMM 1882, S. 52; POELLNITZ 1884, S. 11 f.; VELKE 1887, S. 586; AUBIN 1937, S. 115 (Brücke); FORRER 1918 A, S. 74 (Lager); KUBITSCHKE 1919, S. 11; BEHRENS 1954, S. 72 (Festungen mit bedachten Rundtürmen).

⁸² KLUMBACH 1969, S. 130. Ablehnung als Beleg für eine spätrömische Stadtmauer: BAATZ 1962, S. 63.

⁸³ AUBIN 1937, S. 115; DEMANDT 1989, S. 50, Anm. 29.

⁸⁴ Ohne archäologische Nachweise verbieten sich auch Vergleiche mit der Porta Nigra in Trier (BASTIEN 1989, S. 35).

⁸⁵ Bereits das frühere Brückenkopf-Kastell in Mainz-Kastel besaß – bedingt durch die Straßenführung – nur zwei einander gegenüber liegende Tore (SCHMIDT 1912, Taf. I,2), das südwestliche gegen den Fluss, das nordöstliche in Richtung Wetterau. Dieser wichtigste Straßenzug könnte auch auf dem Medaillon angedeutet worden sein, vgl. BASTIEN 1973, S. 87; DERS. 1989, S. 32 f.

⁸⁶ FORRER 1927, S. 61 f.; GRENIER 1913, S. 538; BEHRENS 1954, S. 72.

⁸⁷ FORRER 1918 A, S. 75, Abb. 7; GRENIER 1913, S. 538, Fig. 203.

Ummauerung von Mainz hat – im Gegensatz zu Mainz-Kastel⁸⁹ – inzwischen ihre archäologische und historische Gesamtbearbeitung erfahren.⁹⁰ Obwohl ihre Existenz auf weiten Strecken als gesichert gelten kann,⁹¹ entbehren Standorte mit Grundrissen von runden Türmen oder gar Reste von deren Oberbau bis heute jeglichen archäologischen Nachweises. Sie fanden sich auch nicht an ergrabenen Knickstellen der Umfassung, wobei jedoch anzumerken ist, dass sämtliche entscheidenden Eck- und Torpositionen dieser Stadtmauer nicht erforscht sind.⁹² Insofern bleibt die Frage nach direkter Verwertbarkeit der Turmdetails offen und damit auch das Problem ungelöst, ob der Stempelschneider hier tatsächlich Vorhandenes abgebildet oder Fantasieprodukte geschaffen hat bzw. ihm dabei zeitgenössische, von anderen Orten geläufige Festungseigentümlichkeiten vor Augen gestanden haben.⁹³ Dies hat natürlich Auswirkungen auf die Frage, inwieweit mit dieser Darstellung zugleich ein zeitgemäßes Modernisierungsprogramm eines bereits vorhandenen Mauerrings verbunden war. Abschließend sei festgehalten, dass die topografischen Angaben auf der unteren Darstellung des Medaillons offenbar konkrete Ortsbezüge wiedergeben und auch die Existenz der Brücke sowie der beiden Festungen durchaus belegen können.⁹⁴ Aber ohne die erklärenden Beischriften wären sie letztlich austauschbar, d. h. insgesamt besitzt die „älteste Darstellung von Mainz“ einen eher signethaften Charakter.⁹⁵

⁸⁸ FORRER 1918 A, S. 73 ff.; KUBITSCHKE 1919, S. 7 ff.; BEHRENS 1954, S. 72.

⁸⁹ Mainz-Kastel wurde in die übergreifenden Betrachtungen zu den rechtsrheinischen Vicus-Ummauerungen bislang nicht einbezogen; vgl. zuletzt WENZEL 2005, S. 74–76; GAIRHOS 2008, S. 111 f. mit Abb. 68. Es gibt aber vor Ort Nachweise von einzelnen Mauerabschnitten, die als Teil einer Befestigung des Vicus geendet werden. Sie liegen außerhalb der Mauerzüge des früheren Kastells und innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer, so dass diese – zumindest an der Süd- bzw. Nordseite – nicht auf römischen Fundamenten gegründet. Ein Plan mit Eintrag aller infrage stehender Mauerreste, die zu dieser späten Festung gehört haben könnten, existiert bisher nicht. Zu den einzelnen Mauerabschnitten, welche südlich und nördlich des früheren Kastells angetroffen worden sind, siehe SCHMIDT 1912, S. 22, Anm. 5; SCHLEIERMACHER 1951, S. 181; SCHOPPA 1974, S. 66 (Plan mit Eintrag) sowie S. 68 mit Abb. 33 (ohne Maßstab), S. 93. Der West-/Ostabstand der späteren Vicus-Mauern verdoppelt den des Kastells auf ca. 150 m.

⁹⁰ HEISING 2008, S. 94.

⁹¹ Ebd., Taf. 1–8.

⁹² Ebd., S. 3, Abb. 2. Am besten lässt sich das Mauerbaukonzept in Mainz und Mainz-Kastel mit den offenbar nur wenig früheren Ummauerungen der rechtsrheinischen Civitas-Hauptorte Frankfurt a. M.-Heddernheim (WENZEL 2000, S. 60–69), Dieburg (SCHALLMAYER 1989, S. 252 mit Abb. 177), Ladenburg (RABOLD 2005, S. 166), Bad Wimpfen (FILGIS 2003, S. 26 f.) und Rottenburg (GAIRHOS 2008, S. 96–110) vergleichen. Ihre verbindenden Merkmale hat S. Gairhos zusammengefasst: Lange gerade, d. h. möglichst kürzeste Strecken, wenig Zwischentürme, meist nur Eck- und Tortürme (ebd., S. 114 f.), deren Positionen in Mainz gerade nicht erforscht sind.

⁹³ Hier ist in erster Linie an die Charakteristika diokletianischer Lagerneubauten zu denken, wie in Kellmünz (MACKENSEN 1995) oder Stein am Rhein bzw. Konstanz (HASLER u. a. 2005).

⁹⁴ Anders BAATZ 1962, S. 63.

⁹⁵ So schon F. Schneider (SCHNEIDER 1881, S. 88). Ohne die beschriftete Flussbiegung ließen sich die Bauwerke allein auch auf andere Orte, wie z. B. die Situation in Köln (ANTHES 1918, S. 106) übertragen: es müssten nur die Beischriften geändert werden. Würden diese jedoch fehlen, fiel es dem heutigen Betrachter schwer, die, ein damaliges Ereignis feiernde Münzdarstellung, richtig einzuordnen. So hat sich auch erst durch die scharfsinnige Interpretation von M. R.-Alföldi (R.-ALFÖLDI 1991) das viel zitierte „älteste Stadtbild von Trier“ (REGLING 1909, Sp. 275) an der Mosel als dasjenige von *Divitia*/Köln-Deutz am Rhein erwiesen.

3) Beschreibung der dargestellten Personen

Der einfacheren und direkten Ansprache der auf dem Medaillon abgebildeten Menschen dienen Zahlenindices (Abb. 3); als Hintergrund wurde die Zeichnung von Richard Schilling gewählt. Zu vergleichen sind dabei fortlaufend die fotografischen Wiedergaben aus Lyon (Abb. 10; vgl. auch Bastien 1989, pl. I–II) bzw. aus Paris (Abb. 2; vgl. auch Gilles 2007).

Was die Raumaufteilung für die dargestellten Personengruppen betrifft, so sitzt der rechte Kaiser (4) genau auf der Mittelachse, eine Position, die darunter der Anführer (17) der Flussüberquerenden einnimmt. Das obere Bildfeld ist fünfgeteilt: je zwei (gleich große) Teile beanspruchen die Kaiser (3+4), mit den ihnen jeweils zuzuordnenden Personen (1–2 und 5–9). Diese beiden Gruppen sind durch einen deutlichen Abstand voneinander getrennt. Die linken vier Fünftel bilden die erste, eine Audienzszene. Das letzte Fünftel, das die rechte Personengruppe (10–13) umfasst, zeigt eine zweite Szene, die sich gleichfalls durch eine, hier jedoch schmalere Fuge absetzt, sich vor allem aber durch die abgewandten Körperhaltungen zu erkennen gibt. Die Länge der unteren, der dritten Szene mit Personengruppe (14–18) entspricht wieder genau derjenigen des rechten Kaisers. Die jeweiligen Gruppen (1–3), (4–9), (10–13) und (14–18) zeichnen sich durch Überschneidungen ihrer Darstellungen aus, was sie optisch zusammenführt und ihre jeweilige Zusammengehörigkeit noch unterstreicht. Im Einzelnen sind die dargestellten Personen der Gruppe 1 wie folgt zu beschreiben:

- 1–2: zwei nach rechts gewandte Bewaffnete hinter dem linken und diesem daher eindeutig zuzuordnenden Kaiser (3). Sie tragen militärische Kleidung mit hohen Stiefeln, ferner Helme mit *cristae* (Helmbuschen), langovale Schilde mit rundem Buckel und Langwaffen (Lanzen), der hintere hat seine über die Schulter gelegt, der andere nach vorne gerichtet.
- 3: Die beiden Herrscherfiguren sind in Breite und Höhe größer als die übrigen Personen dargestellt. Der vom Betrachter aus links sitzende Kaiser ist nach rechts gewandt, mit Nimbus⁹⁶ und Lorbeerkranz; er trägt einen Vollbart. Sein Kopf ist geringfügig kleiner als der des rechts Sitzenden. Gekleidet ist er in die sogenannte militärische Friedenstracht: langes, gegürtetes Unterkleid mit langen Ärmeln (goldbestickte *tunica*) und darüber der Feldherrnmantel (purpurfarbenes *paludamentum*) mit Fibel.⁹⁷ An den Füßen werden hohe Schnürstiefel sichtbar. Der rechte Arm ruht ausgestreckt auf dem Oberschenkel, der linke weist mit geschlossener Hand frontal zum Betrachter. Die geschlossene Linke umfasst einen länglichen, gerundeten Gegenstand, eine Schrifrolle (*rotulus*), die sich vor Daumen und Zeigefinger abhebt.
- 4: Der rechte, in einem deutlichen Abstand sitzende Kaiser ist in Ausrichtung, Aussehen und Ausstattung weitgehend mit (3) identisch. Aber hier ist der rechte Arm erhoben und die Hand weist mit gewählender Geste in Richtung einer Personengruppe. Mit der geschlosse-

⁹⁶ Der Nimbus, mit dem beide Kaiser hier dargestellt sind, taucht auch in der zeitgenössischen Literatur auf: Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 3, 2. Seine Erscheinung wurde öfter als Glanz der Strahlenkrone diskutiert (SCHAEFER 1914, S. 94 f.; NIXON / ROGERS 1994, S. 58, Anm. 15) und deren Schein ein Zeichen der Vergötterung (MOMMSEN 1963, S. 428, Anm. 6); für H. Stern war es der Glanz goldener Lorbeerkränze (STERN 1953, S. 149). M. R.-Alföldi sieht, mit Bezug auf das Medaillon, in den Lichtscheiben die *numina* der Kaiser (R.-ALFÖLDI 1999, S. 49).

⁹⁷ ALFÖLDI 1970, S. 167 ff.

nen rechten Hand umfasst er ebenfalls eine Schriftrolle (*rotulus*).⁹⁸ Die Körper, insbesondere die Köpfe der beiden Kaiser (3 und 4) sind im Vergleich zu allen übrigen Personen erkennbar überproportioniert, beide überragen alle Übrigen. Die Größe der Köpfe erlaubt, wenn auch mit Einschränkungen, ein gewisses Maß an Porträtähnlichkeit zu erkennen,⁹⁹ vor allem beim rechten Kaiser (4). Er sitzt genau in der Mittelachse der Prägung, gewissermaßen im Zentrum des Geschehens, aber sein Kopf, vor allem aber sein Nimbus, ist erkennbar niedriger gegeben (vgl. Abb. 2 und 10), als der des linken (3).¹⁰⁰

- 5: Ein dritter Soldat erscheint, ebenfalls nach rechts blickend, links hinter dem rechten Kaiser (4) und ist diesem zugeordnet; seine Ausrüstung entspricht, soweit erkennbar, derjenigen von (1) und (2). Diesen fünf, jeweils nach rechts gerichteten Personen steht eine Gruppe von vier Menschen gegenüber, die jenen direkt entgegenblickt.
- Gruppe 2 wird von folgenden Personen gebildet:

- 6–7: zwei bewaffnete Soldaten mit Helmen und Schilden sind nach links den Kaisern zugewandt. Der dem Kaiser (4) näher Stehende (6) ist erkennbar größer als sein Hintermann (7) und erreicht mit seinem Helmbusch fast die Kopfhöhe der Kaiser.
- 8: ein Bittfleher, auf das linke Knie niedergefallen (in *Proskynese*), mit ausgestreckten Armen an die Kaiser gewandt. Diese Person wurde von allen französischen Illustratoren als nackt, gefesselt und auf dem Boden sitzend wiedergegeben (vgl. Abb. 4–5; 7–8). Ein unbekannter deutscher Zeichner verbesserte zwar 1886 die Haltung nach dem Vorbild der Gravur von E. Dalane (Abb. 5),¹⁰¹ aber zunächst ohne weitere Wirkung (Abb. 6). Erst R. Schilling hat schließlich 1912 diese Figur als bekleideten Mann in der richtigen Position wiedergegeben.
- 9: eine hinter dem Bittfleher (8) und vor dem Soldaten (7) nach links stehende, mit ausgestreckten Armen bittende Frau mit langen, auf die Schultern fallenden Haaren und einem bis an die Knöchel reichenden Gewand.

Die dritte Personengruppe in der oberen Hälfte, getrennt durch eine schmale, aber deutlich sichtbare und bis unten durchgehende Fuge, wendet sich von der vorigen Szene nach rechts ab. Sie setzt sich aus vier Menschen zusammen:

- 10: eine nach rechts gewandte, erwachsene Person, nicht eindeutig bestimmbar Geschlechts. In Verbindung mit dem auf ihrem Rücken getragenen Gepäckstück wurden auf den französischen Zeichnungen ihr Kopf und ihre Schulterlast irrtümlich als zwei nach links blickende Köpfe interpretiert (vgl. Abb. 4–5; 7–8). Die Form, die Trageweise und die Bezeichnung dieses Rückengepäcks (*mantica*) wurden verschiedentlich diskutiert.¹⁰²

⁹⁸ Vgl. Abb. 3; auch bei BASTIEN 1989 pl. I,3 gut zu sehen. Hingegen erkannten P. Bastien (BASTIEN 1973, S. 82; DERS. 1989, S. 6.) und R. Turcan (TURCAN 1987, S. 189) in den runden Gegenständen in den Händen der Kaiser Beutel mit Münzen.

⁹⁹ Vgl. BASTIEN 1989, pl. II,6.

¹⁰⁰ Die Zeichnung von R. Schilling (Abb. 9) ist in diesem Punkt nicht genau, Encina war bei diesem Aspekt exakter (Abb. 4); vgl. Abb. 1b.

¹⁰¹ Vgl. Abb. 6; diese Darstellung enthält jedoch auch Verschlechterungen.

¹⁰² Zum Gepäck: STEYERT 1895, S. 451^b (Füllhörner); UNVERZAGT 1919, S. 76 (Säcke mit Lebensmitteln); BABELON 1927, S. 9 (Reisigbündel); STERN 1954, S. 149 (Bündel); R.-ALFÖLDI 1958, S. 66 (Gepäck); GRABAR 1966, S. 22 (Bündel: *omnia mea*); DRINKWATER 2007, S. 365 (large shoulder packs); BASTIEN 1973, S. 82 f. (Gepäck: *mantica*); DEMOUGEOT 1985, S. 121 (*mantica*); BASTIEN 1989, S. 16 f. (*mantica*). Nicht aufgeführt sind hier jene Zitate, in welchen das Schultergepäck als Flügel von Victorien oder flatternde Mäntel erscheinen.

- 11: erwachsener Mann mit gegürteter, knielanger Tunika und Beinkleidern. Er macht einen weiten Schritt nach rechts und hält ein Kind (12) in seinen Armen.
- 12: Kleinkind, höchstens einjährig, sich dem Mann (11) vertraulich zuwendend und die Arme nach ihm ausstreckend.
- 13: Knabe, gekleidet wie (11), der Gruppe nach rechts vorausgehend. Der linke Arm ist gesenkt, mit dem rechten greift er nach hinten an den linken Unterarm von (11), sich dessen Anwesenheit versichernd bzw. ihn mitziehend. Auf der unteren Ebene bewegen sich fünf Menschen (14–18) von rechts nach links, d. h. von *Castel(lum)* über die Brücke des *Fl(umen) R(h)emus* nach *Mogontiacum*.
- 14: erwachsener Mann nach links geradeaus blickend und kräftig ausschreitend mit gegürteter, knielanger Tunika und deutlich erkennbaren Beinkleidern. Mit der linken Hand greift er in Richtung seines Halsansatzes, wo die Verschnürung eines über den Kopf reichenden Gepäckstücks verläuft, das er auf dem Rücken trägt. Mit seiner rechten Hand umfasst er das Ende eines Gegenstandes, der auf seiner rechten Körperseite etwas unterhalb seiner Hüfte befestigt ist. Da diese Handhaltung derart charakteristisch für die Umgreifung eines Schwertgriffs ist,¹⁰³ müssen wir davon ausgehen, dass dieser Mann bewaffnet ist.
- 15: erwachsene Frau mit knöchellangem, gegürtetem Gewand, nach links schreitend, aber den Kopf rückwärts in Richtung auf (14) gewandt. Auch sie trägt auf beide Schultern verteiltes Gepäck, aber offenbar etwas leichter, jedenfalls nicht so hoch aufgesetzt wie bei den Männern, welches unterhalb des Halsansatzes verbunden war. Ihr rechter Arm ist nicht sichtbar, weil er vom Gepäckstück bzw. von (17) verdeckt wird. In der Beuge ihres linken Armes hält sie deutlich erkennbar einen spitz zulaufenden Gegenstand (16), der als Wickelpaket identifizierbar ist.¹⁰⁴
- 16: Säugling, in einer in der Antike üblichen Weise in Textilien eingeschlagen und verschnürt.¹⁰⁵
- 17: erwachsener Mann nach links ausschreitend mit gegürtetem, knielangem Gewand und Beinkleidern. Er greift – praktisch spiegelbildlich zu (14) – mit der rechten Hand zur Verschnürung des hohen Schultergepäcks, während die linke in einer ganz charakteristischen Bewegung den Griff eines Schwertes umfasst, das gut erkennbar an seiner linken Seite am Gürtel befestigt ist, d. h. auch er ist bewaffnet.
- 18: halbwüchsiger Knabe, der nach links vorausmarschiert.¹⁰⁶ Er ist jedoch nicht nackt,¹⁰⁷ sondern bekleidet wie (14) und (17). Seine rechte Handhaltung entspricht der von (14), in der linken Armbeuge trägt er einen nicht identifizierten Gegenstand.

¹⁰³ Vgl. das claudische „Prätorianer-Relief“ aus Rom, heute im Louvre (GIROIRE / ROGER 2008, S. 199, Nr. 115) oder die zeitgleichen Porphyrdenkmalen in Venedig und Turin R.-ALFÖLDI 1999, S. 147, Abb. 189 und S. 183, Abb. 232.

¹⁰⁴ Diese Details sind auf der Zeichnung (Abb. 3) nicht sehr gut erkennbar, wohl aber auf dem Foto des Originals (Abb. 2).

¹⁰⁵ M. R.-Alföldi verwies als erste und bislang offenbar einzige darauf (R.-ALFÖLDI 1958, S. 66 mit Anm. 15), dass sich in Begleitung dieser Frau (15) ein Kleinkind (16) befindet. Zur Darstellung von gewickelten Säuglingen: RISTOW 1967, S. 184, A 160, Taf. 49; DEYTS 1983, S. 89, Nr. 74, Taf. XX und S. 218, Nr. CXXV, Taf. CXXVa–b; COULON 1994 S. 42–46 mit Abbildungen, besonders S. 44. Zu dem sehr geläufigen Motiv „Mutter mit Kleinkind“ in derartigen Flüchtlingszenen siehe GRABAR 1966, S. 22, der auf dem Medallion die Mutter, die ein Kind in den Armen hält, ausdrücklich vermisste; tatsächlich ist es aber vorhanden.

4) Interpretation der dargestellten Personen (1–18)

Es liegt im Charakter der Bildgröße des Medaillons bzw. des zur Verfügung stehenden Platzes, dass die dargestellten Szenen trotz aller Kleinheit der Abbildungen beim Betrachter ein unmittelbares, direkt erkennendes Verständnis hervorrufen mussten. Dabei kam aber auch jedem Detail seine Bedeutung zu, weil dieses das Geschehen eindeutig illustrieren sollte. Insofern ist die Ausführung dieser Stempelrückseite eigentlich nichts anderes als ein historisches Relief auf kleinstem Raum. Daher verwundert es auch nicht, dass sich bestimmte Sujets in der zeitlich vorausgehenden wie nachfolgenden imperialen Darstellungskunst wiederfinden, d. h. beim antiken Betrachter eigentlich nur assoziativ abgerufen werden mussten.

Ein solch unmittelbares erkennendes Verständnis ist bei vielen neuzeitlichen Interpreten nicht mehr gegeben. Entsprechend finden sich ganz unterschiedliche Deutungsansätze, wie z. B. Triumphszenen nach unterschiedlichen Kämpfen, die Befreiung verschleppter Römer oder die Unterwerfung und Huldigung gefangener Germanen (vgl. dazu Abschnitt D).

Szene 1, oben links



Die Wiedererkennung setzt infolge günstiger Überlieferung mit den Bewaffneten (1) und (2) ein, die aufgrund ihrer Position und Ausrüstung nicht anders als die Personifikation der Garde, der Praetorianer¹⁰⁸ des linken Kaisers (3) anzusprechen sind. Links hinter dem rechten Kaiser (4) steht ein weiterer Leibwächter (5), an Helm und Blickrichtung eindeutig identifizierbar. Den beiden sitzenden Kaisern sind demzufolge in einem Fall zwei, im anderen nur ein Gardist zugeordnet.



Für die Benennung der beiden Sitzenden, deren gut erkennbare Porträts mit eindeutigen Namensbezeichnungen sich höchstwahrscheinlich auf der nicht erhaltenen Vorderseite der Prägung befunden hatten,¹⁰⁹ haben sich in der Literatur drei verschiedene Namenskombinationen herausgebildet: 1. Diocletianus und Maximianus Augusti, 2. Maximianus Augustus und Constantius Caesar sowie 3. Valentinianus I und Gratianus Augusti. Hier können nur die wichtigsten Argumente für die jeweiligen Benennungen aufgezeigt werden, zumal nicht selten in den kleineren Abhandlungen die Namensangaben meist unkommentiert von Vorgängern übernommen und nicht weiter untersucht wurden.

Das erste Namenspaar, welches bereits Louis de la Saussaye in Vorschlag gebracht hatte,¹¹⁰ ist mit fast 50 Nennungen bis heute auch das am meisten genannte geblieben, gefolgt von der zweiten Kombination mit weniger als halb soviel Belegen, während das dritte Paar nur fünf Vertreter aufweisen kann. Interessanter als die Statistik sind freilich die Gründe für die Na-

¹⁰⁶ Im Allgemeinen wird der Knabe geradeaus schauend dargestellt: Die Deutung dieses Details auf dem Pariser Original (Abb. 2) könnte auch eine Rückwendung des Kopfes zulassen, während die Lyoner Abbildung (Abb. 10) eher den Blick geradeaus bestätigt.

¹⁰⁷ Die französischen Zeichner haben ihn durchweg nach vorne blickend und ohne Kleidung abgebildet.

¹⁰⁸ BECKER 1868, S. 158.

¹⁰⁹ Zu einer möglichen Rekonstruktion der nicht erhaltenen Vorderseitendarstellung siehe unten, S. 56 f.

¹¹⁰ LA SAUSSAYE 1862, S. 429.

menszuweisungen. Bereits für L. de la Saussaye standen neben ikonografischen vor allem die numismatischen Erwägungen an erster Stelle: Er verfolgte die Umschrift *Saeculi Felicitas* auf den Münzrückseiten kaiserlicher Prägepersonen von Faustina jun. über Maximianus bis Constantinus I, unter welchem diese Umschrift letztmalig erscheint. Der Nimbus, den er schon auf einer Prägung des Antoninus Pius feststellte, erschien ihm weniger distinktiv, da dieser zwar in der Spätzeit häufiger auftritt, aber letztlich allen Perioden angehört.¹¹¹ Die Brücke und die runden Festungstürme erkannte er auf einem constantinischen Medaillon in Wien wieder, das auch größtmäßig vergleichbar wäre – jedoch eine alte Fälschung ist.¹¹² Endlich verweist er auf die Rückseiten von Silbermünzen der Tetrarchen mit Festungsdarstellungen und Türmen, die denjenigen auf dem Medaillon entsprechen.¹¹³ Als Letztes übermittelte er sozusagen im Blindversuch einen Abdruck an bekannte Numismatiker, u. a. an François Lenormant, welche mit der Lupe die beiden Herrscher an ihren Köpfen erkannten. Nach einem gezielten Abstecher in die Historie, lieferte L. de la Saussaye eine Deutung für den unteren Teil der Medaillondarstellung, auf welcher Maximianus 288 n. Chr. von einem siegreichen Kriegszug aus dem Rechtsrheinischen nach Mainz zurückkehrte.

Der Fund des Medaillons wurde rasch auch im Ausland wahrgenommen, aber nicht alle Ansichten von L. de la Saussaye akzeptiert. Bereits im folgenden Jahr veröffentlichte Charles Roach Smith eine Stellungnahme. Ihn störte, dass Maximianus auf zweierlei Weise sowohl im unteren wie im oberen Feld dargestellt sein sollte und er schlug vor, in dem Sieger auf der Brücke den Caesar Constantius Chlorus zu sehen. Die beiden nimbierten Kaiser im oberen Feld betrachtete er weiterhin als die Augusti Diocletianus und Maximianus, nur sollten sich die Ereignisse erst zu einem späteren Zeitpunkt in ihrer Regierungszeit abgespielt haben.¹¹⁴

Von deutscher Seite griff 1868 Jacob Becker die Diskussion anlässlich einer Studie über das römische Mainz-Kastel auf. Den kompletten Wortlaut des Beitrages von L. de la Saussaye brachte er in deutscher Übersetzung,¹¹⁵ da er sich „weder im Ganzen noch im Einzelnen mit der Deutung einverstanden erklären“ konnte. Ferner forderte er einen Vergleich mit weiteren Medaillen ähnlicher Thematik und die Einbeziehung der beiden Namensüberschriften *Mogontiacum* und *Castellum* über den Festungstoren. Die constantinische Medaille mit der Donaubrücke in Wiener Museumsbesitz konnte Becker mit Unterstützung der dortigen Kustoden als Fälschung bestätigen.¹¹⁶ Als Sachverständigen zog er den bekannten Frankfurter Numismatiker Ernst Justus Haeberlin heran; die beiden sitzenden Kaiser als Diocletianus und Maximianus wurden bestätigt, der 287 n. Chr. als Sieger die Brücke (*pons Rheni*) Überschreitende weiterhin als Maximianus angesehen.¹¹⁷ Diese personellen Zuweisungen blieben in der Folgezeit weitgehend verbindlich, einzig das Jahresdatum schwankte und erreichte bisweilen auch höhere Werte wie etwa 289 n. Chr.¹¹⁸

Bewegung in die Diskussion brachte dann 1919 eine Veröffentlichung von Wilhelm Unverzagt: Er wollte in den beiden sitzenden Kaisern Valentinianus I und seinen Sohn Gratianus erkennen, was zugleich eine Herabsetzung der Datierung des Medaillons (368 n. Chr.) um 80 Jah-

¹¹¹ LA SAUSSAYE 1862, S. 428 f.

¹¹² ALFÖLDI 1926.

¹¹³ LA SAUSSAYE 1862, S. 429.

¹¹⁴ ROACH SMITH 1863, S. 194 f.

¹¹⁵ BECKER 1868, S. 152–155.

¹¹⁶ Dazu ausführlich ALFÖLDI 1926, S. 166 f.

¹¹⁷ BECKER 1868, S. 158.

¹¹⁸ UNVERZAGT 1919, S. 75 und Tab. 7.

re bedeutete.¹¹⁹ Diese Neudatierung in das fortgeschrittene 4. Jahrhundert blieb in der Folgezeit immer mit seinem Namen verbunden, nicht nur bei denen, die ihm – wenn auch bisweilen zögerlich – folgten,¹²⁰ sondern auch bei denen, die ihm widersprachen.¹²¹ W. Unverzagt war aber gar nicht der Erste gewesen, der diese Spätdatierung in Vorschlag gebracht hatte, sondern bereits 1885 Victor Duruy, was aber ohne große Resonanz geblieben war.¹²²

Welche Überlegungen aber hatten W. Unverzagt zu seiner Umdeutung bewogen, die nicht nur die Datierung veränderte, sondern auch den Darstellungsinhalt von einer Unterwerfungsszene gefangener Germanen zu einer Befreiung und Beschenkung verschleppter Römer wandelte? Für die Begründung einer zu ändernden Zeitstellung führte er vor allem den Nimbus an, der die Kaiser auf dem Medaillon kennzeichnet, weil dieser erst ab constantinischer Zeit häufiger auf Münzen erscheint. Daher war aus seiner Sicht die bisherige Datierung (289 n. Chr.) nicht mehr zu halten, die aufgrund einer literarischen Überlieferung gewonnen worden war,¹²³ d. h. durch einen Text, in dem seiner Meinung nach der dargestellte Diocletianus gar nicht erwähnt wird. W. Unverzagt verschwieg nicht, dass der Nimbus auf Münzdarstellungen vorher schon nachzuweisen ist, wengleich der Lyoner Bleiabschlag offenbar das erste Zeugnis für ein Multipulum darstellt. Weiter interpretierte der Verfasser die Menschen auf dem Medaillon als geraubte Römer, die jetzt befreit, von den Kaisern bei ihrer Rückkehr durch eine *largitio* beschenkt wurden. Auf der Suche nach einem historisch überlieferten und hierzu passenden Ereignis wurde eine Stelle bei Ammianus Marcellinus (XXVII, 10) zitiert, in der Valentinianus I und Gratianus einen rechtsrheinischen Kriegszug unternahmen, bei dem aber von befreiten Mainzer Bürgern keine Rede ist, wie W. Unverzagt selbst festhielt. Da das Ergebnis dieses Feldzuges nicht den Erwartungen entsprach, sei möglicherweise auch die Ausprägung mittels des Lyoner Stempels nicht erfolgt.¹²⁴ W. Unverzagt hatte seinen Beitrag selbst als Versuch bezeichnet.¹²⁵ Das methodische Vorgehen war indessen wenig tragfähig, basierte zudem an keiner relevanten Stelle auf wirklichen Fakten und rief daher umgehend und bis in die heutige Zeit immer wieder Kritik hervor.

Der erste, der sich zu der Neudatierung des Medaillons zu Wort meldete, war Jean Babelon. 1923 hatte er auf dem 5. Internationalen Historikerkongress in Brüssel einen Vortrag über das „Médaillon de Mayence“ gehalten,¹²⁶ dem er auf Anregung von Camille Jullian¹²⁷ 1927 eine ausführlichere Studie zum Medaillon folgen ließ.¹²⁸ Darin lehnte er die Spätdatierung von Unverzagt ab und kehrte zur früheren zurück, aus folgenden Gründen: Als Valentinian I seinen Sohn Gratian zum Mitkaiser erhob, war dieser erst acht Jahre alt, was auf deren gemeinsamen Münzdarstellungen dadurch zum Ausdruck gebracht wurde, dass der Sohn kleiner dargestellt

¹¹⁹ UNVERZAGT 1919, S. 77.

¹²⁰ SCHUMACHER 1923, S. 101 f.; KNITTERSCHEID 1926, S. 348; COLIN 1927, S. 111; SCHLEIERMACHER 1951, S. 181; DOPPELFELD 1970, S. III.

¹²¹ ALFÖLDI 1926; BABELON 1927; BRETT 1933; SESTON 1946; BABELON 1973; DERS. 1989.

¹²² DURUY 1885, S. 400, Anm. 1.

¹²³ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008, S. 2 ff.) X/II, vom Jahre 289 n. Chr.

¹²⁴ UNVERZAGT 1919, S. 78.

¹²⁵ Ebd., S. 77.

¹²⁶ BABELON 1923, S. 421. Hier wandte er sich vor allem gegen die Identifikation der beiden Kaiser als Valentinianus I und Gratianus, und kehrte zur alten Zuweisung zurück.

¹²⁷ C. Jullian hatte sich auch in einer Fußnote (JULLIAN 1926, S. 241, Anm. 4) gegen die Datierung Unverzagts ausgesprochen, aus stilistischen Gründen und dem nicht erkennbaren Altersunterschied von Valentinianus I und dem kindlichen Gratianus.

¹²⁸ BABELON 1927.

ist.¹²⁹ Die beiden Herrscher auf dem Medaillon erscheinen aber gleich groß und sind beide bärtig, was sich schlecht in Übereinstimmung mit dem jugendlichen Alter Gratians bringen lässt. Dem Aussehen nach könnten die Herrscher auf dem Medaillon auch nicht nachconstantinisch datiert werden, da die Legende *SAECVLI FELICITAS*, wie schon L. de la Saussaye bemerkt hatte, nach Constantin nicht mehr vorkommt. Andererseits wird der Nimbus auch schon vor Diokletian verwendet und im Übrigen unterscheiden sich die Prägungen auch erheblich durch ihren jeweiligen Zeitstil. All dies bewog J. Babelon, an der Identifizierung der beiden Herrscher als Diokletian und Maximian festzuhalten.¹³⁰

1926 war A. Alföldi unabhängig von J. Babelon in einer Studie zur Donaubrücke Konstantins und verwandter historischer Darstellungen auf spätrömischen Münzen, im Zuge derer er auch auf das Lyoner Medaillon zu sprechen kam, auf die Ergebnisse von W. Unverzagt eingegangen.¹³¹ Gegen die vorgebrachte Spätdatierung der Prägung führte er drei sachliche Argumente ins Feld: Die verwendete Legende *SAECVLI FELICITAS*, die, wie gesagt, schon L. de la Saussaye für seine Datierung herangezogen hatte,¹³² erscheint zuletzt auf Münzen von 324/325. Zudem tragen beide Kaiser noch den Lorbeerkranz, was den Bleiabschlag vor 326 n. Chr. datiert, weil danach dieses Attribut zugunsten des Diadems verschwindet, und die Bärte der Kaiser zeigen, dass wir uns im Zeitalter der Tetrarchie befinden. A. Alföldi wies ferner darauf hin, dass der Nimbus literarisch in der Bilderwelt der diokletianischen Zeit bereits fest verankert war¹³³ und hob ebenfalls auf den Münzstil des Medaillons ab, der sich deutlich von den Prägungen der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts unterscheidet.¹³⁴

A. Alföldi beließ es jedoch nicht bei der Zurückweisung des späten Zeitansatzes von W. Unverzagt, sondern brachte einen neuen, den dritten in Vorschlag, der auch Rückwirkungen auf die Persönlichkeiten der beiden Herrscher auf dem Medaillon haben sollte. Ausgehend von der dargestellten Gunstgewährung, die in dieser Art nicht ausschließlich auf das ursprünglich vorgeschlagene Datum von 286 oder 287 n. Chr. bezogen werden musste, sondern auch in der Folge jedes anderen Germanenkrieges hätte stattfinden können,¹³⁵ versuchte er mithilfe datierender Eigenheiten der Lyoner Münzstätte zu einer neuen Feststellung der Ereignisse zu gelangen. Er fand sie in den dargestellten Festungsbauten, die in vordiokletianischer Zeit nur sehr selten auf Münzen gelangten und als Typ sich erst unter der zweiten Tetrarchie (305–306 n. Chr.) eingebürgert haben. In *Lugdunum* erscheint die Festungsdarstellung um 296 n. Chr. auf den reformierten Silberprägungen.¹³⁶ Daher kann seiner Auffassung nach die Darstellung von Mainz und Kastel als Brückenfestungen erst nach diesem Zeitpunkt auf das Medaillon gelangt sein und die beiden Herrscher im oberen Abschnitt wären demzufolge der Augustus des Wes-

¹²⁹ Vgl. z. B. die Solidus-Rückseite aus Trier RIC IX, 16a, Coh. 40.

¹³⁰ BABELON 1927.

¹³¹ ALFÖLDI 1926, S. 168.

¹³² LA SAUSSAYE 1862, S. 428.

¹³³ Siehe oben, Anm. 96; ALFÖLDI 1926, S. 168 mit Anm. 2.

¹³⁴ ALFÖLDI 1926, S. 168 f. In der Interpretation als Largitionsszene irrt Alföldi (ebd.). Sich unterwerfende Völkerschaften erhalten in der Regel keine *largitiones* = Geldgeschenke (TURCAN 1987, S. 190); Wertgeschenke an föderierte, rechtsrheinische Alamannen, zum Zwecke der Kooperation bezeichnet Ammianus Marcellinus als *munera* (AMMIANUS MARCELLINUS, XXVI, 5).

¹³⁵ ALFÖLDI 1926, S. 169.

¹³⁶ Nach P. Bastien (BASTIEN 1973, S. 77) ist diese Aussage aufgrund neuerer Forschungen so nicht mehr haltbar, da Lyon während der Tetrarchien keine *argentei* geprägt und die Münzreform bereits 294 eingesetzt hat.

tens, Maximianus Herculeus, links und rechts sein Caesar, Constantius Chlorus.¹³⁷ Dieses Herrscherpaar hatte auch schon André Steyert 1895 als die Dargestellten erkannt, was aber in der Wissenschaft nicht zur Kenntnis genommen worden war.¹³⁸

Die Ausführungen von J. Babelon und A. Alföldi hatten jedenfalls zur Folge, dass sich in der Zeit danach kaum noch jemand kritiklos der Umdatierung von W. Unverzagt anschloss,¹³⁹ obwohl bei inhaltlichen Betrachtungen zum Lyoner Medaillon seine Thesen weiterhin diskutiert wurden.¹⁴⁰ Die Mehrheit der Forscher, auch im deutschsprachigen Raum, bevorzugte in den dreißiger Jahren bis in die fünfziger Jahre hinein weiterhin die frühe Datierung (288/289 n. Chr.) unter Diokletian und Maximian.¹⁴¹ Denn die spätere Datierung (296/305 n. Chr.), d. h. in die erste Tetrarchie, war von Karl Pink¹⁴² und Agnes Baldwin Brett¹⁴³ zurückgewiesen worden. Zwar hielt A. Alföldi 1935 nochmals ausdrücklich an seiner Ansicht fest,¹⁴⁴ was aber in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur kaum Niederschlag fand.¹⁴⁵ 1946 sprach sich William Seston wiederum gegen A. Alföldi bzw. die Zuweisung an Maximianus und Constantius aus.¹⁴⁶ Insofern ist es bemerkenswert, dass ein französischer Autor, Henry Stern, 1953 erneut auf die Datierung von A. Alföldi zurückkam.¹⁴⁷

Die Frage der Zuweisung und damit die Datierung der beiden Herrscher geriet dann 1958 wieder in breitere Diskussion, nachdem der Beitrag von M. R.-Alföldi zum Lyoner Bleimedailon erschienen war.¹⁴⁸ Während die ausländische Forschung überwiegend am frühen Datum festhielt¹⁴⁹ fanden ihre Zuweisung und damit der vorgetragene Zeitansatz vor allem in der

¹³⁷ ALFÖLDI 1926, S. 170.

¹³⁸ STEYERT 1895, S. 451^b. Eine nähere Begründung gab er nicht.

¹³⁹ Deutlich ist der Meinungswechsel in den Veröffentlichungen von K. Schumacher und seines Nachfolgers zu beobachten. Hatte er zuvor (SCHUMACHER 1906, S. 25 bis DERS. 1918, S. 14) in den Kaisern Diokletian und Maximian erkannt, so folgte er 1923 (DERS. 1923, S. 101 f.) der Ansicht von W. Unverzagt. 1935 kehrte H. Klumbach in der 4. Auflage des Schumacherschen Germanenkataloges wieder zur alten Ansicht, d. h. zu den beiden Kaisern Diokletian und Maximian zurück (KLUMBACH 1935, S. 45), um sich dann 1969 (KLUMBACH 1969, S. 130) der Meinung von M. R.-Alföldi (R.-ALFÖLDI 1958, S. 66, 68) anzuschließen: Maximianus und Constantius. Umso auffälliger ist 1970 die Verwendung O. Doppelfelds der Spätdatierung (DOPPELFELD 1970, S. III).

¹⁴⁰ Erwähnenswert ist hier die Meinungsvielfalt von E. A. Knitterscheid (KNITTERSCHEID 1926, S. 348), der alle drei Herrscherpaare benennt, sich aber letztlich für keines definitiv entscheidet. Diskutiert und meistens abgelehnt haben die Spätdatierung u. a. R.-ALFÖLDI 1958, S. 65; BASTIEN 1973, S. 76; DERS. 1989, S. 7 f.; TURCAN 1987, S. 184; DRINKWATER 2007, S. 366.

¹⁴¹ U. a. ENSSLIN 1930; PINK 1931; KLUMBACH 1935; AUBIN 1937; SCHMIDT 1940; SESTON 1946; ENSSLIN 1948; BEHRENS 1954.

¹⁴² PINK 1931, S. 2 f. Ihm zufolge gab es unter Maximian und Constantius keinen Anlass für eine solche Prägung und in *Lugdunum* wurde von 287 n. Chr. bis zu Magnentius kein Gold mehr geprägt.

¹⁴³ BALDWIN BRETT 1933, S. 285.

¹⁴⁴ Weder A. Alföldi (ALFÖLDI 1926) noch J. Babelon (BABELON 1927) hatten in ihren unabhängigen, sich zeitlich offenbar überschneidenden Veröffentlichungen aufeinander Bezug genommen; A. Alföldi wich jedoch später gegenüber J. Babelon, K. Pink und A. Baldwin Brett nicht von seiner Auffassung ab (siehe ALFÖLDI 1935, S. 144, Anm. 4 = DERS. 1970, S. 262, Anm. 4).

¹⁴⁵ Vgl. Anm. 139.

¹⁴⁶ SESTON 1946, S. 73, Anm. 2. Er stützte sich vor allem auf die Tatsache, dass beide Herrscher auf dem Medaillon gleichrangig nebeneinander sitzen, was seiner Meinung nach im Falle eines Augustus und eines Caesars nach tetrarchischem Protokoll nicht möglich war.

¹⁴⁷ STERN 1953, S. 149 mit Anm. 2. Er verwies auf die Übersiedlungspolitik von Constantius, die auf dem Medaillon zum Ausdruck gebracht worden sei.

¹⁴⁸ R.-ALFÖLDI 1958 A.

¹⁴⁹ U. a. BASTIEN 1979; DEMOUGEOT 1985; TURCAN 1987; BASTIEN 1989; DRINKWATER 2007.

deutschsprachigen Forschung starke Resonanz.¹⁵⁰ Nach kurzer Vorstellung der Diskussion mit den Gründen für die drei Zuweisungen, Diokletian und Maximian, Valentinian und Gratian bzw. Maximian und Constantius, stellte sie die obere und untere Szene in einen engen historischen Zusammenhang und sah in beiden Bildstreifen „eine Folge von Ereignissen“, die durch innere Logik verbunden waren und zeitlich aufeinander folgten: oben die Verkündigung eines kaiserlichen Erlasses und unten dessen Erfüllung.¹⁵¹ Unter Bezugnahme auf die historische Überlieferung, insbesondere einer Lobrede, die einen Sieg des Constantius zu Jahresbeginn 297 n. Chr. im Mündungsgebiet der Schelde und seine Folgen für Rom verherrlicht,¹⁵² sowie der ausdrücklichen Anerkennung jener numismatischen Erwägungen zur Datierung, welche A. Alföldi beige-steuert hatte (nicht vor 296 n. Chr.), erkannte sie in den beiden Herrschern wieder Maximianus Herculus und Constantius Chlorus.

Im Zusammenhang mit seinen Forschungen und Veröffentlichungen zur römischen Münzstätte in *Lugdunum*/Lyon beschäftigte sich Pierre Bastien auch mit dem „Médailleon de Plomb“ und veröffentlichte 1973 eine eingehende Studie,¹⁵³ in welcher er nach eigenen Worten einige der bestehenden Lehrmeinungen bestätigen, andere ausräumen und neue zur Interpretation und Zeitstellung der Rückseitendarstellung des Multiplums hinzufügen wollte. Im Rahmen seiner historischen Interpretation des Münzbildes, der eine strukturierte Forschungsgeschichte vorausgegangen war, vermochte er mithilfe neuer Aufnahmen und Studien am Original den rechts sitzenden Herrscher ikonografisch eindeutig als Maximian zu identifizieren, während sich der linke trotz vieler Porträtvergleiche mit Münzen aus Lyon und Trier einer sicheren Bestimmung entzog. P. Bastien sah in ihm jedoch Diokletian.¹⁵⁴ Beide Herrscher halten auf den Knien runde Gegenstände, in denen er Beutel mit Geld zur Verteilung vermutete. Im Übrigen sollte der Münzstempel für eine Ausprägung Anfang des Jahres 297 vorbereitet worden sein; das Bild nimmt jedoch ein früheres, zurückliegendes Geschehen unter Maximian und Constantius wieder auf und zeigt daher den abwesenden Diokletian neben dem Maximianus *praesentalis*.¹⁵⁵

1987 veröffentlichte R. Turcan alle Prägungen auf Blei, die sich im Besitz des Musée des Beaux-Arts in Lyon befinden, also vor allem auch jenes Material, das zusammen mit dem Médailleon in der Saône gefunden worden war, und dem er in einem Anhang eine gesonderte Studie widmete.¹⁵⁶ Anhand der Vorgaben von P. Bastien beschrieb er die Szenen nochmals sehr ausführlich, wobei er den Kaisern sogar je zwei Geldbörsen in die Hände gab. Für ihre Identifikation und Datierung führte er die bekannten datierenden Kriterien (Bart, Lorbeerkränze, Nimbus) an. Besonders betonte er jedoch die Gleichrangigkeit auf der Darstellung, was seiner Meinung nach – hierin W. Seston¹⁵⁷ folgend – Constantius als Caesar und damit auch die Kombination Maximianus / Constantius ausschließt. Konsequenterweise bezeichnete er daher den linken

¹⁵⁰ U. a. KLUMBACH 1969; WEIDEMANN 1980; SCHUMACHER 1982; OVERBECK 1985; WAURICK 1990; HEITZ 2006; GILLES 2007; ERPELDING 2009. Siehe aber auch BRILLIANT 1963, S. 193; BURNS / OVERBECK 1987, S. 66; BURNS 1994, S. 13.

¹⁵¹ R.-ALFÖLDI 1958, S. 66.

¹⁵² Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008, S. 48 ff.) VIII/V, 8–9.

¹⁵³ BASTIEN 1973.

¹⁵⁴ Ebd., S. 82.

¹⁵⁵ Ebd., S. 85.

¹⁵⁶ TURCAN 1987 mit Appendix S. 183–195.

¹⁵⁷ SESTON 1946, S. 73, Anm. 2.

Herrscher, Diokletian, als den Augustus Jovius, und den rechts Sitzenden als Maximianus, den Augustus Herculus.¹⁵⁸

Die Ausführungen von Richard Turcan veranlassten P. Bastien zu einer erneuten, der bisher umfangreichsten Studie zum „Médaille de Plomb de Lyon“.¹⁵⁹ Im Aufbau seiner erneuten Studie folgte er wieder dem bekannten Muster: Nach genauer Beschreibung erfolgte die Zuschreibung der Dargestellten, voran der Kaiser. Er blieb bei seiner ursprünglichen Identifikation, die vor allem an dem signifikanten Porträt von Maximian, des rechten Herrschers, festmachen konnte, was im Falle des Linken, Diokletian, so jedoch nicht möglich war, weswegen er eine direkte Festlegung auf Diokletian und Maximian verwarf. Vor allem wandte er sich hierbei gegen das Argument der gleichen Größe, was nach W. Seston und R. Turcan Gleichrangigkeit bedeuten sollte. Er ließ dies unter Hinweis auf spätere tetrarchische Darstellungen, u. a. die bekannte Vierergruppe aus Porphyrius in Venedig, nicht gelten.¹⁶⁰ Ferner führte er Darstellungen auf Münzen an, wie das 10-Aureus-Stück aus dem Fund von Beaurains (Arras), das auf den beiden Münzseiten die Porträts der jeweiligen Augusti mit ihren Caesares in gleicher Aufmachung und Größe zeigt.¹⁶¹ Aus all diesen Darstellungen geht aber auch hervor, dass der Höherrangige immer auf der rechten Seite, d. h. vom Betrachter aus links erscheint, was in unserem Fall bedeutet, dass, – wenn die rechte Position aus ikonografischen Gründen sicher an Maximian vergeben ist – der Linke nur Diokletian sein kann.¹⁶² P. Bastien schloss seine Ausführungen mit einer Liste jener Forscher, die in den beiden Herrschern Diokletian und Maximian gesehen hatten,¹⁶³ wobei die Datierungen von 286 n. Chr. bis 297 n. Chr. differierten. Ebenso ausführlich setzte er sich mit der Zuweisung an Maximianus und Constantius auseinander, was zwangsläufig eine Datierung nach dem 1. März 293 n. Chr. bedeuten würde, des Letztgenannten Ernennungstag zum Caesar. Abschließend stellte er jedoch fest, dass diese Zuweisung auf keinerlei ikonografischer Grundlage beruhte, sondern sich allein aus der Interpretation des Medaillons herleitete, weshalb er letztendlich bei seiner ersten Zuweisung blieb.¹⁶⁴

Vor kurzem erschien die bislang vorletzte Studie zum Lyoner Medaillon von John F. Drinkwater. Dieser stellte als *communis opinio* die beiden Herrscher wieder als Maximianus Augustus und Constantius Caesar vor,¹⁶⁵ erhob aber Bedenken gegen die Argumente von M. R. Alföldi u. a. über die Lokalität des hier gefeierten Sieges an der Schelde, ebenso gegen das Datum von 296 n. Chr., wie es bereits A. Alföldi vorgeschlagen hatte. Zwei andere Erklärungen hielt er gleichermaßen für möglich:¹⁶⁶ Zum einen, dass die Darstellung den Erfolg des Kriegszuges von 287 n. Chr. unter Maximianus wiedergibt, d. h. dass die beiden Regenten Diokletian und Maximian sind. Hierin folgte er ausdrücklich der Meinung von R. Turcan und – was die Identität der Herrscher, nicht aber das Datum betraf – auch derjenigen von P. Bastien. Das maßgebliche Ereignis läge dann zehn Jahre vor dem Prägedatum von 297 n. Chr. und würde einen Akt der Restauration versinnbildlichen, notwendig geworden vor dem Hintergrund der

¹⁵⁸ TURCAN 1987, S. 188.

¹⁵⁹ BASTIEN 1989.

¹⁶⁰ Ebd., S. 11 mit Anm. 3. Zu dieser Gruppe siehe R.-ALFÖLDI 1999, S. 146–149.

¹⁶¹ BASTIEN 1989, S. 11, Anm. 4 und Taf. III,11.

¹⁶² Anders K. Zangemeister (ZANGEMEISTER 1905, S. 299), der den rechts sitzenden und zu den Bittstellern sprechenden Kaiser als Diocletianus bezeichnet hatte.

¹⁶³ Ebd., S. 13.

¹⁶⁴ Ebd., S. 15.

¹⁶⁵ DRINKWATER 2007, S. 364.

¹⁶⁶ Ebd., S. 366.

jüngsten Erfolge des Caesars Constantius bei der Wiedereingliederung Britanniens. Als zweite Möglichkeit schlug er vor, einem Hinweis von Ralph W. Mathisen folgend, dass Diokletian und Maximian als Barbarenkultivierer („civilizers of barbarians“) und nicht als Eroberer präsentiert werden, im Vergleich mit den Taten des Constantius 297 n. Chr. am Niederrhein,¹⁶⁷ nur dass hier das Geschehen im Umfeld von Mainz stattgefunden hätte und Maximian derjenige war, der schon in den späten 80er Jahren des 3. Jahrhunderts hierfür verantwortlich zeichnete.

Abschließend können wir festhalten, dass bislang hinsichtlich der Identifikation der Herrscher und damit der Datierung des Medaillons keine Einigkeit erzielt worden ist. Einzig insofern, als das späte 4. Jahrhundert aus stilistischen und die beiden Augusti Valentinian I und Gratian aus sachlichen Gründen nicht infrage kommen. Die übrigen Zuweisungen konzentrieren sich auf die Dyarchie (285–293 n. Chr.) des Diocletianus (D) mit Maximianus (M) und die erste Tetrarchie (293–305 n. Chr.) und hierbei auf die Repräsentanten des Westens, den Augustus Maximianus (M) und seinen Caesar Constantius (C). In der nachfolgenden Tabelle 7 werden zur besseren Übersicht Einzelmeinungen gelistet, jedoch ohne diejenigen jener Forscher, die sich entweder nicht dezidiert zum Datum geäußert oder zwei bis drei Zeitansätze genannt hatten, sich aber nicht entscheiden konnten. Innerhalb der beiden genannten Zeitspannen zeigt die Tabelle eine relativ gleichmäßige Verteilung, die nur durch die Forschergruppe um P. Bastien gesprengt wird. Selbstverständlich kann aber nur eines der Ereignisse als Grundlage für die Abbildung gedient haben.

Tabelle 7: Aufstellung mit Angabe genauerer Daten

Datum	Regierungsform	Literatur
Dyarchie (285–293)		
286	Diocletianus und Maximianus	Forrer 1918 A, S. 73.
286/287	D+M	Schumacher 1906, S. 25.
286/287	D+M	Turcan 1987, S. 195.
286–289	D+M	Demougeot 1985, S. 121.
287	D+M	Bernoulli 1894, S. 199.
287	D+M	Babelon / Blanchet 1895, S. 370.
287	D+M	Babelon 1901, Sp. 947 f.
287	D+M	Bernhart 1926, S. 135.
287	M+D (sic!)	Zangemeister 1905, S. 299.
287 ff.	D+M	Becker 1868, S. 159, 161.
287/288	D+M	Baldwin Brett 1933, S. 283.
287–297	D+M	Grimm 1882, S. 50 f.
288	D+M	La Saussaye 1862, S. 429 f.
288	D+M	Cohen 1886, S. 464.
288/291	D+M	Babelon 1927, S. 7.
289	D+M	Ensslin 1930, Sp. 2499.
289	D+M	Klumbach 1935, S. 45 f.
I. Tetrarchie (293–305)		
297	Diocletianus und Maximianus	Bastien 1973, S. 85.
297	D+M	Demougeot 1985, S. 121.
297/310	D+M	Bastien 1989, S. 40.

¹⁶⁷ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 9,3–4.

Datum	Regierungsform	Literatur
1. Tetrarchie (293–305)		
290–300	Maximianus und Constantius	R.-Alföldi 1999, S. 49, 112.
293/294	M+C	Gilles 2007, Nr. I.4.11.
293/305	M+C	Decker / Selzer 1976, S. 510.
293/305	M+C	Stern 1953, S. 149.
296–297	M+C	Roach Smith 1863, S. 194 f.
296 ff.	M+C	Alföldi 1926, S. 170.
296 ff.	M+C	R.-Alföldi 1958, S. 67 f.
296 ff.	M+C	Heitz 2006, S. 194.
297	M+C	Klumbach 1969, S. 130.
~ 297	M+C	Schumacher 1982, S. 113.
Um 300	M+C	Overbeck 1985, S. 52 f.
Ca. 300	M+C	Burns / Overbeck 1987, S. 66.
Um 300	M+C	Erpelding 2009, S. 145.
Anf. 4. Jh.	M+C	Waurick 1990, S. 20.
Anf. 4. Jh.	M+C	Schumacher 2003, S. 16.

Wie die Tabelle 7 zeigt, variiert der Bezugszeitpunkt um 15 Jahre. Da der Lyoner Stempelabdruck keine Datumsangabe trägt, spielte für die jeweiligen Zeitansätze in der Zuordnung zu bestimmten Herrschern letztlich die Verknüpfung mit konkreten historischen Überlieferungen die entscheidende Rolle. Um das betreffende historische Ereignis zu bestimmen, ist es notwendig, neben den beiden Herrschern nun auch die übrigen Personen in die Betrachtung mit einzubeziehen. Die Vielfalt der Ansichten ist hier ebenfalls sehr groß und es empfiehlt sich, weiterhin schrittweise vorzugehen, um einer Entscheidung näher zu kommen. Dies betrifft die Deutung der einzelnen Menschen ebenso wie schließlich die Gesamtinterpretation der insgesamt drei Szenarien.¹⁶⁸ Der erste Handlungsablauf vor den Kaisern (3, 4) wird von zwei Soldaten (6, 7) und den beiden Bittflehenden (8, 9) gebildet.

c) Die römischen Soldaten (6, 7)

Tabelle 8: Bisherige Interpretationen der römischen Soldaten in Szene 1

Person	Jetzige Ansprache	Frühere Interpretation	Literatur
6	Römer in Waffen mit Mantel	<i>Urbs Roma</i> mit Helm, Gefangene präsentierend	La Saussaye 1862, S. 430 ; Braun 1863, S. 160.
		<i>Dea Roma</i>	Becker 1868, S. 158; Bastien 1989, S. 16.
		<i>Dea Roma</i> oder <i>Virtus</i> mit entblößter Brust	Turcan 1987, S. 185.
		Soldat	Cohen 1886, S. 464; Grabar 1966, S. 23.
		Soldat(en) oder Offizier(e)	Bastien 1973, S. 82.
		Offizier	Schumacher 1917, S. 15; Knitterscheid 1926, S. 347; Babelon 1927, S. 8; R.-Alföldi 1958, S. 68.
		<i>Praefectus praetorio</i>	Unverzagt 1919, S. 76; Babelon 1927, S. 6.
7	Bewaffneter Römer	Keine Einzelsprache	

¹⁶⁸ Siehe dazu GRABAR 1966, S. 22 f.; DRINKWATER 2007, S. 365.

Im Fall der Person (6) ist sich die Forschung weder über das Geschlecht noch die Funktion einig. Sicher ist nur, die Person ist gerüstet, wie die übrigen Römer auch (1–2, 5, 7) und sie überragt auffallend sowohl den ihr entgegenblickenden dritten Leibwächter (5) als auch den dahinter stehenden zweiten Bewaffneten (7). Dieser wurde nie einzeln angesprochen, sondern meist im Zusammenhang mit (6) als „Soldat“ benannt. Es wurde aber immer wieder zum Ausdruck gebracht, dass die beiden Bewaffneten eine Art Geleit für die bittenden Personen (8, 9) im Vordergrund bilden und sie diese gewissermaßen den beiden Herrschern zuführen und präsentieren.¹⁶⁹ Damit ist aber noch nicht geklärt, ob es sich bei dem größeren der beiden Bewaffneten (6) um eine weibliche Gottheit handelt, für die man die *Urbs* bzw. *Dea Roma* oder die *Virtus* in Vorschlag gebracht hatte (siehe Tabelle 8) oder um eine männliche Allegorie; *Mars* war merkwürdigerweise nie in Betracht gezogen worden.¹⁷⁰ Die beiden Bewaffneten stellen aber m. E. die Symbolfiguren für eine zweite Militärgruppierung dar, d. h. nicht die der Garde, sondern des Feldheeres (*Exercitus Romanus*), in dessen Geleit den Kaisern die beiden Bittsteller (8, 9) im Vordergrund als Repräsentanten einer größeren Gemeinschaft zugeführt werden.

d) Die Bittflehenden (8, 9)

Um ihre Funktion (Bittende oder Dankende) gab es weniger Differenzen, dazu ist ihre Körperhaltung zu eindeutig; wohl aber hinsichtlich ihrer persönlichen Identifikationen:

Tabelle 9: Interpretation der beiden Bittflehenden (8, 9)

Person	Jetzige Ansprache	Frühere Interpretation	Literatur
8	Kniender Mann	Germanischer Gefangener	La Saussaye 1862, S. 430.
		Sitzender nackter Gefangener	Cohen 1886, S. 464.
		Kniender Germane	Schumacher 1909, S. 33; Klumbach 1935, S. 45.
		Kniender Barbar	Overbeck 1985, S. 52.
		Germanisches kniendes Kind	Schumacher 1918, S. 15.
		Römisches kniendes Kind	Unverzagt 1919, S. 76.
		Kniendes Kind	Knitterscheid 1926, S. 347.; Babelon 1927, S. 8.
		Junger Mann, kniend	Bastien 1973, S. 82; Bastien 1989, S. 16.
		Kniender Mann	R.-Alföldi 1958, S. 66.
9	Stehende Frau	Flehender Flüchtling	Grabar 1966, S. 22.
		Frau, Kaiser die Hand reichend	Cohen 1886, S. 464.
		Frau, Hände ausstreckend	Bastien 1973, S. 82.
		Frau, Geschenk empfangend	Bastien 1989, S. 16.
		Germanische Mutter des Kindes (8)	Schumacher 1918, S. 15.
		Römische Mutter des Kindes (8)	Unverzagt 1919, S. 76.
		Flehende Frau	R.-Alföldi 1958, S. 66.
		Flehender Flüchtling	Grabar 1966, S. 22.

¹⁶⁹ FROEHNER 1878, S. 259; SCHUMACHER 1918, S. 15; KNITTERSCHEID 1926, S. 347; BABELON 1927, S. 8; R.-ALFÖLDI 1999, S. 112.

¹⁷⁰ Zu einer vergleichenden Diskussion um die Identifizierung einzelner Allegorien oder Personen und deren Einordnung und Interpretation siehe KRAFT 1958.

In den beiden Bittstellern (8, 9) sah die überwiegende Zahl der Forscher Barbaren, d. h. Germanen, einige indessen auch Römer. Gleich zu Beginn wurden sie als Gefangene interpretiert,¹⁷¹ was aber schon im darauf folgenden Jahr 1863 C. Roach Smith¹⁷² mit dem treffenden Hinweis richtig stellte, dass es ihnen an allen Zeichen für einen solchen Status, wie z. B. gefesselte Hände, mangelte. Die kleinere Figur (8) im Vordergrund, von den französischen Zeichnern irrtümlich als nackt und sitzend dargestellt, war wohl für die Interpretation als Gefangener ausschlaggebend gewesen. In Wirklichkeit ist dies, wie wir gesehen haben, ein bekleideter Mann im Kniefall (Proskynese), in ähnlicher Haltung wie z. B. die Person auf der zentralen Darstellung des Alamannia-Reliefs in Nikaea-İznik.¹⁷³ Seine bittend erhobenen Arme sprechen für sich. Der Mann sollte hier im Vergleich mit den vergrößerten Kaiserdarstellungen erkennbar niedrig erscheinen, bei Unterwerfungsszenen von Barbaren ein oft gewählter Kunstgriff, nicht nur auf kleinformatigen Münzrückseiten.¹⁷⁴ Möglicherweise ist dieser Mann mit den Dargestellten (11) bzw. (17) identisch. Ähnliches gilt für die hinter ihm stehende Frau (9), die wohl in der weiblichen Person (16) auf der Brücke und vielleicht auch in der Person (10) in Szene 2 wieder zu erkennen ist. Der Mann und die Frau, in Begleitung bzw. unter Bewachung der Soldaten, dürfen hier ihre dringenden Bitten an die Kaiser richten.

Szene 2, oben rechts

Personengruppe (10–13)

Diese Personengruppe ist aufgrund ihrer Blickrichtung und Körperhaltung – mit dem Rücken zur vorigen Szene – eindeutig als eigenständig gekennzeichnet. Auch ihre Deutung wird in der Forschung nicht einheitlich beurteilt.

In den beiden Personen (10) und (11), von denen (11) ganz sicher als Mann zu identifizieren ist – (10) könnte aufgrund des vollen Haaransatzes auch eine Frau sein – möchte man die beiden Bittenden (8 und 9) wiedererkennen, die in dieser Nachfolgeszene die kaiserliche Audienz verlassen haben.¹⁷⁵ Verlassen jedoch zusammen mit zwei ganz wesentlichen Dingen: Sie dürfen ihre persönliche Habe mitnehmen wie die Person mit Schultergepäck (10) sowie der Mann (*pater familias* [11]) seine Kinder (12, 13). Sie erscheinen hier für jedermann deutlich sichtbar als Freie und nicht als Gefangene. Ihre Kinder werden nicht als Geiseln zurückbehalten, weder als Faustpfand für konformes Verhalten,¹⁷⁶ noch zur Erziehung als zukünftige Könige.¹⁷⁷ Diese

¹⁷¹ LA SAUSSAYE 1868, S. 430; COHEN 1886, S. 464.

¹⁷² ROACH SMITH 1863, S. 195.

¹⁷³ BITTEL 1954, S. 16 f., Taf. 2a–b, Taf. 3 b; LAUBSCHER 1993, S. 389, Abb. 9 und Abb. 10.

¹⁷⁴ Vgl. ALFÖLDI 1970, S. 58; BRILLIANT 1963, S. 189–195 („submission“) mit Abb. 4.69 bis 4.75; CALÓ LEVI 1952, S. 25–40. Ein noch extremeres Beispiel – aber letztlich dieselbe, wenngleich noch komprimiertere Darstellung wie auf dem Medaillon – bieten die naturgemäß viel kleineren constantinischen Solidi aus Trier der Jahre 307/315 n. Chr. (R.-ALFÖLDI 1958 B, S. 107 mit Taf. IV,13–15), auf denen die völlig vergleichbare Audienzszene auf sechs Personen reduziert ist.

¹⁷⁵ Nach KNITTERSCHEID 1926, S. 347 hat der Mann (11) erhalten, um was das „Kind“ (8) und die Frau (9) noch bitten.

¹⁷⁶ Zum Schicksal alamannischer Geiseln im Falle von Vertragsbruch vgl. AMMIANUS MARCELLINUS XVIII, 2, 6–8.

¹⁷⁷ BRAUND 1984, S. 16 f.

Szene drückt also in diesen wichtigen Details das genaue Gegenteil dessen aus, was häufig auf Bildern mit Geiseldarstellungen wiedergegeben ist.¹⁷⁸

Tabelle 10: Interpretation der Personen in Szene 2

Person	Jetzige Ansprache	Frühere Interpretation	Literatur
10	Person mit Gepäck	Person mit Schulterlast	Knitterscheid 1926, S. 347.
		Erwachsener mit Kind	Drinkwater 2007, S. 365.
		Mann mit Kind auf Schulter	Schumacher 1918, S. 15; Klumbach 1935, S. 45.
		Mann mit Kind und Gepäck	Bastien 1973, S. 82; Bastien 1989, S. 6, 16.
		Mann mit Gepäck	Overbeck 1985, S. 52.
		Figur mit gefülltem Sack	Unverzagt 1919, S. 76.
		Flüchtender Mann mit Bündel	Grabar 1966, S. 23.
11	Mann mit Kind	Erwachsener mit Kind	Drinkwater 2007, S. 365.
		Mann des Volkes mit Kind	Cohen 1886, S. 464.
		Mann mit Bündel und Baby	Bastien 1989, S. 6, 16.
		Mann mit zwei Kindern	Knitterscheid 1926, S. 347.
		Germanischer Mann mit zwei Kindern	Schumacher 1918, S. 15.
		Römischer Mann mit zwei Kindern	Unverzagt 1919, S. 76.
		Römischer Mann mit drei Kindern	Kuhoff 2001, S. 84, Anm. 237.
		Familienvater mit Kindern	Babelon 1927, S. 8.
		Vater mit seinen Kindern	Turcan 1987, S. 187.
		Frau mit Kind	Grabar 1966, S. 23.
Frau mit Kleinkind und Kind	Overbeck 1985, S. 52; Heitz 2006, S. 194.		
12	Kleinkind	Keine Einzelsprache	
13	Größeres Kind	Größeres Kind	Drinkwater 2007, S. 365.
		Zweites Kind	Grabar 1966, S. 23.
		Kind Stab schwingend	Bastien 1973, S. 82.
		Kind klammert sich an (11)	Bastien 1989, S. 16.

Szene 3, unten

Personengruppe auf der Brücke (14–18)

Die Einzelfiguren dieser dritten Szene erfuhren im Vergleich zu den anderen die stärksten Unterschiede in ihren Deutungen hinsichtlich Geschlecht und Funktion, aber auch hinsichtlich ihrer Ethnie: Sie wurden als Gottheiten oder Menschen, Römer oder Barbaren oder als beides interpretiert:

¹⁷⁸ Ein frühes Beispiel zeigen Prägungen des Augustus des Jahres 8 v. Chr. (RIC I² 200–201; dazu SCHUMACHER 1918, S. 13; WOLTERS 1989, S. 33, Abb. 18; R.-ALFÖLDI 1999, S. 111, Abb. 144), auf dasselbe Ereignis nimmt die Darstellung auf einem Silberbecher aus Boscoreale Bezug (R.-ALFÖLDI 1999, S. 230 mit Anm. 96). In den Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. datiert die Unterwerfungsszene mit Kindern auf dem Sarkophagdeckel aus Rom im Römisch-Germanischen Zentralmuseum (SCHUMACHER 1918, S. 12; DERS. / KLUMBACH 1935, S. 16 f., Nr. 66, Taf. 20). Etwa zeitgleich ist das Alamannia-Relief in Nikaea-Iznik (SCHOENEBECK 1937, S. 161; LAUBSCHER 1993, S. 377). In diesen Fällen der Geiselübergabe werden immer Männer, wohl die Väter (wie auf dem Medaillon: BABELON 1927, S. 8; BASTIEN 1973, S. 82) mit den Kindern dargestellt; in die Gefangenschaft begleiten die Kinder ihre Mütter wie auf der Marcussäule (SCHUMACHER / KLUMBACH 1935, S. 9, Nr. 40, Taf. 10; S. 10, Nr. 44, Taf. 12).

Tabelle 11: Deutung der Personen auf der Brücke (Szene 3)

Person	Jetzige Ansprache	Frühere Interpretation	Literatur
14	Bewaffneter Mann mit Gepäck	Maximian	La Saussaye 1862, S. 430; Pflugk-Hartung 1886, S. 107; Babelon 1901, S. 948; Jullian 1912, S. 103; Klumbach 1935, S. 46.
		Kaiser von zwei Victorien geführt	Blanchet 1907, S. 126.
		Kaiser von Gottheiten begleitet	Kuhoff 2001, S. 83.
		Maximian von Victoria geführt	Braun 1863, S. 160.
		Siegreicher Maximian von Victoria (15) bekrönt	Becker 1868, S. 159.
		Siegreicher Maximian mit Trophäe	Froehner 1878, S. 260.
		Maximian im Kriegsgewand	Grimm 1882, S. 28.
		Maximian in Militärkleidung	Cohen 1886, S. 464.
		Siegreicher Maximian im Bagaudenkrieg	Bernoulli 1894, S. 199.
		Siegreicher Maximian	Babelon / Blanchet 1895, S. 371.
		Maximians Rückkehr	Zangemeister 1905, S. 299.
		Maximian als Feldherr	Forrer 1918 B, S. 144.
		Siegreicher Imperator	Colin 1927, S. 111.
		Erster Kaiser	Behrens 1954, S. 72.
		<i>Warrior</i> = Constantius	Roach-Smith 1863, S. 194.
		Soldat, kein Imperator	Babelon 1927, S. 9.
		<i>Chef militaire</i>	Grenier 1931, S. 537.
		Einwohner mit Art Füllhorn	Steyert 1895, S. 451 ^b .
		Römischer Mann mit Sack	Unverzagt 1919, S. 76.
		Fränkischer Mann = Bittfleher (8)	R.-Alföldi 1958, S. 66.
Mann, Flüchtling mit Gepäck	Grabar 1966, S. 21.		
Geflügelte Victoria	Schumacher 1906, S. 25.		
15/16	Frau mit Kleinkind	Victoria	La Saussaye 1862, S. 430.
		Victoria führt Maximian	Braun 1863, S. 160.
		Victoria Maximian bekrönend	Babelon / Blanchet, 1885, S. 371.
		Erste Victoria mit Kranz, Symbol des 1. Sieges	Froehner 1878, S. 260.
		Erste Victoria mit Lorbeerkranz	Grimm 1882, S. 28; Zangemeister 1905, S. 299; Schumacher 1918, S. 15; Babelon 1927, S. 5.
		Erste Victoria mit unbekanntem Objekt	Colin 1927, S. 111.
		Erste Victoria	Bernoulli 1894, S. 199; Jullian 1912, S. 103; Forrer 1918 B, S. 144; Behrens 1954, S. 72.
		Geflügelte Victoria	Schumacher 1906, S. 25; Klumbach 1935, S. 46.
		Frau, Maximian Kranz anbietend	Cohen 1886, S. 464.
		Geflügelter Genius mit Kranz	Pflugk-Hartung 1886, S. 107.
		Geflügelter Genius	Grenier 1931, S. 537.
		Frau, keine krönende Victoria	Becker 1868, S. 159.
		Frau, keine Victoria	Babelon 1927, S. 9.
		Stadt-Allegorie von <i>Castel</i>	Becker 1868, S. 162.
		Röm. Frau mit gefülltem Sack	Unverzagt 1919, S. 76.
		Frau mit Gepäck	Turcan 1987, S. 186.
		Frau, zurückblickend mit Last	Bastien 1989, S. 7.
		Frau, flüchtend mit Gepäck	Grabar 1966, S. 21.
		Fränkische Frau mit Kind (9+12)	R.-Alföldi 1958, S. 66.
		Alamannische Frau, zurückblickend	Drinkwater 2007, S. 365.

17	Mann mit Gepäck und Schwert	Victoria mit Palmzweig	Babelon / Blanchet, 1885, S. 371; Cohen 1886, S. 464.
		Zweite Victoria mit Palmzweig, Siegessymbol der zweiten Schlacht	Froehner 1878, S. 260.
		Zweite Victoria mit Palmzweig	Grimm 1882, S. 28; Zangemeister 1905, S. 299; Schumacher 1906, S. 25; Babelon 1927, S. 5; Schumacher 1909, S. 33.
		Zweite Victoria mit unbekanntem Objekt	Colin 1927, S. 111.
		Zweite Victoria	Schumacher 1906, S. 25; Schumacher 1909, S. 33; Forrer 1918 B, S. 144.
		Geflügelte Victoria	Klumbach 1935, S. 46.
		Stadtallegorie von Mainz	Becker 1868, S. 162.
		Römische Frau mit gefülltem Sack	Unverzagt 1919, S. 76.
		Geflügelter Genius mit Palmzweig	Pflugk-Hartung 1886, S. 107.
		Geflügelter Genius	Grenier 1931, S. 537.
		Maximianus	Schumacher 1906, S. 25.
		Zweiter Kaiser	Behrens 1954, S. 72.
		Soldat mit Schwert	Babelon 1927, S. 9.
		Mann mit Messer, kein Soldat	Bastien 1973, S. 82.
		Mann mit Pugio und Gepäck	Drinkwater 2007, S. 365.
18	Jugendlicher	Mann mit Schwert und Gepäck	Turcan 1987, S. 186; Bastien 1989, S. 7.
		Mann mit Gepäck	Grabar 1966, S. 21.
		Kind	La Saussaye 1862, S. 430; Babelon / Blanchet 1895, S. 371; Grabar 1966, S. 21.
		Kind, wie oben (13)	R.-Alföldi 1958, S. 66.
		Mensch, vom Feind geraubt	Zangemeister 1905, S. 299.
		Römisches Kind, von Alamannen verschleppt, und vom Kaiser befreit	Froehner 1878, S. 260; Schumacher 1917, S. 15; Schumacher 1918, S. 15.
		Kleiner junger Mann	Colin 1927, S. 111.
		Zweite Victoria	Behrens 1954, S. 72.

Von Beginn an und bis heute war die Interpretation dieser Personengruppe stark von der Vorstellung geprägt, dass hier ein siegreicher römischer Kaiser (= Maximian) die Mainzer Brücke überquert.¹⁷⁹ Dies war vor allem in den französischen Umzeichnungen (vgl. Abb. 4, 5, 7, 8) dadurch zum Ausdruck gekommen, dass die Person (14) als Imperator in Panzer und mit wehendem Mantel nach links strebte, und die vorausschreitende Frau (15) ihm zu seinem Lorbeerkranz auf dem Kopf einen weiteren aufzusetzen bestrebt war. Das übrige Aussehen von (14), zumal Kopf und Gesicht, waren zumeist dem oben rechts sitzenden Herrscher (4) angeglichen worden. Der Mann mit Schwert (17) wurde zu einer zweiten Victoria oder Stadtpersonifikation, die einen Palmzweig in der linken Schulterbeuge trägt. Obgleich gerade bei diesem Mann die Bewaffnung und die germanischen Hosen von dem Stempelgraveur besonders gut zum Ausdruck gebracht worden waren. Dieses Detail war P. Bastien zwar aufgefallen, aber in den zu voluminösen Beinen sah er ein Merkmal für die Unfertigkeit des Prägestempels.¹⁸⁰ Da innerhalb

¹⁷⁹ Nur C. Roach Smith (ROACH SMITH 1863, S. 194 f.) sah in dieser Figur den Caesar Constantius, da sonst Maximian zweimal repräsentiert gewesen wäre.

¹⁸⁰ BASTIEN 1973, S. 89; DERS. 1989, S. 22; vgl. auch TURCAN 1987, S. 194.

eines solchen Zuges der Halbwüchsige (18) als zuvorderst Marschierender stets Erklärungsbedarf hervorrief, erkannte man in ihm oftmals ein von den Barbaren geraubtes römisches Kind, das von den siegreichen Truppen befreit worden war.

D. Deutung der Darstellungen

1) Frühere Interpretationen

Von der Grundidee eines römischen Siegeszuges wichen erst diejenigen Forscher ab, die ein völlig anderes Geschehen in der Darstellung erkannten. Denn die Interpretation der Einzelfiguren ist häufig nicht aus der Gesamtvorstellung des einzelnen Bearbeiters zu lösen, beeinflusst vom Hintergrund der jeweils ausgewählten historischen Überlieferung. Im Folgenden sind die Forschungsmeinungen zum Gesamtgeschehen chronologisch gereiht:

Tabelle 12: Frühere Interpretationen der drei Szenen

Szene 1+2	Szene 3	Literatur
Dyarchie (285–293)		
D+M, Stadt Rom führt den Herrschern germanische Gefangene vor	288 Rückkehr des siegreichen M aus Germanien, begleitet von Victoria	La Saussaye 1862, S. 429 f.
D+M, Stadt Rom führt Kriegsgefangene vor	M, von Victoria geleitet, überquert den Rhein	Braun 1863, S. 160.
D+M, M in Mainz	Holzbrückenbau des M 287 ff.	Becker 1868, S. 159, 161.
D+M vor flehenden römischen <i>coloni</i> , die den Verlust ihrer Güter aufgrund barbarischer Überfälle beklagen	Ms triumphale Rückkehr, zwei Victorien = Symbol für zwei siegreiche Kämpfe; geraubtes römisches Kind erhält Freiheit zurück	Froehner 1878, S. 259 f.
D+M; Dank der Römer des rechten Rheinufer an Mutter Rom	Rückkehr des siegreichen M vom Kampf gegen rechtsrhein. Germanen 287–297	Grimm 1882, S. 50 f.
D+M	Rückkehr des siegreichen M, von Victoria geleitet, den Rhein 288 überschreitend	Cohen 1886, S. 464.
D+M	M, Sieger im Bagaudenkrieg 287	Bernoulli 1894, S. 199.
D+M in Mainz, wohlwollender Empfang von Bittstellern	Ms Rückkehr aus Germanien 287, geführt von zwei Victorien	Babelon / Blanchet 1895, S. 370.
	Diokletians Rheinübergang	Babelon 1900, S. 196.
D+M, wohlwollender Empfang von Bittstellern	Ms Übergang aus Germanien 287	Babelon 1901, Sp. 947 f.
D+M vor flehenden germanischen Männern, Frauen und Kindern	Ms siegreiche Rückkehr nach Mainz 286/287	Schumacher 1906, S. 25.
D+M, Empfang um Schonung flehender Germanen	Ms siegreiche Rückkehr nach Mainz 286/287 mit zwei Victorien, vorne: geraubtes Kind	Schumacher 1909, S. 33; Schumacher 1912, S. 60; Schumacher 1917, S. 15; Schumacher 1918, S. 14 f.
D+M, umgeben von Soldaten und Gefangenen	Ms Rückkehr aus Krieg jenseits des Rheins, von Victoria eskortiert	Jullian 1912, S. 103.
<i>Largitio</i> zweier Kaiser		Ritterling / Barthel 1913.
D+M, Sieg über die Alamannen 286		Forrer 1918 A, S. 73.
D+M mit Soldaten und Bittstellern = Vertreter der besiegten Alamannen und Bagauden	M als Feldherr und Triumphator aus Feindesland nach Mainz (21. Juni 286) zurückkehrend	Forrer 1918 B, S. 144.
D+M	M kehrt über den <i>pons Rheni</i> siegreich zum Ausgangspunkt nach Mainz zurück; Victoria	Schaefer 1918, S. 65.

D+M, keine Unterwerfung germ. Gefangener, <i>largitio</i> von Lebensmitteln für die Mainzer Bevölkerung, die wegen germanischer Angriffe Not leidet	Rückkehr Mainzer Bürger aus germanischer Gefangenschaft	Babelon 1923, S. 422.
D+M	Rückkehr des siegreichen M 287	Bernhart 1926, S. 135.
D+M bei gemeinsamem Treffen, <i>largitiones</i> an das Volk gebend	<i>Festivitas</i> wegen Rückkehr des M in Mainz	Jullian 1926, S. 56.
D+M, Bittsteller (keine besiegten Germanen) empfangend; <i>largitio</i> , aber in Mailand	Rückkehr der siegreichen Legionare mit befreiten zivilen Gefangenen nach Mainz	Babelon 1927, S. 7, 9.
D+M, Treffen in Mainz (geplant?)		Ensslin 1930, Sp. 2499; Ensslin 1948, Sp. 2430.
D+M, <i>largitio</i> zweier Kaiser, kein Nachweis für ein Treffen in Mainz		Pink 1931, S. 2.
D+M, <i>largitio</i> zweier Kaiser in Mailand		Besnier 1932, Sp. 2428.
Treffen von D+M 287/288		Baldwin Brett 1933, S. 283.
D+M vor sich unterwerfenden Germanen	Rückkehr 289 des siegreichen M, von Victorien begleitet	Klumbach 1935, S. 45 f.
D+M geben <i>largitio</i> in Mainz	Brücke symbolisiert rechtsrheinische Annexionen der Römer	Seston 1946, S. 73.
D+M vor repatriierten Soldaten mit ihren Familien und Gepäck	Rückkehr deportierter Römer 286–288	Turcan 1987, S.190, 195.
D+M gewähren bittenden Germanen den Übertritt auf Reichsboden	Germanen überschreiten den Rhein	Nuber 1997, S. 68.
1. Tetrarchie (293–305)		
M+C vor germanischer Gruppe in freundl. Haltung, keine Gefangenen!	Siegreiche Rückkehr des C; Umsiedlung von Franken 296–297	Roach Smith 1863, S. 194 f.
M+C, Verteilung von Spenden an Bewohner	Dieselben Bewohner überqueren die Brücke mit Füllhörnern, Symbol für empfangene Gaben	Steyert 1895, S. 451 ^b .
Spendenverteilung zweier Kaiser des 4. Jh.		Drexel 1924, S. 15.
M+C, <i>largitio</i> der beiden Kaiser 296 ff. an Römer – keine Unterwerfung gefangener Germanen		Alföldi 1926, S. 167–170.
M+C, Treffen der Kaiser 287 oder 288; <i>largitiones</i> an Soldaten und Zivilisten	Ms siegreiche Rückkehr über den Rhein 287	Baldwin Brett 1938, S. 283 f.
M+C	Emigration von Barbaren vom linken auf das rechte Rheinufer; Familien 293/305	Stern 1953, S. 149.
D+M, Spendenverteilung an Soldaten und um Gnade flehende Gefangene	Überquerung der Rheinbrücke durch die siegreichen Kaiser (sic!), 4. Jh.	Behrens 1954, S. 72.
M+C, Verkündigung eines kaiserlichen Erlasses vor besiegten Feinden in Mainz	Ansiedlung eines feindlichen Stammes (Franken) 296 ff. in Gallien	R.-Alföldi 1958, S. 67 f.
Flüchtlinge flehen (in Mainz) vor zwei Imperatoren	Flüchtlinge mit <i>omnia mea</i> überschreiten die Brücke nach Mainz	Grabar 1966, S. 22.
M+C vor flehender oder dankbarer Gruppe	Dieselbe Gruppe wie oben: Ansiedlung von Franken 297	Klumbach 1969, S. 130.
D+M	Umsiedlung von Germanen 297	Bastien 1973, S. 85.
M+C, besiegte Germanen flehen um Gnade	Gefangene Germanen werden über den Rhein geführt	Weidemann 1980, S. 28.
M+C vor bittflehenden Personen	Ansiedlung von Germanen ~ 297	Schumacher 1982, S. 113.
D+M	Umsiedlung von <i>coloni dediticii</i> aus dem Rechtsrheinischen	Demougeot 1985, S. 121.

Szene 1+2	Szene 3	Literatur
M+C, germanische Stammesgruppe erbittet Aufnahme	Umsiedlung von Franken um 300 auf römisches Gebiet > Laeten	Overbeck 1985, S. 52 f.
M+C	<i>Crossing of Franks into Gaul</i> ca. 300	Burns / Overbeck 1987, S. 66.
D+M	Umsiedlung von Barbaren 297/310	Bastien 1989, S. 40.
?	Überführung von Gefangenen	Bernhard 1990, S. 131.
M+C, Sieger über Germanen im Mainzer Gebiet	Gefangene überqueren die Rheinbrücke Anfang 4. Jh. zur Ansiedlung auf der anderen Seite	Waurick 1990, S. 20.
M+C, Empfang von Familien von jenseits des Rheins	Gruppe von Barbaren überquert vertrauensvoll die Rheinbrücke	Burns 1994, S. 13.
M+C, Empfang gefangener Barbaren 296	Barbaren überqueren die Rheinbrücke zur Ansiedlung auf der anderen Rheinseite	Nixon / Rogers 1994, S. 122.
M+C vor einer Gruppe von Besiegten	Übergang der besiegten Barbaren über die Rheinbrücke	R.-Alföldi 1999, S. 49, 112.
M+C	Zwangsumsiedlung von Alamannen Anfang 4. Jh.	Schumacher 2003, S. 16.
M+C vor einer Gruppe von Nicht-römern	Umsiedlung von Germanen 296 ff. auf römisches Gebiet	Heitz 2006, S. 194.
M+C	Ansiedlung von Barbaren 293/294 aus dem Rheingebiet	Gilles 2007, Nr. I.4.11.
M+C, ehemalige Feinde als Bittsteller, Verkündung eines Erlasses zur Umsiedlung	Überquerung der Rheinbrücke durch unterworfenen Franken 296	Erpelding 2009, S. 145.
Valentinian (364–375)		
Valentinian+Gratian, <i>largitio</i> in Geld und Naturalien an geschädigte Römer	Verschleppte Rückkehrer oder Menschen mit gefüllten Säcken, die Lebensmittel enthalten	Unverzagt 1919, S. 76.
Valentinian+Gratian, <i>largitio</i> an geschädigte römische Bevölkerung 368	Rückführung verschleppter Römer	Schumacher 1923, S. 101.
<i>Largitio</i> an geschädigte römische Bevölkerung	Bevölkerung kehrt mit Habe oder Schenkung nach Mainz zurück	Knitterscheid 1926, S. 348.
Keine Ansprache	Siegeszug eines römischen Kaisers	Colin 1927, S. 111 .
Schenkungszone	Rückkehr römischer Truppen	Doppelfeld 1970, S. III.

2) Zwischenergebnis

Versucht man diese unterschiedlichen und zum Teil unvereinbaren Meinungen zu ordnen und zusammenzufassen, so ergibt sich in etwa folgendes Bild der Übereinstimmung: In der ersten Szene (Abb. 2) findet vor zwei römischen Kaisern in Begleitung ihrer Garde bzw. von Soldaten, offensichtlich in einem Feldlager, eine Kontaktaufnahme mit Bittstellern statt. Es bleibt jedoch, unklar, wo genau dieses Ereignis stattfand und ob dabei auch alle zwei Kaiser persönlich anwesend waren.

Die beiden, beinahe gleichartig dargestellten Kaiser werden als die zwei Augusti Diocletianus und Maximianus bzw. Maximianus Augustus und Constantius Caesar diskutiert, nachdem Valentinianus I und Gratianus aus verschiedenen und objektiv nachvollziehbaren Gründen ausgeschieden sind. Lässt man sich davon überzeugen, dass mit dem vom Betrachter aus rechts Sitzenden aufgrund seiner charakteristischen Gesichtszüge, insbesondere der Nase, tatsächlich nur Maximian gemeint gewesen sein kann, so muss konsequenterweise die zweite Lösung aufgegeben werden, da der an rechter Position Sitzende immer der Vornehmere war: mithin also Diokletian. Dieser sitzt zwar deutlich abgesetzt an der linken Bildseite, sein An-

teil am gesamten Bildfeld ist jedoch genau so groß wie das des anderen. Er ist etwas stärker zur Seite gedreht, so als ob er die Szene beobachten würde, und wirkt daher etwas schlanker als der zweite, frontaler Dargestellte. Der Linke erhält aber durch die Angabe seiner Stuhldetails kein geringeres Breitenmaß (linkes Knie bis zum Stuhlfuß). Beide Kaiser gleichen sich im persönlichen Erscheinungsbild, beide umfassen Schriftrollen (*rotuli*) mit den linken Händen und strecken die rechten Arme aus, der des Rechten ist etwas höher erhoben. Der Linke wird von zwei Gardisten begleitet und der obere Rand seines Nimbus ist, wenngleich nicht sehr viel, doch erkennbar höher.¹⁸¹ Diese Kriterien weisen ihn – über seine Positionierung hinaus – als den Bedeutenderen aus.

Der zweite Kaiser, begleitet nur von einem Gardisten, sitzt dafür genau im Zentrum der Darstellung. Seinen ausgestreckten rechten Arm hält er in gewährendem Gestus einer Gruppe Bittflehender entgegen, die von zwei Soldaten, wie wir meinen, des Feldheeres seitlich eskortiert werden.

Zu beiden Kaisern gehören – erkennbar an ihrer Ausrüstung und ihren Waffen – römische Soldaten. Sie bilden zwei Gruppen, die eine besteht aus drei Gardisten, die andere aus zwei Angehörigen des Feldheeres. Der vordere (6), deutlich größere der beiden, welcher auch den Gardisten an Länge überragt, ist dem Kaiser am allernächsten und blickt ihm fast direkt in die Augen, während sein Hintermann erkennbar zu diesem aufschaut. Mit dieser auffallend hervorgehobenen Darstellung spielt er irgendwie eine besondere Rolle im Geschehen, wie schon L. de la Saussaye und nach ihm andere gespürt haben. Zwar ist er nicht als eine weibliche Allegorie mit entblößter Brust in Anspruch zu nehmen, zumal er neben Helm und Schild wahrscheinlich auch einen Panzer unter seinem Mantel trägt, sondern nach Lage der Dinge kann dieser Mann nur der Kommandierende der Heeresabteilung sein. Mehrere Forscher deuteten ihn daher im Vergleich zu seinem Hintermann als Offizier, d. h. als Führer der römischen Armeeeskorte, andere sogar als *praefectus praetorio*.¹⁸² Wenn dem tatsächlich so sein sollte – völlig unmöglich erscheint es jedenfalls nicht –, so lässt er sich auch mit seinem Namen identifizieren, denn diese Stellung nahm im westlichen Amtsbereich damals Constantius ein, seit 289 n. Chr. Schwiegersohn und seit 293 n. Chr. der Caesar des Maximianus.¹⁸³

Während die Garde in Verbindung mit den beiden Herrschern mehr in einer statuarischen Rolle (Paradeaufstellung) erscheint und den Angehörigen der Feldarmee die Rolle von Eskortierenden zufällt, jedenfalls nicht primär erkennbar von Bezwingern, herrscht hinsichtlich der Personifikation der übrigen Beteiligten eine Unvereinbarkeit in der Verschiedenheit der Meinungen. Folgende Vorschläge wurden gemacht:

¹⁸¹ Vgl. Abb. 10. Insofern gipfelt die Szene nicht in der Person eines Herrschers (BRILLIANT 1963, S. 189), sondern zweier, wobei der Höherrangige – obgleich klar zu identifizieren – nicht den eigentlichen Mittelpunkt bildet und nicht in das aktuelle Geschehen eingreift.

¹⁸² Diese Begleitpersonen in militärischer Kleidung, stets hinter dem Kaiser auf dem *suggestus* stehend, lassen sich im 2. Jahrhundert, insbesondere unter Traian, gut beobachten (BRILLIANT 1963, S. 109, Abb. 3,11–12). Ihre Stellung wird unterschiedlich definiert. H. Mattingly bezeichnete denselben Mann einmal als *praefectus* (MATTINGLY 1966, S. 291, Nr. 667, pl. XI,194), später als *officer* (DERS. 1968, S. 223, Nr. 1045, pl. 43,1). In der Folgezeit erscheinen nur mehr Gottheiten hinter der Person des Kaisers bzw. seine Garde.

¹⁸³ KIENAST 1990, S. 276 f. Zur früheren Tätigkeit des Constantius als *praefectus praetorio* siehe NIXON / ROGERS 1994, S. 70 mit Anm. 38, S. 110, Anm. 5–6 und KUHOFF 2001, S. 87, Anm. 245.

- 1) Römer (Reichsbewohner)
- 2) Römische Einwohner aus Mainz
- 3) Überfallene Römer vom rechten Rheinufer
- 4) Flehende römische Colonen
- 5) Repatriierte römische Soldaten
- 6) Germanen (Nicht Römer, Barbaren)
- 7) Repatriierte verschleppte Laeten
- 8) Besiegte Germanen (u. a. Alamannen, Burgundionen, Franken)
- 9) Germanische Gefangene
- 10) Germanische Flüchtlinge

Hinsichtlich ihrer Ethnie handelt es sich in allen drei Szenen eindeutig um Barbaren (Germanen). Wir kehren hier weitgehend zur Deutung von L. de la Saussaye zurück, der den großen Vorteil für sich in Anspruch nehmen konnte, das neu entdeckte Stück im fundfrischen Zustand betrachten zu können. Er hielt die beiden Bittenden (8, 9) völlig zu Recht für Barbaren, die auch in Szene 2 und 3 wieder in Erscheinung treten (vgl. Abb. 2 und Abb. 10). Beide tragen jedenfalls unrömische Kleidung, die langhaarige Frau eine lange Tunika oder einen Mantel mit langen Ärmeln und der kniende Mann Hosen unter einer gegürteten Tunika. Diese typischen Bekleidungsmerkmale sind auch auf der zweiten Szene deutlich zu erkennen, die nun ausschließlich von Nicht Römern gestellt wird und deren Richtungsaufnahme zur dritten Szene überleitet, in der die genannten Kleidungsstücke wiederum in Erscheinung treten, d. h. wir finden auch in der dritten Szene ausschließlich Nicht Römer dargestellt.¹⁸⁴ In welcher Funktion aber sollten sie hier präsentiert werden? Gedeutet wurden die beiden oberen Szenen allgemein als:

- 1) Gemeinsames Treffen zweier römischer Kaiser
- 2) Programmatische Verkündigung eines römischen Sieges
- 3) Vorführung von Gefangenen
- 4) Gerichtsszene
- 5) Unterwerfungsszene
- 6) Empfang von Bittstellern (Audienzszene)
- 7) Spendenverteilung (*largitio*)
- 8) Dank- oder Huldigungsszene
- 9) Verkündigung eines Erlasses zur Umsiedlung

¹⁸⁴ In jüngerer Zeit hat W. Kuhoff (KUHOFF 2001, S. 83, Anm. 236) die Identifizierung dieser Personen als Germanen mit dem Argument abgelehnt, „weil von germanischen Familien als Empfängern kaiserlicher Wohltaten wegen fehlender Erläuterungen durch Beischriften keine Rede sein kann“. Auf historischen Reliefs kommen tatsächlich seit der Spätantike erklärende Beischriften vor, die aber auf Örtlichkeiten Bezug nehmen, nicht auf die dargestellten Menschen; vgl. das Alamannia-Relief aus Nikaea-İznik (siehe oben, S. 42 f. mit Anm. 178) das Constantius-Multiplum aus Beaurains (BASTIEN / METZGER 1977, S. 94, Nr. 218), die Constantinus-Prägungen mit der Donaubrücke (ALFÖLDI 1926, S. 164 f., Taf. XI) bzw. den aus einem AE-Multiplum des Constans umgearbeiteten Kontorniaten (KRAFT 1958, S. 181, Taf. XII,9). Auch die goldenen Siegesprägungen desselben Herrschers mit den Beischriften *Gaudium Romanorum – Alamannia, Francia (= devicta)*, bezeichnen letztlich geografische Einheiten und keine Stämme (CHRIST 1960, S. 154; R.-ALFÖLDI 1963, S. 42).

Tabelle 13: Verteilung der Forschungsmeinungen zu den drei Szenen

Forschungsmeinungen	Literatur
Dyarchie (285–293)	
Unterwerfungsszene gefangener Germanen	La Saussaye 1862, S. 430.
Gerichts- oder Huldigungsszene vor römischem Kaiser durch Barbaren (Germanen)	Schumacher 1917, S. 15.
<i>Largitio</i> der beiden Kaiser und Feier aus Anlass der Rückkehr oder des Brückenbaus, beide Szenen sind rein zivil	Babelon 1927, S. 8 f.
Treffen der Kaiser in Mainz	Pasqualini 1979, S. 40.
<i>Largitio</i> anlässlich des Treffens in Mainz	Seston 1946, S. 73.
<i>Largitio</i> an rechtsrheinische Völker germanischen Ursprungs, die linksrheinisch angesiedelt werden sollen	Bastien 1973, S. 85.
Reintegration von deportierten Römern in ihr Eigentum und ihre Rechte	Turcan 1987, S. 195.
Kaiserliche <i>largitio</i> im Beisein der <i>Dea Roma</i> ; Übergang von Barbaren aus Wohnstätten des Rheingebiets	Bastien 1989, S. 16, 19, 40.
Kaiser als Zivilisatoren von Barbaren durch Umsiedlung von Alamannen nach Gallien über die Mainzer Brücke	Drinkwater 2007, S. 366 f.
1. Tetrarchie (293–305)	
Franken, die Constantius in Gallien ansiedeln wollte	Roach Smith 1863, S. 195.
<i>Largitio</i> zweier Kaiser	Alföldi 1926, S. 167.
Gnadenweise Gewährung (in Mainz) der Ansiedlung eines besiegten feindlichen Stammes in verödeten Gebieten des römischen Reiches	R.-Alföldi 1958, S. 67.
„Theophanie“ Var. 3: die Kaiser empfangen fremdes Volk	Grabar 1966, S. 24 f.
Zwei Kaisern werden Besiegte vorgeführt, die danach die Mainzer Brücke mit militärischem Geleit passieren	R.-Alföldi 1999, S. 112.
Valentinian (364–375)	
Historisches Ereignis, das zwei Kaiser in eine besondere Beziehung zur Stadt Mainz gebracht hat: Befreiung der von Alamannen (Rando) Verschleppten und Alimentation römischer Bürger	Unverzagt 1919, S. 76.

In den drei Szenen werden die Barbaren von zwei, vier bzw. fünf Personen repräsentiert. Die Handlungsabfolge in unterschiedlicher Zahl schließt aber nicht aus, dass letztlich immer wieder dieselbe Personengruppe gemeint war. Sie werden jedoch nicht als Gefangene oder Kriegsbeute behandelt: Es fehlen die obligaten Hinweise auf den Gefangenenstatus als Gefesselte,¹⁸⁵ wie sie z. B. auch auf dem Alamannia-Relief in Nikaea-İznik erscheinen.¹⁸⁶ Von der Armee geleitet, die zwar deutlich in Erscheinung tritt, aber innerhalb des aktuellen Geschehens eher im Hintergrund steht, tragen sie in einer Audienz vor zwei römischen Kaisern eindringlich ihre Wünsche vor, wobei dem Zeremoniell gebührend Rechnung getragen wird: Die Kaiser sitzen, die Soldaten stehen,¹⁸⁷ und der Anführer der Bittenden ist vor den Herrschern auf sein Knie gesunken.¹⁸⁸

Danach verlassen sie den Ort der Audienz wieder, zusammen mit ihren Kindern und ihren persönlichen Habseligkeiten. Aufgrund der unteren, der dritten Szene kann der Betrachter unmissverständlich erschließen, dass sie die Erlaubnis erhalten haben, auf linksrheinisches, d. h. römisches Gebiet übertreten zu dürfen. Dieser Umstand wird in der unteren Szene durch ihren Fußmarsch über die Rheinbrücke bei Mainz deutlich vor Augen geführt. Wichtig für das Verständnis des Betrachters erscheinen in diesem Zusammenhang Hinweise wie die Kopfwendung der Frau auf der

¹⁸⁵ So schon ROACH SMITH 1863, S. 195. Das Motiv des gefesselten Barbaren ist leicht identifizierbar und wird seit dem 1. Jahrhundert v. Chr., meist in Verbindung mit einem Tropaium, auf Münzrückseiten verwendet: HEITZ 2006, S. 168–171.

¹⁸⁶ LAUBSCHER 1993, S. 384 f., Relief III (Abb. 7–8) und S. 385–390, Relief IV (Abb. 9–10).

¹⁸⁷ ALFÖLDI 1970, S. 44.

¹⁸⁸ Zum Kniefall des Bittenden siehe ALFÖLDI 1970, S. 47, 49.

Brücke (16), die nochmals auf ihre verlassene Heimat zurückblickt, oder die waffentragenden Männer (14, 18), was nur bedeuten kann, dass diese Leute im Rechtsrheinischen Siedlungsgebiete aufgeben mussten, sie aber auch in ihrem neuen Umfeld wehrhaft bleiben sollten.

In den drei Szenen werden eine Reihe von verschiedenen Gesichtspunkten zum Ausdruck gebracht: die *concordia* der beiden Kaiser und ihre *virtus*, repräsentiert durch die Machtdemonstration ihrer Soldaten, welche zur freiwilligen *supplicatio*¹⁸⁹ von Barbaren (Germanen) führt. Die *clementia/liberalitas* der Herrscher gestattet jenen die Ansiedlung in linksrheinischen Provinzgebieten. Dazu hatten sie den *pons Rheni* zu überschreiten, der über seine natürliche Funktion hinaus beidseitig durch mächtige Festungswerke gesichert ist (*providentia, securitas*). Dies alles wurde letztendlich durch das gewährleistet, was die Überschrift über dem Ganzen zum Ausdruck bringt.

3) Die Überschrift

Die letzte Information für den antiken Betrachter, die zugleich das ganze Geschehen auf dem Stempelabdruck programmatisch überschreibt, ist die Umschrift *SAECVLI FELICITAS*. Beide Begriffe sind gängige, oft begegnende und daher eingängige (Schlag-)Worte und gehören in das weite Feld der damaligen kaiserlichen Propaganda.¹⁹⁰ Bisweilen wird auch die Umschrift *Felicitas Saeculi* verwendet, wobei ein gravierender Bedeutungsunterschied auf den ersten Blick nicht erkennbar ist.¹⁹¹ Die beabsichtigte Bedeutungsvermittlung von *Saeculi Felicitas* könnte bei dieser Wortstellung eventuell in einer besonderen Gewichtung des Zeitfaktors liegen. Die Übersetzung aus dem Lateinischen, sofern man es nicht wie die meisten Autoren bei der bloßen Wiedergabe der beiden Worte beließ, fiel unterschiedlich aus:

Tabelle 14: Übersetzungen des Begriffs *Saeculi Felicitas*

Glück des Jahrhunderts	Grabar 1966, S. 22; Geiberger 2005, S. 150.
Heil des Jahrhunderts	Weidemann 1980, S. 28; Waurick 1990, S. 20.
Glück und Heil des Jahrhunderts	Gilles 2007, Nr. 1.4.11.
Glück unserer Zeit	Doppelfeld 1970, S. III.
<i>The happiness of our time</i>	Drinkwater 2007, S. 364.
Glückliches Zeitalter	R.-Alföldi 1999, S. 123; Schumacher 2003, S. 16.
Glückselige Zeiten	R.-Alföldi 1999, S. 112.
Glückliche Zeitumstände	Overbeck 1985, S. 52.
<i>Happy time</i>	Burns / Overbeck 1987, S. 66.
Glückverheißende Geschehnisse	Stümpel 1980, S. 792.
Gute und glückliche Herrschaft	Heitz 2006, S. 194.

¹⁸⁹ Zur Supplikation vgl. ALFÖLDI 1970, S. 51 ff.; BRILLIANT 1963, S. 189–195. Etwa 50 Jahre später beschreibt Libanios eine solche Machtdemonstration gegenüber den Franken und deren daraus folgende Unterwerfung. Zu Text und Interpretation siehe R.-ALFÖLDI 1999, S. 185 f.

¹⁹⁰ ALFÖLDI 1970, S. 218 f., Anm. 1 und 2.

¹⁹¹ DERS., 1926, S. 168. Beide Umschriften kommen auf Münzdarstellungen von der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. (Antoninus Pius RIC III, 509) bis 318/19 n. Chr. (Constantinus RIC VII, Rom, 158–164) vor. In den Fällen, wo über die rein allegorische Darstellung der *Felicitas* hinaus bestimmte Anlässe übermittelt werden, handelt es sich neben verschiedenartigen Jubiläen (TOYNBEE 1944, S. 73 ff.) häufig um Fälle von Geburten im Kaiserhaus oder Präsentationen von Prinzen (Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Septimius Severus) etc. (TOYNBEE 1944, S. 95 ff.), in denen auch beide Umschriftformen verwendet werden.

Das Wort *saeculum* umschreibt eigentlich einen limitierten Zeitraum von 100 Jahren, und wird neben dem umfassenderen Begriff *tempus* (= Zeit) verwendet. *Saeculum* steht in Verbindung mit dem Gedanken des *saeculum aureum*, dessen Wiederkehr entsprechend gefeiert wurde¹⁹². Der Begriff beinhaltet also eine jetzt beginnende oder schon zu einem bestimmten Zeitpunkt angefangene, nicht selten noch länger, bisweilen bis in die Ewigkeit (*felicitas perpetua*) dauernde Zeitkomponente, für welche die *felicitas* gelten sollte. Sie sollte von einem bestimmten Zeitpunkt an zählen, wie etwa einem Regierungsbeginn oder einem bestimmten Zeitabschnitt im Laufe einer Regierungszeit, d. h. einem Ersttag oder dessen Jubiläum und würde selbstverständlich über die danach folgende Regierungszeit bzw. das Lebensalter eines Herrschers hinausreichen¹⁹³. Dabei handelte es sich natürlich um den Ausdruck von „wishful thinking“¹⁹⁴, d. h. in die Zukunft Weisendes, denn kein Herrscher konnte – zumal in der damaligen Zeit – ein Wohlergehen des Staates aufgrund seiner persönlichen Leistungen für einen Zeitraum von 100 Jahren garantieren. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Prägung eines Bronzemedailleons des Kaisers M. Annius Florianus aus dem Jahre 276 n. Chr. Die Münzrückseite zeigt ihn mit Leibwächtern als *restitutor saeculi* zwischen zwei weiblichen Allegorien, im Unterabschnitt werden mit dem Schriftzug VOT X zunächst auch nur die Regierungsversprechen für die kommenden zehn Jahre ins Auge gefasst; geblieben sind ihm schließlich noch 88 Tage zur Realisierung.¹⁹⁵

Die ganz konkrete Bedeutung von *felicitas* für unseren Fall zu ergründen, fällt schon weniger leicht, zumal für die Wirkmächtigkeiten eines guten Herrschers auch andere propagandistische Schlagworte zur Verfügung standen und häufig benutzt wurden. *Felicitas*, dargestellt als weibliche Allegorie mit *caduceus* (Schlangenstab) und *cornucopiae* (Füllhorn), hat eine allgemeine und vielseitige Bedeutung als Göttin des glücklichen Erfolges.¹⁹⁶ Dieser konnte zu Beginn einer Zeitspanne gewünscht werden, aber auch in der Rückschau und damit in Fortsetzung bereits eingetretener, begrüßenswerter Ereignisse. Die *felicitas* ließ sich an unterschiedlichen Erscheinungsformen erkennen, immer natürlich aus der persönlichen Tüchtigkeit und Fortune des Herrschers resultierend, was den Untertanen finanzielles wie leibliches Wohlergehen gewährleistete.¹⁹⁷ So erlangt *felicitas* auch eine besondere Bedeutung als Garantin von natürlicher Fruchtbarkeit von Fauna und Flora, welche den Menschen Wohlergehen und eine glückliche Zukunft versprach, worunter auch dynastische Regelungen fallen konnten.¹⁹⁸ *Felicitas* kann aber auch rein ökonomischen Erfolg von Handlungen und Maßnahmen beinhalten, die infolge kaiserlicher Siege¹⁹⁹ zu glücklichen Umständen führen, d. h. auch zu besonderer Großzügigkeit

¹⁹² R.-ALFÖLDI 1999, S. 123 f.

¹⁹³ Zum Verständnis von *saeculum* in der zeitgenössischen höfischen Sprachverwendung siehe Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 2,7; SCHAEFER 1914, S. 91 f.; ALFÖLDI 1970, S. 87 f.; KOLB 1987, S. 30, 119; R.-ALFÖLDI 1999, S. 121, 123 f.

¹⁹⁴ BRILLIANT 1963, S. 189.

¹⁹⁵ TOYNBEE 1944, S. 81; KIENAST 1990, S. 249.

¹⁹⁶ BERNHART 1926, S. 89.

¹⁹⁷ Interessant ist in diesem Zusammenhang das Gegenteil, der Verlust der *felicitas* eines Herrschers infolge Fehlverhaltens, wie sie LACTANTIUS, De mortibus persecutorum (ed. STÄDELE 2003) 8,6, 9,11, 17,1 dem Christenverfolger Diokletian attestiert; siehe dazu KOLB 1987, S. 30 f.

¹⁹⁸ R.-ALFÖLDI 1978 I, S. 179; DIES. 1999, S. 66 f. An dieser Stelle sei nochmals auf die Darstellung der Kinder auf dem Medaillon besonders hingewiesen, vom Wickelkind bis zum Halbwüchsigen, die nicht nur eine ad hoc Verbesserung der Anzahl der Berufsfähigen mit sich bringen sollte, sondern gleichermaßen eine zukünftige Vermehrung der Provinzbevölkerung.

¹⁹⁹ R.-ALFÖLDI 1958, S. 67, Anm. 20.

in der Vergabe von Geschenken bei besonderen Anlässen.²⁰⁰ Insofern propagiert der Schriftzug über dem Geschehen des Medaillonbildes nicht nur die Tradition einer Wunschvorstellung lange währender, glücklicher Zustände, sondern würde durch die Übergabe eines 50-fachen Aureus sehr konkret die von Seiten der Regierenden den Empfängern gegenüber eingeleiteten und versprochenen Wohltaten manifestieren; zu klären gilt noch wann und bei welcher Gelegenheit. Hierauf nimmt die Darstellung Bezug.

E. Numismatisch-historische Einordnung des Medaillons

1) Ort und Zeit der Prägung

Wie beschrieben, wurde während der Dyarchie in *Lugdunum*/Lyon, dem Fundort des Medaillons, eine kaiserliche Münzstätte betrieben, die örtlich zwar noch nicht lokalisiert ist, deren Produkte aber inzwischen recht gut erforscht sind.²⁰¹ Der Probeabschlag aus Blei selbst hat, wie schon gesagt, keinen bedeutenden Metallwert und besaß im Produktionsablauf eine rein intermediäre Funktion als Werkstück. Insofern spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, dass das Werkstück auch am Fundort hergestellt²⁰² und nicht von außerhalb – in diesem Falle aus Trier – nach Lyon verbracht worden ist.²⁰³

Sicher ist ferner, dass der abgeschlagene Stempel für die Anfertigung eines sehr großen Goldmultiplums, eines ca. 50-fachen Aureus geplant war und auch geschaffen worden ist. Ob indessen die Ausbringung dieser Festprägung jemals realisiert wurde, wissen wir nicht. Nun ist in der Münzstätte *Lugdunum* unter Diocletianus (und später Maximianus) die Prägung von regulären Aurei bislang nur während der Jahre 285 und 286 n. Chr. nachweisbar.²⁰⁴ Wenn also das Medaillon von einem Stempel für ein Goldmultiplum in *Lugdunum* abgeschlagen wurde, so müssten auf den ersten Blick auch nur jene Jahre dafür infrage kommen können. Aufgrund dieser chronologischen Erwägungen, würde die Gravur des Stempels in die Jahre von 285 bis 286 n. Chr. fallen. Das ist, genauer gesagt, aus dynastischen Gründen erst ab dem Jahr 286 bzw. nach dem Zeitpunkt der Ernennung des Maximianus zum Augustus. Wenn man P. Bastien aber

²⁰⁰ Vgl. die Rückseiten severischer Goldprägungen der Zeit 202 ff. n. Chr. (RIC IV/1, 293B, 327: *SAECULI FELICITAS*, sowie unter *FELICITAS SAECULI* (RIC IV/1, 159, 175, 181).

²⁰¹ Für die hier interessierende Zeit BASTIEN 1972 und BASTIEN / AMANDRY / GUATIER 1989.

²⁰² BALDWIN BRETT 1933, S. 284 f.

²⁰³ Nach Ansicht von P. Bastien soll der Stempel nicht in *Lugdunum*, sondern in Trier hergestellt und der Bleiabschlag zur Prüfung nach Lyon geschickt worden sein (BASTIEN 1973, S. 90; DERS. 1989, S. 23 f.), wogegen sich besonders R. Turcan gewandt hatte (TURCAN 1987, S. 195). Diese Lösung musste P. Bastien ins Auge fassen, um seine Provenienz-Vorstellungen mit den bekannten Fakten der Ausmünzungsperioden in *Lugdunum* bzw. Treveri in Übereinstimmung bringen zu können.

²⁰⁴ PINK 1931, S. 27–29, 59; WEBB 1933, S. 212 f. Nach P. Bastien (BASTIEN 1972, S. 120–124, Nr. 29–48) wurden in *Lugdunum* zuletzt in der zweiten Emission (Frühjahr bis Mitte 286 n. Chr.) reguläre Aurei ausgebracht. Sie fehlen offenbar schon in der dritten, allerdings kleineren Edition vom Endes des Jahres 286 und vor allem dann in der vierten Emission, Anfang bis Mitte 287 n. Chr., mit ihrer charakteristischen, nur in diesem Zeitabschnitt vorkommenden Kennzeichnung S(*acra*) M(*oneta*) L(*ugdunensis*) (BASTIEN 1972, S. 40). Inzwischen gibt es aber indirekte Hinweise, dass möglicherweise 290 n. Chr. eine weitere, kurze Goldemission in *Lugdunum* erfolgt ist (DERS. / AMANDRY / GAUTIER 1989, S. 19 und S. 27, Nr. 236a), was neue chronologische Überlegungen zum Prägezeitpunkt des Medaillons eröffnet.

in einer Verwendung des Medaillonstempels in Trier folgen würde,²⁰⁵ so käme für das unsignierte Multiplum tatsächlich erst eine Entstehung ab dem Jahresende 293 bzw. 294 n. Chr. in Frage, dem Beginn der Trierer Produktion.²⁰⁶ Jedoch kann man nicht davon ausgehen, dass Sonderprägungen, zu denen die Multipla zweifellos zählen, überhaupt den „Gesetzmäßigkeiten“ der regulären Münzeditionen unterlagen, die ja selbst auch nicht kontinuierlich, sondern nur bei Bedarf erfolgten.²⁰⁷ Daher konnten erst recht Sonderprägungen extemporär an allen dafür geeigneten Plätzen entstehen,²⁰⁸ wozu *Lugdunum* mit seinen existierenden Einrichtungen selbstredend zählte, vorausgesetzt, es war ausreichend Münzmetall (Gold) vorhanden. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die kurzfristige Aureus-Prägung im Namen Diokletians und Maximians in der singulären Münzstätte IAN(*tinum*)/Méaux.²⁰⁹ So bleibt letztlich die Münzstättenzuweisung nach Lyon oder Trier und damit der zeitlichen Einordnung des Medaillons im Rahmen dort jeweils nachgewiesener Goldemissionen offen. Bei der sehr engen Verknüpfung beider Münzstätten – *Lugdunum* gab bekanntlich zwei Offizinen zur Gründung nach *Treveris* ab²¹⁰ –, wird hier auch auf keine stilistische Argumentation eingegangen.²¹¹

Nun gibt es aber noch einen zweiten numismatischen Hinweis, die Größe und der Wert (Gold) des Stückes selbst, die in besonderer Weise seine inhaltliche Bedeutsamkeit reflektiert haben müssen. M. R.-Alföldi hatte auf die zwingende Beziehung zwischen der Größe des Medaillons einerseits und seiner inhaltlichen Gewichtung hingewiesen bzw. deren beabsichtigte Auswirkung auf das politische Staatsgeschehen.²¹² J. F. Drinkwater folgte ihr auf diesem Gedankenweg und betonte, dass auf einer Münze dieser Qualität nur ein großer kaiserlicher Sieg mit unbezweifelbarem Nutzen für das Imperium präsentiert werden konnte.²¹³ Ich möchte diese

²⁰⁵ Er hat seine Ansicht (BASTIEN 1973, S. 89) später variiert (BASTIEN 1989, S. 24, 40): in Lyon geschnitten, in Trier ausgeprägt.

²⁰⁶ PINK 1931, S. 30; WEBB 1933, S. 21; SUTHERLAND 1973, S. 142 f.; GILLES 1984, S. 51 f. Es gibt aus der Trierer Frühphase auch unsignierte Multipla: PINK 1931, S. 30. Im Fall der vier Herrscherporträts auf einem Multiplum aus Beaurains (BASTIEN / METZGER 1977, S. 88 f., Nr. 197), das ohne Münzstättenzeichen bereits von Pink (PINK 1931, S. 30) nach Trier verwiesen worden war, handelt es sich aber vom Typ her eher um zwei Vorderseiten, die auf zwei „gleichwertigen“ Seiten eines Gepräges verwendet worden sind, und dessen „Vorder-“ bzw. „Rückseite“ (TOYNBEE 1944, S. 52) nur über die Rangfolge, nicht über ein Münzstättenzeichen festgelegt werden kann. Während A. Baldwin für dieses Stück gallische Provenienz vermutete (BALDWIN 1926, S. 28–32, Taf. IV,4) verwies J. Toynbee (TOYNBEE 1944, S. 52, Taf. VIII,2) auf einen Antoninian aus *Lugdunum* mit vergleichbaren Details (WEBB 1933, S. 224, Nr. 28, Taf. XI,3); Bastien und Metzger (BASTIEN / METZGER 1977) katalogisierten das Stück unter Trier.

²⁰⁷ R.-ALFÖLDI 1958 B, S. 102; DIES. 1963, S. 87 f.; DIES. 1978 II, S. 46 f.

²⁰⁸ ALFÖLDI 1935, S. 262, Anm. 4.

²⁰⁹ PINK 1931, S. 37 f., BASTIEN 1989, S. 23, 41.

²¹⁰ WEBB 1933, S. 213.

²¹¹ Dem zehnfachen Multiplum zur Wiedereroberung Britanniens durch Constantius aus dem Fund von Beaurains (BASTIEN / METZGER 1977, S. 94, Nr. 218), das sicher 297 n. Chr. in Trier ausgebracht worden ist, wird in Kompositionsart und Stil eine enge Verbindung mit dem Lyoner Bleiabschlag zugeschrieben (BASTIEN 1973, S. 91; DERS. 1989, S. 40), was aber nicht zwangsläufig bedeutet, dass jener auch in Trier hergestellt worden sein muss (BASTIEN 1973, S. 90; DERS. 1989, S. 24; anders ebd., S. 41). Auch in der Zuschreibung des unsignierten Multiplums mit den vier Herrscherporträts (BASTIEN / METZGER 1977, S. 88 f., Nr. 197) in die Münzstätte Trier durch K. Pink (vgl. oben Anm. 206) hat C. H. V. Sutherland aufgrund stilistischer Kriterien Zweifel artikuliert (SUTHERLAND 1973, S. 163, Anm. 2).

²¹² R.-ALFÖLDI 1958, S. 64, Anm. 6 und S. 67 mit Anm. 19.

²¹³ DRINKWATER 2007, S. 364. *Felicitas* steht jedoch eher für längerfristiges Wohlergehen und nicht für einen kurzfristigen Sieg, mochte er auch noch so bedeutsam sein. Denn hierfür zeichnete vor allem Victoria verantwortlich, mit Unterstützung von Iupiter und Hercules, und gewonnen durch die *Virtus* der beiden Herr-

Hinweise durch die Frage erweitern, zu welchem besonderen Anlass denn die Ausbringung eines solch großformatigen Stückes mit seinem signifikanten Bezug auf Maximianus und den Rhein geplant gewesen sein könnte.²¹⁴

Sicher ist, dass das Medaillon während der Dyarchie (285–293 n. Chr.) und im westlichen Herrschaftsbereich des Maximianus Herculus ausgebracht werden sollte, und zwar nach dessen Ernennung zum Augustus (1. April 286). Das zeigen die Art und Weise seiner Positionierung an der Seite Diokletians, die dem *Iovius* gegenüber allen notwendigen Respekt erkennen lässt, Maximianus selbst aber als aktiv Handelnden in den Mittelpunkt des Geschehens rückt.²¹⁵ Auch der Platz des germanischen Anführers in der unteren Ebene, unmittelbar unter Maximianus, verweist m. E. auf die Bedeutung der Zentralfigur im oberen Abschnitt. An dieser Stelle kann man auch über das Aussehen des ehemals zugehörigen Stempels für die Vorderseite nachdenken. Zierte diesen ein Einzelporträt des Maximianus, wäre diesem in der Gesamtgestaltung der Prägung ein deutliches Übergewicht gegenüber dem Ranghöheren zugebilligt worden, es sei denn, es hätte zum Medaillon ein Parallelstück im Namen Diokletians gegeben, ggf. mit anderer Rückseitendarstellung.²¹⁶ Diocletianus wäre zwar für seine Zeitgenossen aufgrund der Rückseitenpositionierung eindeutig zu identifizieren gewesen,²¹⁷ ein wie immer gearteter schriftlicher Bezug auf seine Person würde aber auf dem Avers fehlen. Es läge daher nahe, sich die Vorderseite mit einem der damals üblichen Doppelporträts (Abb. 1a) vorzustellen,²¹⁸ Diokletian auf der linken Seite, nach rechts blickend und ihm gegenüber Maximian, jeweils mit Namenlegende wie z. B. auf dem zehnfachen Multiplum in Florenz²¹⁹ oder dem bildgleichen, fünffachen in Berlin.²²⁰ Ein solches Doppelporträt hätte dem Betrachter die beiden Garanten klar vor Augen

scher Diokletian und Maximian. Vgl. hierzu das Rückseitenprogramm der Sonderprägungen aus *Brigetio* (HAMPEL 1891; KENNER 1891).

²¹⁴ Erinnert sei hier an jene frühen Forschungsmeinungen (siehe oben, Anm. 80), die im Medaillon sogar eine „Gedenkmünze“ für die Mainzer Garnison sehen wollten.

²¹⁵ BALDWIN BRETT 1933, S. 284; BRILLIANT 1963, S. 193. Zu dieser selbstherrlichen Attitude Maximians, die auch in den Panegyrici zum Ausdruck kommt, siehe SEECK 1891, S. 35 f.; KÖNIG 1974, S. 574–576.

²¹⁶ Vgl. hierzu die Goldprägungen aus dem Fund von Beaurains anlässlich des gemeinsamen Konsulats zu Beginn 303 n. Chr. bzw. der Vicennalien am Ende des Jahres, wo auf einer Prägung für Diokletian, rückseitig die beiden Herrscher mit der Umschrift *felicitas temporum* beim Opfer dargestellt sind (BASTIEN / METZGER 1977, S. 113, Nr. 284) während auf einem Parallelstück für Maximian unter der Rückseitenumschrift *Herculi conservatori Augg et Caess nn* nur die Personifikation seines Schutzgottes Hercules erscheint (ebd., S. 120, Nr. 311).

²¹⁷ In Analogie zu dem fünffachen Multiplum aus *Brigetio* (HAMPEL 1891, Taf. IV,4; GNECCHI 1912, Bd. 1, S. 13, Nr. 6, Taf. 5, 7; ALFÖLDI 1970, Taf. 10, 11) auf dessen Rückseite die beiden thronenden Kaiser unter der Legende *perpetua concordia* unschwer an ihrer Sitzordnung bzw. den sie begleitenden Götterfiguren (Victoria und Hercules) identifizierbar sind. Die drei anderen zu dieser Serie gehörenden und in *Ticinum* und Rom geschlagenen Multipla aus *Brigetio* wurden zu den Decennalia des Diokletian bzw. Maximian im Spätjahr 293 n. Chr. ausgebracht (KENNER 1891, S. 93 f.) und nehmen mit ihren Rückseitendarstellungen des liegenden *bicornis* ebenfalls einen unmittelbaren Bezug auf die Taten des Maximianus (*perennis virtus Augg* bzw. *virtuti Augg*) am Rhein (GNECCHI 1912, Bd. 1, S. 13, Nr. 5 und Nr. 7, Taf. 5,5 und Taf. 8).

²¹⁸ Zu den Doppelporträts siehe R.-ALFÖLDI 1978 I, S. 164 f.

²¹⁹ GNECCHI 1912, Bd. 1, S. 12, Nr. 1, Taf. 5,1.

²²⁰ Die bildidentische Rückseite dieses fünffachen Aureus aus dem Fund von Abukir, heute in Berlin (GNECCHI 1912, Bd. 1, S. 12, Nr. 2, Taf. 5,2), im Jahr 287 n. Chr. geschlagen (PINK 1931, S. 2, 17), zeigt die beiden triumphierenden Herrscher in einer Elefantenquadriga, über der ein Adler schwebt, umgeben von Männern mit Palmzweigen (SALLET 1909, S. 117 f. mit Abb.; ALFÖLDI 1970, Taf. 10,5). Nach BALDWIN BRETT 1933, S. 281 wird hier der erste gemeinsame Konsulat angezeigt, rein symbolisch, ohne dass die Herrscher den *processus consularis* gemeinsam begingen (KUHOFF 2001, S. 62).

geführt, auf deren (gemeinsames) Wirken die *saeculi felicitas* der Rückseite gründete. Da Legenden der Vorder- und Rückseite in einem zu lesen waren,²²¹ wäre damit die Ausgewogenheit und die Betonung der Gemeinsamkeit in Bild und Schrift noch besser zum Ausdruck gebracht worden, wenn beide auf der Rückseite vorgestellten Kaiser auch auf der Vorderseite als Paar erschienen wären, und nicht nur rückseitig, ihre *pietas* und *concordia* unterstreichend. Da es jedoch auch Festprägungen mit verschiedenen Einzelporträts aber ähnlichen Rückseitendarstellungen mit zwei opfernden Herrschern gibt,²²² die sich in der Serie ergänzen, müssen in Unkenntnis des tatsächlich für die Medaillonvorderseite entworfenen Stempels derartige Überlegungen hypothetisch bleiben.

2) Literarische Quellen

Nachdem die numismatischen Kriterien ausgeschöpft sind, welche A. Alföldi methodisch am Anfang aller Betrachtungen gefordert hatte,²²³ bleibt für die Interpretation des Medaillons die historische Überlieferung heranzuziehen, um nach der inhaltlichen Deutung der Darstellung, insbesondere nach dem Anlass für die Ausbringung einer solch exzeptionellen Goldprägung Ausschau zu halten. Dies verlangt schon die komplexe Methode an sich, aber auch der Umstand, dass dieselben politischen Ideen und Schlagworte der Zeit ja nicht allein von Reliefkünstlern auf Steinmonumenten oder von Graveuren auf Münzen manifestiert wurden, sondern gleichermaßen von Schriftstellern und Rhetoren bei besonderen Anlässen.²²⁴ Unsere Kenntnisse der historischen Ereignisse und Abläufe im Zeitrahmen der Dyarchie sind lückenhaft und beruhen vor allem auf dem Inhalt der eigengesetzlichen Literaturform zeitgenössischer Panegyrik.²²⁵ In diesem Fall sind es die beiden erhaltenen Lobreden der Jahre 289 und 291 n. Chr., die, beide im Westen entstanden, vor allem Maximianus als Adressat beinhalten.²²⁶ Insofern ist die Ausgangslage nicht schlecht.²²⁷

3) Ereignisse der Jahre 286–288 n. Chr.

Zur Erklärung der Medaillondarstellungen sind hier vor allem jene Ereignisse im Zeitabschnitt der Dyarchie von Bedeutung, im Verlaufe derer siegreiche Auseinandersetzungen mit Barbaren

²²¹ R.-ALFÖLDI 1978, S. 169; DIES. 1999, S. 49.

²²² Vgl. Anm. 216.

²²³ ALFÖLDI 1926, S. 169.

²²⁴ MAURICE 1911, S. CXI.

²²⁵ Die antike Quellenlage zur Person Diokletians und seiner Zeit ist problematisch (KUHOFF 2001, S. 77, Anm. 221). Obgleich sie sich im Laufe der Zeit sicher verbessert hat (KOLB 1987, S. 4), seit Mommsen sinngemäß schrieb: „Diocletian ist einer der merkwürdigsten Menschen in der Geschichte. Hier ist die zerstörte Tradition wieder höchst peinlich, die uns zu nicht viel mehr kommen läßt als zum Herumraten an diesem interessanten Problem“ (MOMMSEN 2005, S. 473). Letztlich stimmt diese Feststellung noch immer, denn bei Durchsicht der Sekundärliteratur, die sich in jüngerer Zeit nicht wenig vermehrt hat, trifft man selten auf Übereinstimmung, was die Schilderung von Abläufen oder die Datierung von Ereignissen betrifft; vgl. beispielhaft die Fülle der jeweils gesammelten Meinungen zu Einzelheiten bei KUHOFF 2001 passim.

²²⁶ Zur Charakterisierung dieser beiden Panegyrici siehe SCHAEFER 1914, S. 1–16, 32–76; NIXON / ROGERS 1994, S. 41–52 und S. 76–80; zur Datierung REES 2004, S. 128, 131.

²²⁷ Nach SCHAEFER 1914; ENSSLIN 1930; PINK 1931; BASTIEN 1972; BARNES 1982; KOLB 1987; KIENAST 1990; NIXON / ROGERS 1994; KUHOFF 2001. Gerade die hier besonders interessierenden Fragen zu Zeitstellung, Verlauf und Teilnehmern bei zahlreichen Kontakten mit der Gegenseite bedürfen aber nach wie vor weiterer Klärung (KUHOFF 2004, S. 15 f.).

(Germanen) überliefert sind, welche zu imperatorischen Akklamationen führten. Der Bagaudenkrieg der Jahre 285/286 n. Chr. spielt hierbei keine Rolle, da dieser in Gallien selbst und gegen lokale Insurgenten geführt wurde.²²⁸ Auch der Germaneneinfall am 1. Januar 287 n. Chr. blieb eine zu kurzfristige Episode.²²⁹ Von Interesse sind hingegen die Feldzüge der Jahre 286 bis 288 n. Chr., in denen Maximian die Siegestitel Germanicus maximus I–III annahm (und Diokletian II–IV). Seinen ersten (= Diokletian II)²³⁰ erfocht Maximian 286 gegen eingedrungene Germanen (Chaibonen, Heruler) am Rhein, 287 seinen zweiten (= Diokletian III) bei den kriegerischen Auseinandersetzungen im rechtsrheinischen Germanien. Der dritte Siegeltitel Maximians (= Diokletian IV) resultiert aus dem raetischen Feldzug Diokletians 288 in Germanien;²³¹ für dieses Jahr sind aber auch siegreiche Kämpfe im nördlichen Germanien überliefert.²³²

Beachtung verdienen in demselben Jahr 288 ferner: das erste Treffen der beiden Kaiser²³³ und die Unterwerfung des Gennoboude²³⁴ – beides Ereignisse, die auf dem Medaillon ihren Niederschlag gefunden haben könnten. Demnach sind die folgenden Ereignisse mit möglichem Bezug auf die Medaillondarstellung zu prüfen:

Tabelle 15: Kriege und Auszeichnungen unter Maximianus in den Jahren 286–291 n. Chr.

1.	286	Kämpfe gegen alamannische und burgundische Invasoren sowie Chaibonen und Heruler; Ende 286 Abfall des Carausius	Paneg. X/II, 5,1–2; Paneg. X/II, 5,1–4 > P XI/III, 7,2	Ger.max.
2.	287	1. Januar: Germaneneinfall; Kriegszug jenseits des Rheins	Paneg. X/II, 6,2–5 > Paneg. XI/III, 7,2; Paneg. X/II, 7–8 > Paneg. XI/III, 7,2; Paneg. VII/VI, 8,4	COS Ger.max.II
3.	288	Kämpfe in Nordgermanien (u. a. gegen Piraten) und von Raetien aus (unter Diokletian)	Paneg. XI/III, 7,2; Paneg. X/II, 9 > Paneg. XI/III, 7,1	COS II Ger.max.III
4.	288	Treffen mit Diokletian; Flottenbau gegen Carausius	Paneg. X/II, 9,1–2; Paneg. X/II, 12	
5.	288	Unterwerfung des Gennoboude (Spätjahr)	Paneg. X/II, 10,3–5 > Paneg. XI/III, 5,4; 7,2	
6.	289	Verlust der Flotte gegen Carausius	Paneg. X/II (21. April/Geburtstag Roms)	
7.	289/90	Maximians Quinquennalien	Paneg. XI/III,1,1	
8.	290	2. Treffen in Mailand, Dezember/Februar	Paneg. XI/III,2; 4,2; 8–11	COS III
9.	291	Mailand (Januar) Reims (18. Februar) Trier (Sommer)	Paneg. XI/III (21. Juli/Geburtstagsrede)	

²²⁸ NIXON / ROGERS 1994, S. 21, Anm. 22.

²²⁹ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 6,2–5. Nicht zu klären ist, ob mit diesem sehr kurzfristigen Überfall auch jener „hinterlistige Anschlag“ (ebd., S. 51) angesprochen war, bei dem der *rex ferocissimae nationis* (ebd., VIII/V, 2,1) in Gefangenschaft geriet. Entweder war dieser Anführer an früherer Stelle nicht erwähnenswert, zumal er nicht namentlich genannt und auch nicht er persönlich, sondern sein Stamm als äußerst wild bezeichnet wird (vgl. Anm. 243), oder es handelte sich tatsächlich um ein anderes Ereignis (NIXON / ROGERS 1994, S. 110 f., Anm. 6).

²³⁰ BARNES 1982, S. 27 und S. 255, Tab. 5 und ihm folgend KIENAST 1990, S. 271 setzen Diokletian II und Maximian I erst in das Jahr 287 n. Chr.

²³¹ ENSSLIN 1948, Sp. 2429 f.

²³² DERS., 1930, Sp. 2497 f. Bei diesen Kämpfen soll kein Siegerbeiname angenommen worden sein, da nach W. Kuhoff (KUHOFF 2001, S. 87, Anm. 245) Maximianus nicht selbst im Felde stand!

²³³ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008, S. 13) X/II, 9,1. Das Treffen in Mailand fand am Jahreswechsel 290/291 n. Chr. statt (ENSSLIN 1948, Sp. 2430 und Sp. 2433).

²³⁴ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 10,3 ff.; XI/III, 5,4; 7,2.

286 n. Chr.: Kämpfe gegen germanische Invasoren²³⁵

Gründe, wie Gefahr für Leib und Leben, welche die im Rechtsrheinischen zwischenzeitlich sesshaft gewordene germanische Bevölkerung (= Alamannen) zur Auswanderung bzw. Flucht nach Westen zu zwingen vermochten, lagen u. a. in dem mehrfach überlieferten Spannungsverhältnis mit deren östlichen Nachbarn, den Burgundionen. Diese wurden bekanntlich von Rom auch in der Folgezeit immer wieder dazu veranlasst, ihre westlichen Nachbarn zu attackieren, was infolge zur Verdrängung von Alamannen aus ihren nordöstlichen Siedlungsgebieten führte.²³⁶ Zum Jahre 286 n. Chr. wird nun eine Situation überliefert, in der nicht nur Burgundionen und Alamannen, sondern auch entfernter siedelnde Germanen wie Chaibonen und Heruler nach Gallien einbrachen.²³⁷ Letztgenannte besiegte Maximian persönlich mit regulären, aber offenbar zahlenmäßig geringen Truppen in einem ausführlicher beschriebenen Kampf.²³⁸ Erstgenannte verwickelte er in eine Art Aufreißtaktik, die diese wegen Hunger und Epidemien trotz, oder, wie der Panegyriker schreibt, gerade wegen ihres zahlenmäßigen Umfangs, letztlich zur Aufgabe zwang. Hierbei wird im Gegensatz zu voriger Schilderung die Rolle der Armee mit einer wenig differenzierenden Phrase als „*militum manibus usurus*“ umschrieben,²³⁹ d. h. der *exercitus* war zwar irgendwie beteiligt, aber nicht in einem großen Endkampf mit Sieg, was aber gesamthaft zur imperatorischen Akklamation reichte. – Nach Lage der Dinge spielten sich diese Ereignisse aber alle im Linksrheinischen ab, was eventuell mit der Unterwerfungsszene, nicht aber mit der Brückenüberquerung auf dem Medaillon in unmittelbarem Einklang zu bringen ist. Es sei denn als Bestandteil eines (unbekannten) Friedensvertrages, der Klauseln beinhaltete, die auch Bevölkerungsnachzug aus dem Rechtsrheinischen betrafen.

287 n. Chr.: der Kriegszug rechts des Rheins²⁴⁰

In einem auffallenden Gegensatz zu den Schilderungen des Vorjahres, geht der Panegyriker auf Einzelheiten von Maximians Kriegszug 287 n. Chr. ins Rechtsrheinische nicht ein. Allein die Tatsache, dass er in feindliches Land hinübergetragen wurde, wird als großes und neues Wunder apostrophiert,²⁴¹ aber weder Zielrichtung, Marschrouten oder die bekämpften Stämme werden konkret benannt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass der Hinweis des Panegyrikers von 297 vom Kriegszug an die Donau in diesen Zusammenhang gehört.²⁴² Der Redner von 289 bleibt in seiner Schilderung der Vorgänge so allgemein, dass die Wortwahl auch auf jeden anderen Kampfeinsatz gepasst hätte. Wenn er darstellt, dass jene wilden und ungezähmten Völ-

²³⁵ ENSSLIN 1930, Sp. 2495–2497.

²³⁶ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) XI/III, 17.

²³⁷ Ebd. X/II 5,1–3. Dabei handelt es sich um Aufzählungen von näher zum Rhein situierten Völkern und weiter entfernten; gemeinsames Handeln scheint nur bei Letztgenannten im Endkampf möglich.

²³⁸ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 5,2–4.

²³⁹ Die Übersetzungen dieser Stelle *militum manibus usurus* (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 5,2) fallen sehr unterschiedlich aus: „Zum Pflücken des Lorbeers“ (SCHAEFER 1914, S. 58, Anm. 2); „bras de tes soldats“ (GALLETIER 1949, S. 27); „bands of troops“ (R. A. B. MYNORS bei NIXON / ROGERS 1994, S. 62); „Arm Deiner Soldaten“ (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008], S. 9). Der Begriff *manu militari* umschreibt in der Spätzeit den Einsatz von Armeekräften, die vor allem für Bauzwecke (DRACK / FELLMANN 1988, S. 586, Anm. 87) in nicht militärischen Einrichtungen eingesetzt waren.

²⁴⁰ ENSSLIN 1930, Sp. 2497.

²⁴¹ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 7,1.

²⁴² Ebd. VIII/V, 2,1.

kerschaften²⁴³ in ihren eigenen Territorien und Wohnsitzen durch Verwüstung, Kampf und Tod, Feuer und Schwert bezwungen wurden, sie ihr zuvor geraubtes Gut verloren und den Verlust von Angehörigen zu beklagen hatten,²⁴⁴ so entspricht dies der üblichen römischen Vorgehensweise in einer fast klischeehaften Schilderung.²⁴⁵ Ein Schwerpunkt seiner Rede gilt der Funktion des Rheins als natürlichem Schutz der Provinzen, welcher aber jetzt aufgrund der Erfolge Maximians in seiner Bedeutung zurückgefallen ist, denn *quidquid ultra Rhenum prospicio Romanum est*.²⁴⁶ Hier ließe sich ein Bezug zur Medaillondarstellung herstellen: durch die auffallende Präsentation der Rheinsituation bei Mainz, wo der Fluss mächtig strömt und die beiden Festungen ausdrücklich beschriftet sind und somit auch das rechte Ufer in römischem Besitz gezeigt wird. Aber an diesem Kriegszug war – hält man an ihm als *praesentalis* fest – der oben sitzende Diokletian gar nicht beteiligt.

288 n. Chr.: Kämpfe in Germanien unter Maximian und Diokletian²⁴⁷

Die kriegerischen Ereignisse dieses Jahres fanden in einem nördlichen Bereich unter dem Oberbefehl des Maximian statt, zum Teil als Fortsetzung der vorjährigen Kämpfe, und in einem südlichen unter Diokletian. Im nördlichen waren Maximians Kommandanten jenseits des Rheins u. a. gegen Franken vorgegangen, wobei es auch zu der bzw. mehreren Begegnungen mit dem König Gennoboude kam.²⁴⁸ Es wird vermutet, dass Maximian damals schon Franken ins Linksrheinische transferiert und in Gallien angesiedelt hat.²⁴⁹

Von den Unternehmungen Diokletians wissen wir nur, dass er von Raetien aus in Germanien einmarschierte, was die Vorverlegung eines *limes* zur Folge hatte.²⁵⁰ Wegen der späteren Nennung des *Danuvii caput*²⁵¹ läge es nahe, hierbei an die neu eingerichtete Iller-Linie zu denken; die Grabungsergebnisse in *Caelius Mons*/Kellmünz zeigen aber erst einen späteren Befestigungsbau an.²⁵²

W. Kuhoff spricht in diesem Zusammenhang von einem geplanten „Zangenangriff“ der beiden Heere,²⁵³ um den Maximian gebeten haben soll und an dessen Abschluss ein Treffen der beiden Kaiser in Augsburg stand. Dies klingt logisch, lässt sich aber mit den Angaben in den Quellen nicht so recht in Einklang bringen, wenn Maximian seinen Durchmarsch an die Donau schon im Jahr zuvor durchgeführt hatte (siehe oben) und Diokletian gar nicht in Rae-

²⁴³ Mit der Bezeichnung „wild und ungezähmt“, *ferae indomitaque Gentes* (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 6) oder *ferocissima Natio* (ebd. VIII/V, 2,1) umschreiben die Panegyriker pejorativ die südlicheren Anrainer, d. h. die Alamannen, während die nördlichen Franken als „unzuverlässig und auf Betrug bedacht“, *lubrica fallaxque Gens* (ebd. X/II, 11,4) bezeichnet werden.

²⁴⁴ Ebd. X/II, 7,6; 8,2.

²⁴⁵ ALFÖLDI 1952, S. 8.

²⁴⁶ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 7,7. Die Übersetzung (ebd.) *Romanum est* mit „ist römisches Land“ trifft m. E. den Kern nicht, es muss allgemeiner heißen: „ist römisch“, d. h. ist Teil der militärpolitischen Einflusszone des Imperium Romanum (vgl. ebd. X/II, 7,2).

²⁴⁷ ENSSLIN 1930, Sp. 2497.

²⁴⁸ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 10,5.

²⁴⁹ ENSSLIN 1930, Sp. 2497 f.

²⁵⁰ DERS. 1948, Sp. 2429 f.

²⁵¹ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 3,3.

²⁵² MACKENSEN 1995, S. 71, 82.

²⁵³ KUHOFF 2001, S. 79 f.

tien selbst kämpfte, sondern jenseits der Donau in Germanien. Dort könnte ihn Maximian, von Norden kommend, getroffen haben.

288 n. Chr.: Das Treffen der beiden Kaiser²⁵⁴

Von diesem ersten Treffen der beiden Kaiser ist nur so viel bekannt, dass sie aus unterschiedlichen Richtungen (des Erdkreises) anreisten, sich brüderlich und vertrauensvoll am Treffpunkt begrüßten und sich gegenseitig ihre Beutestücke bzw. Geschenke aus ihren jüngsten Kriegszügen vorführten, was die Zusammengehörigkeit noch verstärkte und den Festredner das Beispiel der spartanischen Zwillingkönige (Heracliden) zitieren ließ, welche sie durch ihre Verbundenheit noch überträfen.²⁵⁵ Hierbei ist von der *liberalitas* Diokletians und der *virtus bellica* des Maximian die Rede, die nun gegenseitig den Glanz beider Herrscher gemeinsam zu ihrem jeweiligen Persönlichkeitsbild vervielfachen. Der eigentliche Grund des Treffens und der wesentliche Inhalt der Gespräche werden nicht direkt überliefert; nach allgemeiner Auffassung dürfte dies der Abfall des Carausius (287 n. Chr.) und die Planung der zu ergreifenden Maßnahmen gewesen sein.²⁵⁶

Die Vorbemerkung zu dem diokletianischen Anmarsch zeigt, dass er zumindest in Richtung jener Gebiete zielte, in denen Maximian zuvor schon tätig geworden war.²⁵⁷ Unterschiedlich beurteilt wird der Zeitpunkt des Treffens im Verhältnis zu den übrigen Geschehnissen des Jahres: vor oder nach dem diokletianischen Feldzug.²⁵⁸ Die Argumente von Oskar Schaefer zugunsten einer Reihung – zuerst das Treffen und danach der raetische Feldzug – sind nicht zwingend; ein Treffen im Verlauf beider Feldzüge ist ebenso denkbar. Der Ort des Treffens wird in den Quellen nicht genannt. Er muss jedenfalls nördlich der Alpen, genauer nördlich der Donau gelegen haben. Aufgrund des Medaillonbildnisses wurde mehrfach auch Mainz vorgeschlagen, in jüngerer Zeit überwiegt indessen Augsburg, auch Pannonien wurde zuletzt in Betracht gezogen.²⁵⁹

²⁵⁴ ENSSLIN 1930, Sp. 2498.

²⁵⁵ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 9,1–3.

²⁵⁶ SCHAEFER 1914, S. 68 f.; KUHOFF 2001, S. 65 f., 86. Da Carausius als Kommandant sich der gesamten Flotte bemächtigt hatte, bedurfte es in großem Umfang Schiffsneubauten, die bis 289 n. Chr. weitgehend abgeschlossen waren, ebd., S. 88.

²⁵⁷ *Quidquid pro hisce terris feceras* (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 9,1).

²⁵⁸ Die Argumente von O. Schaefer (SCHAEFER 1914, S. 66) zugunsten der Reihung: Zuerst Treffen und danach raetischer Feldzug würde bedeuten, dass Maximian, der sich offenbar im nördlichen bzw. mittleren Germanien aufhielt, Diokletian sehr weit nach Süden entgegengezogen sein müsste, um dann wieder nach Norden auf seinen Kriegsschauplatz zurückzukehren. Sein kürzester Hin- und Rückweg hätte ihn dabei durch das Gebiet geführt, das Diokletian angreifen wollte, es sei denn, Maximian wäre weiter westlich entlang des Rheins marschiert. Da aber keine römische Ortschaft genannt wird, ist ein Treffen im Rechtsrheinischen, im Verlauf beider Feldzüge, wahrscheinlicher. Auch kann der Hinweis (ebd.) auf noch fehlende germanische Beutestücke auf Seiten Diokletians im Hinblick auf die vorauszusetzende Exotik und Pracht der persischen Geschenke (vgl. Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 7,5; 10,7) im Vergleich mit der wohl eher bescheidener wirkenden Germanenbeute Maximians, kein Gegenargument darstellen, im Gegenteil – auch wenn es sich dabei weitgehend um zurückerobertes, ehemals römisches Kulturgut gehandelt haben dürfte.

²⁵⁹ Eine umfassende Aufzählung vorgeschlagener Orte des Kaisertreffens findet sich bei KUHOFF 2001, S. 80, Anm. 228.

Tabelle 16: Vorschläge zu Zeit und Ort des ersten Kaisertreffens

Zeit	Ort	Zitat
vor dem Feldzug Diokletians		
288, Sommer, vor dem raetischen Feldzug	Nördliche Gegenden, im Feldlager	Schaefer 1914, S. 66 f.
287, vor dem raetischen Feldzug	Oberitalien/Südliches Germanien; Mainz nicht beweisbar	Pink 1931, S. 2 f.
288		Nixon / Rogers 1994, S. 43.
288	Pannonien	Müller-Rettig 2008, S. 220.
nach dem Feldzug Diokletians		
	Mailand	Besnier 1932, Sp. 2428.
288	Gallien	Baldwin Brett 1933, S. 284.
	Mainz? (Medaillon)	Ensslin 1930, Sp. 2498 f.
	Mainz	Seston 1946, S. 29, 73.
	Mainz	D'Elia 1961, S. 168.
	Mainz (Medaillon)	Pasqualini 1979, S. 38–41.
	Mainz	Kolb 1987, S. 25.
	Nicht Mainz, rechtsrheinisch	Babelon 1927, S. 7.
	Gegend an der oberen Donau	Jullian 1926, VII, S. 56, Anm. 3.
	Germanisch-rätisches Grenzgebiet	Bellen 1998, S. 707.
	Eher in Raetien als Gallien	Bastien 1989, S. 10.
	Augsburg, evtl. in Mainz geplant (Medaillon), aber nicht realisiert	Ensslin 1948, Sp. 2430.
	Mainz oder Augsburg	Christ 1960, S. 707.
	Augsburg	Kuhoff 1984, S. 43.
	Augsburg	Barceló 2001, S. 261.
	Augsburg	Kuhoff 2001, S. 80 f., Anm. 228.

K. Pink hat darauf aufmerksam gemacht, dass dieses erste Treffen im Jahre 288 n. Chr. auch in der Münzprägung seine Spuren hinterlassen hat,²⁶⁰ obgleich nicht alle von ihm angesprochenen Belege einer kritischen Überprüfung standhielten.²⁶¹ Insbesondere jene Aurei für Diokletian und Maximian mit der Rückseite *ADVENTVS AVGVSTORVM*, die beide Kaiser zu Pferd aufeinanderzureitend zeigen, nehmen Bezug auf das spätere Mailänder Treffen.²⁶² Die auffallend groß angelegten, gleichartigen Serien von Aurei aus Antiochia, Cyzicos und Rom, im Namen beider Herrscher mit COS III²⁶³ bzw. COS II in das Jahr 288 oder 289 n. Chr. zu datieren, zeigen die Kaiser jeweils in Militärkleidung mit Grußgestus auf schreitendem Pferd nach rechts, d. h. auf dem Marsch begriffen, sei es im Aufbruch (*profectio*) oder bei der Ankunft und Begrüßung (*adventus*) dargestellt.²⁶⁴ So gut sich diese Prägungen, deren breit gestreute Ausgabe offenbar ein größeres Publikum erreichen sollte, in das Geschehen einpassen lassen, für das Kaisertreffen

²⁶⁰ PINK 1931, S. 2.

²⁶¹ BALDWIN BRETT 1933, S. 280 ff.

²⁶² BASTIEN / METZGER 1977, S. 75, Nr. 155 mit Anm. 1.

²⁶³ COS III reichte bei Diokletian von 287 bis 289 (KIENAST 1990, S. 263), COS II für Maximian 288 bis 289 (ebd., S. 270).

²⁶⁴ Zum *adventus* allgemein vgl. ALFÖLDI 1970, S. 88 ff., des Maximianus, ebd., S. 92.; BRILLIANT 1963, S. 174 f. Dieselbe Rückseitendarstellung findet sich u. a. auch auf Aurei des Hadrian, reitender Kaiser nach rechts, ebenfalls ohne erklärende Umschriften (Coins of the Roman Empire in the British Museum [BMC] III, Nr. 429–433, Taf. 54,18–19; Nr. 501–505, Taf. 56,14–16). Nach STRACK 1933, Bd. 2, S. 118–120, 129, handelt es sich um eine *profectio*-Darstellung, nach MATTINGLY 1966, BMC III, S. CXXXVI, Anm. 1, um einen *adventus*. In der Spätzeit wird mit diesem Typ nur noch der *adventus* charakterisiert: ALFÖLDI 1970, S. 88, 92.

selbst sind sie zu allgemein in ihrer Aussage. Für das Treffen hatte K. Pink²⁶⁵ auch ein Goldmultiplum (siehe Abb. 1a–b) in Anspruch genommen, auf dem die beiden Kaiser gemeinsam auf einem Tripus den dahinter stehenden Götterstatuen Iupiter und Hercules opfern; diese Darstellung wollte A. Baldwin Brett jedoch eher auf die *quinquennalia* Diokletians in demselben Jahr beziehen.²⁶⁶

Die Frage ist, ob das Lyoner Medaillon das gemeinsame Treffen widerspiegelt, für das es mehrfach in Anspruch genommen worden ist. Beide Herrscher würden demnach als *praesentales* vor uns sitzen.²⁶⁷ Oder, wenn die Darstellung eher sinnbildlich gemeint war,²⁶⁸ hatte man Diokletian nur zum Zweck einer Demonstration der *concordia* bzw. *pietas Augustorum* hinzugefügt²⁶⁹ und um die gemeinsame *virtus* bzw. *liberalitas* zu unterstreichen?²⁷⁰ Die dargestellten Verhandlungen Maximians mit germanischer Bevölkerung können auch nicht völlig frei erfunden sein, dazu ist das Medaillonbild doch wieder zu realistisch und singulär. Ein solcher Ablauf, wie der dargestellte: Germanen auf der Flucht, ihr Kontakt mit der Armee, das Zustandekommen und der Verlauf der Audienz sowie der Erhalt der kaiserlichen Genehmigung bis zum Brückenübergang, haben sich bestimmt über eine gewisse Zeit hingezogen.²⁷¹ Die zeitliche Reihenfolge des Geschehens erscheint daher im Zeitraffer – ähnlich wie auf dem Constantius-Multiplum anlässlich der Wiedereroberung Britanniens,²⁷² wo oben der Kniefall einer weiblichen Allegorie vor dem Stadttor Londons²⁷³ die unten gezeigte Meeresüberquerung mit Kriegsschiffen voraussetzt. Vergleichbares liegt im Falle der Medaillondarstellung vor: Ob indessen eine Audienz von Germanen im Verlauf des gemeinsamen Treffens oder auch zeitlich versetzt stattgefunden hatte, ist durch den Mangel an konkreter Überlieferung und damit aus unserer Unkenntnis der genauen historischen Abläufe nicht zu entscheiden.

Der Ort des Geschehens lässt sich einkreisen, aber nicht präzisieren. Wie oben gezeigt (siehe S. 25), sind die beiden Kaiser in einem Feldlager dargestellt, wo sie der germanischen Gruppe Audienz gewähren, ehe diese auf der unteren Szene den Rhein von Ost nach West überqueren darf. Das Feldlager ist daher, sofern ein bestimmter Ort gemeint war, am ehesten im Rechtsrheinischen zu suchen.²⁷⁴ Da es aber in dieser Zeit dort keine römischen Infrastrukturen (*civitates*) mehr gab, die für den Ort eines Kaisertreffens die notwendigen logistischen Voraussetzungen geboten hätten und die Zusammenkunft auch nicht allzu lange gedauert haben dürfte, musste sich jede Seite eben kurzfristig mithilfe der eigenen Vorräte bzw. wie üblich mit denen aus dem Lande versorgen. Das würde bedeuten, dass das Treffen nicht auf römischem Provinzboden stattgefunden hat, weder in Pannonien noch in Augsburg oder Mainz.

²⁶⁵ PINK 1931, S. 2, Taf. I,2.

²⁶⁶ BALDWIN BRETT 1933, S. 282.

²⁶⁷ BABELON 1927, S. 7; BALDWIN BRETT 1933, S. 283.

²⁶⁸ OVERBECK 1985, S. 53; BURNS / OVERBECK 1987, S. 67.

²⁶⁹ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 9, 4–5; BALDWIN BRETT 1933, S. 283.

²⁷⁰ Beides Begriffe, die im Zusammenhang mit dem Treffen apostrophiert wurden: Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 9,3.

²⁷¹ Vgl. den mehrtägigen Verlauf einer Audienz der Juthungen vor Aurelian: RADNÓTI 1969, S. 1–3.

²⁷² KENT / OVERBECK / STYLOW 1973, S. 154 f., Taf. 131, Nr. 591; BASTIEN / METZGER 1977, S. 94, Nr. 218.

²⁷³ Nach SUTHERLAND 1973, S. 167, Nr. 34 verkörpert die Figur die Provinz Britannia, nach FRERE 1967, S. 340 oder KENT / OVERBECK / STYLOW 1973, S. 155 die Schutzgöttin (*tutela*) der Stadt Londinium.

²⁷⁴ Siehe oben, S. 62 (Tab. 16). A. Grabar wies darauf hin (GRABAR 1966, S. 23 f.), dass der juristische Aufenthalt der Flüchtlinge auf römischem Boden stattgefunden haben muss. Darunter zählen indessen auch Truppenlager, und nach römischer Auffassung war rechtsrheinisches Territorium bei römischer Besetzung *romanum* (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 7,7), siehe oben, S. 60, Anm. 246.

Denn der überdeutliche Hinweis auf die Brückensituation bei Mainz bezieht sich vordergründig ja auch nur auf das durch die Querlinie getrennte, im unteren Bildfeld dargestellte Geschehen. Daher liegt es nahe, den Grund für die so voll ins Bild gerückte Brückensituation über den Rhein, der *pons Rheni*,²⁷⁵ zu hinterfragen. Da die feste Rheinbrücke für die *Germania inferior* bei Köln, den Franken gegenüber, erst unter Konstantin errichtet und zu seinen Vicennalien propagandistisch gefeiert wurde²⁷⁶ und der *Danubii transitus Guntiensis* aus der *Alamannia*²⁷⁷ mittels des westlichsten funktionierenden Übergangs über den Fluss erfolgte, kommt dem beidseitig durch Festungen überwachten *pons Rheni* bei Mainz entlang des ganzen Rheins eine zentrale Bedeutung zu.²⁷⁸ Die Tatsache, dass der Redner im Panegyricus von 297 n. Chr. den genauen Standort des *pons Rheni* in seiner Ansprache zu benennen nicht für wichtig erachtet, wohl aber denjenigen der Donau-Überquerung bei Günzburg, zeigt, dass er den Standort der Brücke über den Rhein bei seinen Zuhörern als bekannt voraussetzen durfte. Ob man indessen soweit gehen möchte, aufgrund der Medaillondarstellung zu schließen, dass unter Maximian an der Brücke auch gebaut²⁷⁹ bzw. diese wieder instand gesetzt²⁸⁰ wurde, erscheint denkbar, kann aber letztlich nicht bewiesen werden.²⁸¹ Der Übergang der Flüchtlinge zu Fuß, die hier keine schwere Bagage auf Wagen²⁸² oder dergleichen mit sich führten, hätte theoretisch auch an anderer Stelle mittels Bootsfähren oder Ähnlichem erfolgen können, sollte aber offenbar gezielt und damit kontrolliert in Mainz vonstatten gehen. Insofern müssen mit den Überschreitenden auch nicht ausschließlich gegenüber siedelnde Alamannen oder Burgundionen gemeint sein, ebenso können auch nach dem Südwesten Galliens dirigierte fränkische Bevölkerungsteile bei Mainz den Rhein überquert haben.²⁸³

²⁷⁵ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 2,1. Th. Mommsen suchte den *pons Rheni* nicht in Mainz (MOMMSEN 1992, S. 485), sondern zwischen Straßburg und dem Bodensee, C. Jullian in Zurzach (JULLIAN 1926, S. 72, Anm. 4). Heute wird jedoch die Mainzer Römerbrücke mit dem literarisch überlieferten *pons Rheni* identifiziert (NIXON / ROGERS 1994, S. 111).

²⁷⁶ R.-ALFÖLDI 2001.

²⁷⁷ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 2,1. Zum *transitus Guntiensis* vgl. CZYSZ 2002, S. 180–183.

²⁷⁸ AUBIN 1937, S. 115 f.

²⁷⁹ GRIMM 1882, S. 51; POELLNITZ 1884, S. 13; BABELON 1927, S. 9 f.

²⁸⁰ AUBIN 1937, S. 115 mit Anm. 26; DEMANDT 1989, S. 50, Anm. 29.

²⁸¹ Ein gewisser Indikator können in einem solchen Fall die Bauhölzer aus der Brücke bzw. ihrem Umfeld bilden (RUPPRECHT 1990, S. 467). Die aus Mainz bekannten datieren in die Mitte des 3. Jahrhunderts und dann wieder ins 7. bzw. 8. Jahrhundert (HOLLSTEIN 1980, S. 88–92); vom Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. liegen keine Dendro-Daten vor. Dies kann aber nicht ausschließen, dass nur der hölzerne Oberbau zu erneuern war.

²⁸² Vgl. die Gepäckwagen auf dem Alamannia-Relief (LAUBSCHER 1993, S. 384 f., Abb. 7.8, Taf. 42), die hier allerdings zum Wegschaffen der Beute dienen sollten.

²⁸³ L. Schumacher (SCHUMACHER 2003, S. 16) und J. F. Drinkwater (DRINKWATER 2007, S. 364) argumentierten aus topografischen Gründen für Alamannen und gegen Franken als Überquerer der Mainzer Rheinbrücke, was vordergründig sicher richtig ist. Da diese Brücke zu dieser Zeit offenbar den einzigen festen Übergang über den Rhein zuließ, eignete sie sich vorzüglich zur Registrierung dorthin gelenkter Flüchtlingsströme. Bis heute unterhalten Einwanderungsbehörden entsprechende Aufnahmезentren (Internierungslager) zur Kontrolle und Registrierung von Auswanderern, Flüchtlingen, Grenzgängern etc. (GRABAR 1966, S. 19). Zur minutiösen Praxis von Grenzkontrollen in römischer Zeit vgl. die Ostraka aus Afrika: MARICHAL 1992, S. 106–114 bzw. die Beschreibung der Ansammlung von Internierten in städtischen Sammelagern vor ihrem Weitertransport: Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 9,1.

288 n. Chr.: Die Unterwerfung des Gennoboudes

Die Audienzszene des Medailions erinnert an die überlieferte Episode der Unterwerfung des Gennoboudes²⁸⁴ im Herbst desselben Jahres 288 n. Chr.; diese kann indessen nicht gemeint sein. Denn im Fall des (wohl fränkischen) Germanenführers wird ausdrücklich gesagt, dass er nach erfolgter Supplikation wieder in seine Stammesrechte eingesetzt worden ist, die er auf der rechten Rheinseite wahrnahm, d. h. er wurde mit den Seinen nicht auf das linke Ufer übersiedelt. Im Übrigen hätte hier traditionsgemäß eher die Szene der Wiedereinsetzung und nicht allein die Unterwerfung des Stammesfürsten das gewünschte Ergebnis und damit das eigentliche Darstellungsobjekt geboten.²⁸⁵ Sehr konkret, aber pejorativ werden die Umstände und der Zweck solcher Übersiedlungen von gefangenen Barbaren in den Ausführungen des Redners im Jahre 297 beschrieben, hier jedoch ausdrücklich als Ergebnis von siegreichen Kriegszügen des Constantius.²⁸⁶ Wenn wir die Medailionszene richtig interpretieren, haben wir hier die Folge einer mehr oder weniger freiwilligen Unterwerfung vor uns, die – jedenfalls aus römischer Sicht – diesen auf Wunsch der Barbaren das bringen soll, was im zuvor genannten Fall mit Gewalt erzwungen worden ist. In den beiden erhaltenen Panegyrici der Jahre 289 und 291 n. Chr. zum Lobe Maximians ist eine derartige Bittsteller-Transfer-Episode auf den ersten Blick nicht erkennbar. Im Panegyricus von 291 wird aber sehr deutlich auf die positiven Folgen von Übersiedlungen abgehoben,²⁸⁷ die demzufolge auch schon vorher stattgefunden haben müssen.²⁸⁸ Im Übrigen gehörten derartige Übersiedlungsvorgänge von Beginn an zur Raumordnungspolitik Roms am Rhein.²⁸⁹ Insbesondere aber nach dem drastischen Bevölkerungsrückgang im Laufe der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts sollten sie dem akuten Menschenmangel in der Rheinzone und in Gallien Abhilfe schaffen.²⁹⁰ Was in der Folge nicht nur zur Gefangennahme von Menschen im Verlauf von Kriegen führte, sondern, sofern wir die Münzrückseiten richtig deuten, zu regelrechter Menschenjagd,²⁹¹ so wie auch die Herausgabe der von Barbaren aus der Provinz verschleppten Personen zum Inhalt römischer Friedensverträge mit germanischen Fürsten gehörte.²⁹²

²⁸⁴ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II 10,3–5, 11,4,7, XI/III 5,4, 7,2. Der Ort der Audienz wird in NW-Gallien (BARNES 1982, S. 57) gesucht, im Gebiet der Franken (ENSSLIN 1930, Sp. 2497) bzw. im damaligen kaiserlichen Hauptquartier (CASTRITIUS 1998, S. 77).

²⁸⁵ Vgl. diesbezügliche Darstellungen auf Münzen R.-ALFÖLDI 1999, S. 149–152.

²⁸⁶ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 8,4, 9,1–4; R.-ALFÖLDI 1958, S. 67 f.

²⁸⁷ Ohne zuvor konkrete Angaben über einzelne Vorgänge gemacht zu haben, schildert der Redner von 291 die positiven Folgen einer derartigen Aufsiedlungspolitik unter Maximian (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] XI/III, 15,3–4). Bereits im Jahr 286 n. Chr. dürften nach dem Sieg über die Alamannen und Burgundionen potentielle Neusiedler verfügbar gewesen sein; zumal sie sich bereits auf der linken Rheinseite aufhielten.

²⁸⁸ Da unter Maximian neben Neuansiedlern auch von Germanen verschleppte Laeten gemäß dem Rückkehrrecht wieder an ihre vorherigen Wohnsitze zurückkehren durften, müssen diese bereits früher westlich des Rheins angesiedelt worden sein (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] VIII/V, 21,1).

²⁸⁹ *Ut arceant, non ut custodiantur* (TACITUS, Germania 28): zu den Verhältnissen am Niederrhein siehe RÜGER 1968, S. 3–10; die Übersiedlung der Ubier fand 20/19 v. Chr. statt (ECK 2004, S. 49). Zu den Verhältnissen am Oberrhein siehe FISCHER 1997, S. 12–14.

²⁹⁰ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 21,1; ALFÖLDY 1975, S. 121 f. Dies betraf nicht nur die Stellung von Rekruten für die Armee (BOAK 1955, S. 94–98), sondern vordergründig die Wiederaufsiedlung verödeter, vormals landwirtschaftlich genutzter Ländereien (*Agri deserti*) (ebd., S. 22–54).

²⁹¹ R.-ALFÖLDI 1999, S. 184 f. verweist auf die große Serie von AE-Prägungen unter Constantius II aus den 40er Jahren des 4. Jahrhunderts, auf denen unter der Überschrift FEL(*icium*) TEM(*porum*) REPARATIO ein römischer Bewaffneter einen Einheimischen aus seiner Hütte zerrt. Vgl. dazu auch GILLES 1989, S. 67–69.

²⁹² AMMIANUS MARCELLINUS XVII, 10,4.7–8; vgl. oben, Anm. 288.

4) Der historische Wert der Darstellung

Fassen wir nach Durchmusterung der infrage kommenden, historisch überlieferten Ereignisse zusammen, inwieweit diese auf der Medaillonrückseite ihren Niederschlag gefunden haben könnten, so ist festzustellen, dass sich einzelne Elemente selektiv in literarischen Angaben wiederfinden lassen. Gesamthaft erscheint aber nichts so prägnant und zwingend, dass sich das Geschehen auf dem Multiplum an einem ganz bestimmten, historischen Ereignis festmachen ließe. Mit der Frage des Kaisertreffens beginnend vermittelt die Darstellung durchaus Gemeinsamkeit: nebeneinander sitzend, aber deutlich getrennt, d. h. keinesfalls die enge Verbundenheit, wie sie der Panegyriker bei dem Treffen des Jahres 288 bewundert.²⁹³ Auch die diesbezüglichen Einzelheiten aus der Beschreibung des Mailänder Treffens werden anders überliefert, sei es im Palatium oder bei der Fahrt durch die Stadt.²⁹⁴ Eine Demonstration von enger Gemeinsamkeit zwischen den Herrschern vermitteln die bekannten Porphyrguppen der Tetrarchen.²⁹⁵

Mit der Lyoner Darstellung unmittelbar zu vergleichen, d. h. in derselben gemeinsamen, parallelen Sitzanordnung und gleicher Blickrichtung, wurden für beide Herrscher im Festjahr 293 n. Chr. in Cyzicus und Antiochia zwei Serien von Goldmünzen herausgebracht, hier mit der Umschrift *CONCORDIAE AVGG NN*,²⁹⁶ was *eo ipso* auch für das Lyoner Medaillon Gültigkeit besitzt.²⁹⁷ Anders jedoch als auf jenen klafft auf dem Bleiabschlag eine auffallend weite, dreieckige Spalte zwischen den beiden Herrscherköpfen, die sich verengend bis zum Boden durchzieht (vgl. oben Abb. 2; 10). Dadurch wirkt Diokletian und seine Gruppe wie angefügt, wie aus einer gewissen Distanz die Dinge beobachtend.²⁹⁸ Auf den Goldstücken der genannten östlichen Münzstätten wird diese Spalte durch eine schwebende Victoria geschlossen bzw. überbrückt, indem sie den beiden, völlig identisch dargestellten Kaisern die Hände auf die Köpfe legt, und, sie so miteinander verbindend, tatsächlich den Eindruck von Einheit vermittelt. Auf dem Lyoner Stempel hingegen wird Maximian deutlich individualisiert, indem er im Mittelpunkt des Geschehens, Diokletian den Rücken zuehend, direkt mit den Germanen verhandelt. Auch die Position des Armeekommandeurs (6) gibt dem Ganzen eine auf Maximian bezogene Komponente, besonders, wenn hier tatsächlich ein *praefectus praetorio* (evtl. Constantius) *in persona* gemeint gewesen sein sollte, was aber letztlich nicht zu beweisen ist und auch nicht notwendig war. Denn diese Szene, mit allen drei, auf römischer Seite handelnden Personen verbildlicht geradezu die Feststellung im Panegyricus von 289 n. Chr., wonach alles Gute von den Göttern kommt, auch jene vortrefflichen Taten, die unter der Führung anderer Männer vollbracht wurden, deren Urheber aber Diokletian und Maximian ihr Vollender war.²⁹⁹

²⁹³ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 9,1.

²⁹⁴ Ebd. XI/III, 11,1,4.

²⁹⁵ In Venedig (R.-ALFÖLDI 1999, S. 146–149 mit Abb. 189) und im Vatikan (SEYFARTH 1974, Abb. 25; KOLB 1987, S. 1 mit Anm. 1; KUHOFF 2001, Taf. 2, 5–6; REES 2004, S. 192 f., Abb. 46–47).

²⁹⁶ PINK 1931, S. 43; WEBB 1973: für Diocletianus S. 251, Nr. 292 (Cyzicus) und S. 254, Nr. 313 (Antiochia); für Maximianus S. 290, Nr. 601 (Cyzicus) und S. 293, Nr. 615–616, Taf. XII,15 (Antiochia); KENT / OVERBECK / STYLOW (1973), S. 154, Nr. 583, Taf. 129.

²⁹⁷ Die wechselseitige Eintracht, als Folge der *pietas* der Herrscher, wird im Panegyricus von 291 sehr oft angesprochen (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] XI/III, 6,3,7, 8,1,4, 11,1, 12,3).

²⁹⁸ BALDWIN BRETT 1933, S. 283.

²⁹⁹ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 11,6.

Die Supplikationsszene entbehrt besonderer Charakteristika, ist als solche weitgehend austauschbar und kann sich in vielen Situationen während der Kriegsjahre 286–288 n. Chr. dergestalt oder ähnlich abgespielt haben.³⁰⁰ Das Barbarenpaar, Mann und Frau, stehen hier als Symbol für die ganze Stammesgruppe.³⁰¹ Die folgende Szene, Abzug der Bittenden unter Mitführung ihrer Kinder und Belassung persönlicher Habseligkeiten, ist in den beiden Panegyrici nicht ausdrücklich beschrieben, fügt sich aber in die allgemeine Symbolik von Milde und Großzügigkeit, der *clementia*³⁰² oder *liberalitas*,³⁰³ welche gute Kaiser auszeichnet, und ihrer Weitsicht, der *fertilitas*, die den Provinzen aus ihren großen Bevölkerungsproblemen heraushelfen soll.

Die untere Szene mit dem Rheinübergang unterstreicht die große funktionale Bedeutung, die man dem Fluss³⁰⁴ und speziell der Örtlichkeit bei Mainz zumaß; sie hat auch in der Rückschau eines späteren Panegyricus ihre Spur hinterlassen.³⁰⁵ Auf den ersten Blick scheint das Bild wiederum eine ganz konkrete Individualität zu vermitteln, lebt aber letztlich doch weitgehend von Symbolik. Dies bezieht sich sowohl auf das äußere Erscheinungsbild der Festungen und der Brücke, zu denen oben schon das Wesentliche gesagt worden ist. Die Situation am Rhein ist korrekt wiedergegeben, womit ihre tatsächliche Existenz und Bedeutung vor Augen geführt werden soll. Beide Rheinufer erscheinen stark befestigt, ohne dass aber über diesen Tatbestand hinaus die Details ihrer Ausgestaltung im archäologischen Sinne verwertbar sind. Obgleich die bewaffnete Flüchtlingsgruppe, inzwischen auf fünf Personen angewachsen, auf den ersten Blick ebenfalls sehr individuell erscheint, vermittelt dieses Bild letztlich auch nicht mehr, als dass Angehörige einer per se nicht näher identifizierbaren, germanischen Völkerschaft als Flüchtlinge den Rhein bei Mainz überqueren, um westlich des Flusses neue Siedlungsräume zu beziehen, die sie zu verteidigen in der Lage sein sollten. Ähnlich wie auf dem Multiplum des Constantius,³⁰⁶ 297 n. Chr. anlässlich der Wiedereroberung Britanniens geprägt, stellte man auch auf dem Lyoner Medaille, aber räumlich in noch größeren Möglichkeiten der Darstellung,³⁰⁷ verschiedene Sachverhalte pars pro toto in Einzelszenen zur Schau, um gesamthaft eine ganz bestimmte politische Aussage zu vermitteln, die sich in der Überschrift ausdrückt.

³⁰⁰ Vgl. die Darstellung auf dem Relief IV (Alamannia-Relief) in Nikaea-Iznik (vgl. oben, S. 42 f. mit Anm. 178).

³⁰¹ Vergleichbar in ihrem Arrangement ist z. B. die wesentlich detailliertere Unterwerfungsszene auf der Traianssäule: vor dem auf dem *suggestus* sitzenden Kaiser, umgeben von der aufmarschierten Armee, die kniefälligen dakischen Krieger und dahinter die stehenden Frauen mit Kindern: LEPPER / FRERE 1988, S. 116–121 mit Abb. der Szenen 192–201.

³⁰² Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) X/II, 4,3: Milde gegen die Feinde.

³⁰³ Ebd. X/II, 9,3.

³⁰⁴ Ebd. X/II, 7,3–7. Der Schwerpunkt der bedeutsamen Tätigkeiten des Maximian lag an der Rheingrenze. Dies zeigen auch die Multipla-Prägungen zu seinen Decennalien des Jahres 293 n. Chr., auf denen der mitig stehende Hercules, von der Virtus bekrönt, auf den darniederliegenden, doppelhörigen (*bicornis* = Rhein) Flussgott verweist (GNECCHI 1912, S. 13, Nr. 5, Taf. 5,5; ebd., Nr. 7, Taf. 5,8).

³⁰⁵ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 2,1.

³⁰⁶ Vgl. oben, S. 63 mit Anm. 272.

³⁰⁷ ALFÖLDI 1926, S. 167.

5) Saeculi Felicitas

SAECVLI FELICITAS ist das Schlüsselwort für die Bilderklärung, das in Verbindung mit den drei Panegyrici der Jahre 289, 291 und 297 n. Chr. die Symbolik des Medaillons erklärt. Wie oben ausgeführt, handelt es sich bei dem überlieferten Schlagwort um zeitgenössische Propaganda, die in unterschiedlichen Medien (Bildnissen oder Schrifttum) vermittelt wurde. Untersucht man ihr Vorkommen³⁰⁸ in den drei aufeinander folgenden Festreden zu Zeiten Maximians, von denen die beiden ersten an ihn selbst gerichtet waren und von demselben Verfasser stammen,³⁰⁹ fällt eine merkwürdige, zahlenmäßig unterschiedliche Häufigkeit in der Verwendung bestimmter Begriffe auf, die schon früh Aufmerksamkeit hervorrief:³¹⁰

Tabelle 17: Verwendung von Schlagworten im Paneg. X/II – 289 n. Chr. (14 Kapitel)

Kap.	<i>Saeculum</i>	Kap.	<i>Felicitas</i>	Kap.	<i>Pietas</i>	Kap.	<i>Virtus</i>
				1,4	<i>pietas vestra</i>	5,2	<i>virtus divina</i>
2,2	<i>multa saecula</i>					7,6	<i>virtus tua</i>
2,7	<i>saecula sibi optare</i>					9,2	<i>exempla virtutum</i>
				4,4	<i>pietas</i>	9,3	<i>virtus tua</i>
		11,7	<i>felicitas vestra</i>			9,3	<i>virtus bellica</i>
	Nennungen: 2		Nennungen: 1		Nennungen: 2		Nennungen: 5

Während in dem ersten, auch umfänglich kleinsten Panegyricus (14 Kapitel) von 289 n. Chr. nur eine Nennung von *felicitas* vorkommt, verwendet derselbe Verfasser dieses Wort in der zwei Jahre späteren, erweiterten Rede, dem Geburtstags-Panegyricus von 291 n. Chr., sehr häufig (elf Mal!) und mit großer Emphase: In dem Ausruf „*felicitas*“ gipfelt und endet auch seine Ansprache! Zwar ist diese Rede im Vergleich zur ersten um ca. ein Viertel (von 14 auf 19 Kapitel) erweitert worden, aber sechs Jahre später, in einer Rede des Jahres 297 n. Chr., nun allerdings an Constantius und der mit 21 Kapiteln umfänglichsten, reduziert ein anderer Verfasser die Anzahl dieses Schlagwortes wieder beträchtlich – es bleibt in Gebrauch, aber offensichtlich nicht in demselben Überschwang:

Tabelle 18: Verwendung von Schlagworten im Paneg. XI/III – 291 n. Chr. (19 Kapitel)

Kap.	<i>Saeculum</i>	Kap.	<i>Felicitas</i>	Kap.	<i>Pietas</i>	Kap.	<i>Virtus</i>
5,3	<i>saeculi</i>					2,2	<i>virtutes eas</i>
6,3	<i>saecula</i>	6,1	<i>pietas et felicitas</i>	6,1	<i>pietas et felicitas</i>	3,6	<i>adsertor virtutis</i>
				6,2	<i>quanta pietas</i>	5,3	<i>virtute vestra</i>
				6,3	<i>pietas</i>	7,5	<i>virtutibus</i>
				6,7	<i>pietas vestra</i>		
				8,1	<i>pietas vestra</i>		

³⁰⁸ In der Untersuchung des unterschiedlich häufigen Vorkommens von Schlagworten folgen wir im Prinzip den Vorgaben von K. Kraft, die dieser bei der Zuschreibung von bestimmten historischen Ereignissen angewandt hatte, welche unter derselben Überschrift *Fel(ici)um Temp(or)um Reparatio* auf massenhaften Kupfermünzen mit vier verschiedenen Rückseitendarstellungen, den beiden Herrschern Constans und Constantius zuzuweisen waren. Auch hierbei spielte ein Text des Libanios aus dem Jahre 348/349 eine wesentliche Rolle zur Deutung des Münzbildes (KRAFT 1958, S. 182 f.).

³⁰⁹ KLOSE 1895, S. 40; SCHAEFER 1914, S. 4; GALLETIER 1949, S. XVIII; NIXON / ROGERS 1994, S. 76.

³¹⁰ Ebd., S. 4–6; SCHAEFER 1914, S. 20 f., 28.

				8,4	<i>pietas vestra</i>		
				11,1	<i>pietas vestra</i>		
				12,3	<i>pietas vestra</i>		
		13,1–2	<i>praedicatio felicitatis felicitas</i>	13,1	<i>pietas vestra</i>		
13,2	<i>saecula</i>			13,2	<i>pietas vestra</i>		
		13,3	<i>magnitudo felicitatis</i>				
		15,1	<i>felicitas vestra</i>				
		16,1	<i>tanta felicitas</i>				
		18,1	<i>felicitate sola</i>				
18,3	<i>prosperit saeculi</i>	18,2	<i>felicitas sua</i>				
		18,5	<i>felicitatem pietate meruistis</i>	18,5	<i>pietas</i>		
		19,2	<i>pietas atque felicitas</i>	19,2	<i>pietas</i>	19,2	<i>virtutis vestra</i>
		19,6	<i>Felicitas</i> = Schlusswort				
	Nennungen: 4		Nennungen: 11		Nennungen: 12		Nennungen: 5

Tabelle 19: Verwendung von Schlagworten im Paneg. VIII/V – 297 n. Chr. (21 Kapitel)

Kap.	<i>Saeculum</i>	Kap.	<i>Felicitas</i>	Kap.	<i>Pietas</i>	Kap.	<i>Virtus</i>
						1,1	<i>virtutem vestra</i>
				1,4	<i>pietas vestra</i>	1,4	<i>virtute vestra</i>
3,3	<i>saecula</i>			3,3	<i>pietas</i>		
		7,3	<i>virtus ac felicitas</i>			7,3	<i>virtus ac felicitas</i>
		14,1	<i>felicitas</i>			10,4	<i>virtute vestra</i>
		15,1	<i>felicitas vestra</i>			12,1	<i>virtute</i>
		15,4	<i>felicitas imperator</i>				
		16,3	<i>felicitas vestra</i>				
		18,1	<i>virtus felicitasque</i>			18,1	<i>virtus felicitasque</i>
		18,3	<i>felicitas</i>	19,3	<i>pietas et clementia</i>	19,3	<i>signa virtutis</i>
20,1	<i>saecula</i>			20,3	<i>pietas devincta</i>		
	Nennungen: 2		Nennungen: 7		Nennungen: 4		Nennungen: 7

Die Panegyrici XI/III und VIII/V unterscheidet noch ein anderes Sprachdetail. Im ersten Fall die enge Verbindung von *felicitas* mit *pietas* (drei Mal), im zweiten gibt es keine einzige derartige Kombination, wohl aber *felicitas* mit *virtus* (zwei Mal). Während sich *virtus* ziemlich gleichmäßig auf alle Reden verteilt, fällt *pietas* gleichfalls durch seine Häufigkeit in der Rede von 291 auf: Der Begriff erscheint 289 n. Chr. zwei Mal, 291 zwölf Mal, um im Jahr 297 wieder auf vier zurückzufallen. Wir schließen daraus, dass in den Vorgaben des Redenschreibers von 291, im aktuellen politischen Vokabular *felicitas* und *pietas* offenbar eine ganz besondere Gewichtung erhalten sollten, die in der Häufigkeit der Einzelnennungen zum Ausdruck kommt,³¹¹ während über die Zeitangabe *saeculum* mit seinen 2/4/2 Nennungen wenig Erhellendes zu erzielen ist. Hingegen bedeutet die auffallende Betonung von *felicitas* (und *pietas*) im Panegyricus XI/III, dass zu diesem Zeitpunkt und im Hinblick auf den Zweck seiner Rede diese

³¹¹ So schon O. Schaefer (SCHAEFER 1914, S. 28, 110 f.).

Begriffe in der politischen Propaganda eine zentrale Rolle spielten.³¹² Was aber war der Anlass und aus welchem Grund?

289 n. Chr., am Geburtstag der Stadt Rom (21. April), hatte der Festredner in Gegenwart Maximians in Trier den Panegyricus X/II vorgetragen, in dem alle bis zu diesem Zeitpunkt siegreich vollbrachten Taten des Herrschers ihre Verherrlichung fanden. Zwei Jahre später, am 21. Juli 291 n. Chr., wurden in einer persönlichen Geburtstagsansprache (Panegyricus XI/III) dieselben Ereignisse nochmals kurz angesprochen, wobei im Zuge einer, notwendigerweise rednerisch etwas variierenden Wiederholung, auch einige zusätzliche Informationen anfielen, aber wenig entscheidend Neues. Offenbar war zwischen den beiden Zeitpunkten auch nichts nennenswert Sieghaftes dazu gekommen, was mit dem Namen Maximians zu verbinden gewesen wäre. Nun entstammten nach des Verfassers eigenen Worten wesentliche Teile dieser persönlichen Geburtstagsrede einer Fassung, die er ursprünglich schon früher, anlässlich des fünfjährigen Regierungsjubiläums von Maximianus, d. h. an dessen Quinquennalienfeier im Jahre 289 (oder 290) n. Chr. vortragen wollte.³¹³ Diese Jubiläumsrede kam jedoch aus einem nicht überlieferten und daher uns unbekanntem Grund nicht zum Vortrag.³¹⁴ Die zeitlich folgende Geburtstagsansprache von 291 n. Chr. fand, nach dem Mailänder Treffen, am 21. Juli in Trier³¹⁵ und in Gegenwart des Kaisers Gehör. Für diese Ansprache hatte der Redner sein zuvor verfasstes, aber nicht benutztes Redekonzept umgearbeitet. Dabei waren vor allem die auf das fünfjährige Regierungsjubiläum (*quinquennalia*) Maximians abhebenden Redewendungen herausgenommen worden, um sie für die zukünftige Decennalienfeier wieder verwenden zu können.³¹⁶ Ein substantieller Teil der Ansprache von 291 n. Chr. entstammte also der nicht gehaltenen Quinquennalien-Rede für Maximianus,³¹⁷ d. h. aus dem Panegyricus, in welchem der Begriff *felicitas* durch seine bemerkenswerte Häufigkeit und den Umfang der textlichen Verarbeitung eine zentrale, ja schon fast penetrante Rolle einnahm – das Schlagwort, das zugleich den Höhepunkt der Rede darstellte, dadurch, dass sie auch mit diesem schloss: *felicitas*. Ein Begriff, der besonders passend war für eine Rede zum Abschluss eines Regierungsabschnitts,³¹⁸ vor allem als Angebot und Versprechen für die Zukunft,³¹⁹ hier verbunden mit der Wunschkvorstellung, die in der deutlichen Erwartung eines bevorstehenden Seesieges über den Usurpator Carausius mithilfe von *pietas* und *felicitas* der Herrscher zum Ausdruck kommt.³²⁰

³¹² REES 2004, S. 51 f.

³¹³ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) XI/III, 1,1 und S. 223. Der Zeitpunkt der Quinquennalien Maximians, 289 oder 290 n. Chr., ist umstritten, vgl. NIXON / ROGERS 1994, S. 76 f.; das Jahr 289 n. Chr. hat jedoch die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

³¹⁴ SCHAEFER 1914, S. 29 f.; KUHOFF 2001, S. 83.

³¹⁵ Die Tagesdaten aus REES 2004, S. 128 und S. 131.

³¹⁶ Paneg. lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) XI/III, 1,3; NIXON / ROGERS 1994, S. 77. Da die gemeinsame Decennalienfeier 293 n. Chr. in Mailand stattfand (ENSSLIN 1948, Sp. 2440), hat sich eine Festrede zu diesem Anlass in der Trierer Redenkollektion nicht erhalten.

³¹⁷ Siehe oben Anm 314.

³¹⁸ Ebd., S. 30 mit Parallelen aus anderen Panegyrici; BERNHART 1916, S. 89; KOLB 1987, S. 30; REES 2004, S. 53.

³¹⁹ R.-ALFÖLDI 1978, I, S. 183.

³²⁰ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) XI/III, 19,4–6.

6) Quinquennalien des Maximianus 289 n. Chr.

Das genaue Datum, der Ort und die Umstände der Feierlichkeiten zu den Quinquennalien Maximians sind nicht überliefert, können daher nur erschlossen werden.³²¹ Es ist nicht tradiert, ab welchem Zeitpunkt dieser seinen *dies imperii* rechnete, ob von seiner Ernennung als Caesar, was in Anbetracht seiner Persönlichkeit und der erst 293 n. Chr. behobenen chronologischen Diskrepanz zu Diokletian³²² den wahrscheinlicheren Ausgangspunkt darstellt, oder ob er seine *tribunicia potestas* erst als Augustus (April/Mai 286 n. Chr.) zählte, dann ist das genaue Jahresdatum jedenfalls nicht mit letzter Sicherheit zu ermitteln.³²³ Während K. Pink noch Münzeditionen auf diesen Termin bezogen hatte,³²⁴ haben spätere Forscher festgestellt, dass sowohl die Quinquennalien des Diokletian wie des Maximian keinen erkennbaren Niederschlag in der Münzprägung hinterlassen haben,³²⁵ ganz im Gegensatz zu ihrem lokalen Gegner, dem Usurpator Carausius.³²⁶ Daher finden sich auch nur wenige Erörterungen zu den Quinquennalfiern Maximians in der einschlägigen Sekundärliteratur, der schwachen antiken Überlieferung entsprechend, was W. Kuhoff damit erklärte, dass die Quinquennalfiern in der herrscherlichen Selbstdarstellung im Gegensatz zu den Decennalfiern 293 n. Chr. weniger in den Vordergrund gerückt wurden.³²⁷ Aber immerhin hatte man in Trier ganz offensichtlich eine größere Feier aus Anlass der Quinquennalien Maximians geplant und der Festredner seine Ansprache schon abgefasst, auch wenn diese dann nicht in dem Rahmen vorgetragen wurde, der ursprünglich dafür vorgesehen war. Im Hinblick auf die persönliche und zeitliche Verbindung der Medaillondarstellung zu den beiden Herrschern, der übermittelten politischen Programmatik (*felicitas*) und der Größenordnung des Stempels, möchte ich das Lyoner Medaillon in einen Zusammenhang mit den Quinquennalien des Maximianus bringen. Wenn der Stempel für den Bleiabschlag aus Lyon tatsächlich nie zum Einsatz kam,³²⁸ so könnte das ein weiterer Hinweis sein, dass der ursprünglich größer geplante Rahmen der Feier für dieses Ereignis zurückgestuft worden ist oder diese ganz ausfiel.

³²¹ K. Pink benannte das Jahr 288 (PINK 1931, S. 3, Anm. 1); A. Chastagnol datierte die Quinquennalien des Maximianus in den Dezember 289 n. Chr. (CHASTAGNOL 1983, S. 14), ihm folgend W. Kuhoff (KUHOFF 2001, S. 92). T. Barnes (BARNES 1982, S. 57 mit Anm. 48) rechnete mit 290 n. Chr.; den 1. April 291 schlugen O. Schaefer (SCHAEFER 1914, S. 13) und W. Ensslin (ENSSLIN 1930, Sp. 2501) vor.

³²² BARNES 1982, S. 26; KOLB 1987, S. 116.

³²³ Zum Diskussionsstand vgl. KUHOFF 2001, S. 28–35.

³²⁴ PINK 1931, S. 3. Die angesprochene Münze mit VOT X schreibender Victoria wird in späteren Münzcorpora nicht aufgeführt (KUHOFF 2001, S. 92, Anm. 258). Auch das Multiplum (unsere Abb. 1a–b), von K. Pink hierher und von A. Baldwin Brett (BALDWIN BRETT 1933, S. 282) den *quinquennalia* des Diokletian zugeordnet, würde bildlich passen, ist zeitlich jedoch nicht eng genug zu fassen.

³²⁵ CHASTAGNOL 1983, S. 14. Da es üblich war, zu diesem Anlass u. a. Geldgeschenke an höhere Beamte und Militärs in Gold zu verschenken, nutzte man die Gelegenheit, Neuprägungen mit konkreten Hinweisen auf die Feierlichkeiten herauszubringen, die aber für die *vota quinquennalia* Diokletians wie Maximians fehlen. Was aber nicht heißen kann, dass gar keine Vota-Opfer stattgefunden haben und dabei keine Geschenke verteilt worden sind – nur offenbar keine mit diesbezüglichen, d. h. neu geprägten Münzen.

³²⁶ Ebd.

³²⁷ KUHOFF 2001, S. 92. Offen bleibt dabei die Frage nach den Gründen.

³²⁸ K. Pink (PINK 1931, S. 3, Anm. 1) rechnete schon mit der Möglichkeit von negativen Kriegseinwirkungen, E. A. Knitterscheid mit dem Umstand, dass das Medaillon bei Feldzugsbeginn in Auftrag gegeben worden sei, dessen Ausgang dann aber nicht den Erwartungen entsprach (KNITTERSCHEID 1926, S. 348).

7) Die politische Aussage des Medaillons

Der Aufbau der Medaillondarstellung folgt dem aus der heutigen Werbepsychologie bekannten Prinzip AIDA (Attention, Interest, Desire, Action). Hatte der erste Blick des antiken Empfängers bei Übergabe noch vordergründig der Größe und Pracht des Goldgeschenkes gegolten, lenkte der zweite sein Auge auf das (oder die) Herrscherporträt(s) der Vorderseite, d. h. auf die Person(en), denen er es verdankte. Die Überschrift der Rückseite weckte mit ihrer Voraussage eines lang andauernden, Glück versprechenden Wohlstands (*saeculi felicitas*) Verlangen und Zustimmung, und ein Blick auf das Bildgeschehen darunter zeigte, wo die Verwirklichung dafür zu suchen und zu finden war, oder wie dieses in seiner Zeit sehr verbreitete und viel gebrauchte Versprechen zu gewährleisten war, das auch die Beteiligung und Mitwirkung des Empfängers, sei es als hoher Beamter oder Militär, erforderte. Hierbei wurde die bisherige Erfolgsbilanz der Regierung Diokletian/Maximian in den zurückliegenden fünf Jahren vorgestellt, für die es zu danken galt (*vota soluta*) verbunden mit dem Wunsch an die Götter (*vota suscepta*) für eine glückliche Fortsetzung.

Auf was kann Maximian in seiner Leistungsbilanz verweisen, mit was kann er sie begründen? Eine der zentralen Aussagen der Medaillondarstellung, die sich als Bild gewordener Panegyricus XI/III erweist, betrifft die *Concordia*, als äußeres Zeichen für die gegenseitige *pietas* der Herrscher.³²⁹ Sie war eine wesentliche Voraussetzung für die *felicitas saeculi*, die auf der angeborenen Würde,³³⁰ der *pietas* gegenüber den Göttern³³¹ und der beiden Herrscher³³² zueinander beruhte.³³³ Umgeben von Soldaten, den Garanten der Sicherheit, sorgen sich die Herrscher um das Wohlergehen der Provinzen am Rhein, der, in gelenkten Bahnen und in einem gewaltigen Strom fließend, das Optimum an natürlichem Schutz bot,³³⁴ der aber darüber hinaus an beiden Ufern mit mächtigen Festungen gesichert war (*securitas*). *Felicitas* ist ferner, wenn germanische Zuwanderer über eine feste Brücke kontrolliert linksrheinisches Gebiet betreten dürfen, wo sie wegen akuten Personalmangels in der Armee als Rekruten und damit als Verstärker der Sicherheit äußerst willkommen sind,³³⁵ genauso willkommen wie in der daniederliegenden Landwirtschaft,³³⁶ in der sie als bewaffnete Neusiedler (*laeti*) die Nahrungsproduktion gewährleisten und zur Feindabwehr beitragen sollten.³³⁷

Aber wir können noch einen Schritt weiter gehen. Es sind hier erkennbar Flüchtlinge, keine Kriegsgefangenen, die das Reich aufnimmt. Eskortiert durch die Armee gestatten die römischen

³²⁹ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) XI/III, 6,3. *Pietas* und *felicitas* sind die zentralen Schwerpunkte der Rede: SCHAEFER 1914, S. 20.

³³⁰ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) XI/III, 19,2.

³³¹ Ebd. XI/III, 6,1.

³³² Ebd. XI/III, 6,3.

³³³ SCHAEFER 1914, S. 21.

³³⁴ Zur Bedeutung des Flusses für die Sicherheit Galliens siehe ebd., S. 97. Der fließende Rhein schützte die Provinzen (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 7,3–4. Es gab nur zwei gefährliche Situationen, wenn der Fluss austrocknete (ebd. X/II, 7,7) oder zufror (SUETONIUS, Domitianus, 6; AMMIANUS MARCELLINUS, XXXI, 10,4).

³³⁵ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 21,1.

³³⁶ Ebd. XI/III, 15.

³³⁷ SEECK 1895, S. 381 f.; STEIN 1928, S. 117. Erwähnt wird dieser Begriff erstmals 297 n. Chr. (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] VIII/V, 21,1), aber die Institution muss älter sein (NIXON / ROGERS 1994, S. 142 f. mit Anm. 76). Zu diesen Einwanderern (Laeten) aus archäologischer Sicht siehe jetzt BÖHME 2009, S. 58 f.

Herrscher den Bittflehenden in einer großzügigen Geste, mit Kindern und persönlicher Habe den Rhein zu überschreiten. Damit war auf dem Weg von Verhandlungen ein Ziel erreicht worden, was der Caesar Constantius wenig später, 297 n. Chr., durch Kriegsmaßnahmen zuwege brachte.³³⁸ Durch welche Umstände die Germanen in diese, für sie höchst missliche Situation geraten waren, die sie zur Flucht aus der Heimat (Migration) zwangen, wird nicht gezeigt, ist auch im Detail unwichtig. Denn allein die überlieferten, innergermanischen Auseinandersetzungen (u. a. zwischen Alamannen und Burgundionen) ergeben genügend Hintergründe für Flüchtlingsdramen der Zeit. An deren Ausbrechen und deren Auswirkungen hatten die Römer größtes Interesse und sie trugen nicht selten Mitschuld daran. Bedeuteten doch diese Bruderkämpfe eine Schwächung des gegnerischen Potentials und Stärkung der eigenen Position. Mit der Schilderung dieser Zustände außerhalb der Provinzen – nämlich auf dem Wege innergermanischer Auseinandersetzungen³³⁹ das Glück der Zeit zu erreichen und nicht durch Zwang zur Führung eigener, verlustreicher Kriege – lobt der Festredner (und mit ihm der Graveur) diese bemerkenswerteste und anerkennungswürdige Wirkung der *felicitas*.³⁴⁰ Sie ist Ergebnis einer Politik, gegründet auf der *Discordia hostium*, die schon 200 Jahre zuvor Tacitus als den sichersten Schutz des Imperiums bezeichnet hatte.³⁴¹ Aber auch nach dem Prägedatum des Lyoner Bleiabschlags wird der Akt der Unterwerfung in der Frühphase Konstantins 307/315 n. Chr. als *felicitas rei publicae* besonders herausgestellt³⁴² und unter dessen Söhnen Constans und Constantius 348/49 n. Chr. mit *Fel(icium) Temp(orum) Reparatio* ein politisches Ziel propagiert, wobei hier unter derselben Devise vier Varianten der kaiserlichen Siegestopik: Gefangennahme, Umsiedlung, Seesieg bis hin zur persönlichen Vernichtung des Gegners ihren Ausdruck fanden.³⁴³

Die Erfolgsgeschichte dieser römischen Germanienpolitik am Rhein sollte zum Lob der ersten fünf Regierungsjahre Maximians all denjenigen vor Augen geführt werden, die an der Feier des Jahrestages als Empfänger dieses 50-Aureus-Stückes infrage kamen: hohe Beamte und Kommandierende der Armee,³⁴⁴ besonders aus der engeren Umgebung des westlichen Herrschers. Ob diese vorgesehenen Adressaten das Produkt dieses Stempels jemals in Händen hielten, wissen wir nicht. Wenn es bei Bleiprobe für die bevorstehende Festprägung geblieben sein sollte, so erhielten wir mit dem Medaillon einen weiteren Hinweis, dass das fünfjährige

³³⁸ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) VIII/V, 21,1. Diese Variante kriegerischen Menschenraubs unter Constantius ist auf der Rückseite eines Bronze-Multiplums aus Trier dargestellt, auf dem unter der Umschrift VIRTVS EXERCIT(VS) IMPER(II) ROMANI der Kriegsgott Mars einen gefesselten Barbaren an den Haaren hinter sich herzerzt, vgl. GILLES 1989, S. 67–69.

³³⁹ Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008) XI/III, 16–17.

³⁴⁰ Ebd. XI/III, 18: *felicitatem istam, optimi imperatores, pietate meruistis*.

³⁴¹ TACITUS, Germania 33. War damals noch *fortuna* die beschützende Kraft im Sinne Roms, so ist es jetzt die *felicitas* der Herrscher; vgl. KRAFT 1968, S. 95.

³⁴² Vgl. die frühen Goldprägungen aus Trier, die mit der Aussage der Lyoner Medaillonardarstellung vieles gemein haben (R.-ALFÖLDI 1958, S. 107, Taf. IV, 13–15).

³⁴³ KRAFT 1968, S. 183, Taf. XII, 1–4. Nicht ohne grundsätzliche Bedeutung ist die Parallele zum Lyoner Medaillon, wobei auch in diesem Fall eine Addition zurückliegender Erfolge im Hinblick auf ein Jubiläum in der Münzprägung ihren Niederschlag gefunden hat – nur mit dem Unterschied, dass es sich hier um die massenhafte Ausbringung, d. h. breite Streuung von Kupfergeld für ein breites Publikum handelte und nicht um die exquisite Edition wertvoller Einzelstücke an die Adresse hoher Funktionäre.

³⁴⁴ Wobei wir nicht so weit gehen wollen wie A. Steyert (STEYERT 1895, S. 451^b), der die Ausbringung nach Lyon verlegte, obwohl Trier viel näher an den Städten der potentiellen Empfänger lag. Auch der Trierer Binio mit Rheinbrücke (R.-ALFÖLDI 1991, S. 244 f.) ist mit einem Regierungsjubiläum in Verbindung zu bringen.

Regierungsjubiläum Maximians offenbar nicht in der Form begangen worden ist, in der es ursprünglich geplant war.³⁴⁵

F. Ergebnis und Zusammenfassung

Der Bleiabschlag, 1862 in der Saône in Lyon gefunden, entstammt einem Prägestempel aus der dortigen kaiserlichen Münzstätte. Dieser Stempel war zur Herstellung der Rückseite eines 50-fachen Goldmultiplums geschaffen worden, das – zusammen mit anderen Geschenken – im Zuge der Feierlichkeiten des 289 n. Chr. anstehenden, fünfjährigen Regierungsjubiläums (*quinquennialia*) des Maximianus an hohe Staatsfunktionäre zur Verteilung gelangen sollte.

Die Darstellung unter der Überschrift *SAECVLI FELICITAS* wird beherrscht vom Blick auf die Hauptbotschaft:³⁴⁶ die *concordia* der vergrößerten Zentralfiguren des Maximianus und an seiner rechten Seite Diocletianus, dessen höherer Rang sehr subtil (Position, höherer Nimbus, zwei Leibwächter) zum Ausdruck gebracht wurde.³⁴⁷ Eskortiert von Angehörigen des römischen Heeres, erbittet ein germanisches Paar, er auf das Knie gesunken, von den sitzenden Kaisern eine Bezeugung ihrer Gunst, die ihnen auch gewährt wird. Denn die Germanen verlassen mit ihren Kindern und persönlicher Habe die Audienzszene, um – so zeigt es die untere Hälfte der Medaille – über die römische Territorialgrenze, den Rhein, vom rechten Ufer über den *pons Rheni* auf linksrheinisches Gebiet zu gelangen. Rechts und links des mächtigen Stromes erheben sich die römischen Festungen von *Castellum* und *Mogontiacum*. Entscheidend ist, dass es sich bei den Übersiedlern hier nicht um Gefangene, sondern um freie Menschen handelt, die zudem bewaffnet sind. Sie sollten auf römischem Gebiet neue Wohnstätten finden und diese gegebenenfalls auch verteidigen können.

Im Zuge ihrer 150-jährigen Forschungsgeschichte erfuhr die Darstellung auf dem Bleiabschlag in Einzelheiten wie in ihrer Gesamtheit zahlreiche, sich häufig widersprechende Deutun-

³⁴⁵ Die Erfüllung der abschließenden Wünsche des Redners von 291 (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] XI/III, 19,4–6) nach den Trophäen eines Seesiegs, d. h. den abgesägten Vordersteven besiegter Schiffe, welche die *rostra* in Rom schmücken sollten, sah er in der *pietas* und *felicitas* der Herrscher gewährleistet. Diese Bemerkungen spielen auf die damals bevorstehende Auseinandersetzung mit Carausius an, gegen den 289 n. Chr. ein aufwändig und mit vielen Erwartungen (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 12,3–7) vorbereitetes Unternehmen zur See gescheitert war. Ein empfindlicher Rückschlag, der erst sieben Jahre später egalisiert werden konnte. Denn 289 n. Chr. ging die seit einem Jahr vielerorts und mit großer Anstrengung neu erbaute Flotte (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 12,3) verloren. Zeitpunkt und die näheren Umstände werden natürlich in den Panegyrici nicht beschrieben, nur an einer Stelle (Paneg. Lat. [GALLETIER 1949] IV/VIII, 12,2) könnte dieses Ereignis angedeutet sein (Ebd., S. 92, Anm. 1; NIXON / ROGERS 1994, S. 130, Anm. 46). Es sei hier die Frage aufgeworfen, inwieweit der Verlust der Flotte, wie immer er zustande kam, Auswirkungen auf die finanzielle und förmliche Ausgestaltung der Quinquennalfier von Maximian gehabt haben könnte, bei welcher der erwartete Seesieg über Carausius (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 14,1) politisch wie aus wirtschaftlichen Gründen (Beute!) als Grund zum Jubeln eingeplant gewesen war. Zum Ablauf des Seeunternehmens zuletzt KUHOFF 2001, S. 89.

³⁴⁶ GRABAR 1966, S. 19.

³⁴⁷ Das Bild bringt auch gut den unterschiedlichen Charakter: *tu fecisti fortiter, ille sapienter* (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 4,1) der beiden Herrscher zum Ausdruck, vgl. SCHAEFER 1914, S. 95. In unserer Darstellung sind wir der offiziellen Sprachregelung der Panegyriker gefolgt. Die Antwort auf die Frage, inwieweit die übertrieben wirkenden, in Wiederholungen geradezu beschwörend dargestellten positiven Eigenschaften, insbesondere Maximians, weniger auf ein harmonisches Miteinander, sondern auf einen „beständigen Dualismus“ hinweisen, hat I. König beantwortet (vgl. oben, Anm. 215).

gen – ein getreues Abbild der Forschungssituation um Herrscher und Geschichte am Ende des 3. und den ersten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts. Trotz detaillierter Schilderungen, bis hin zu schriftlichen Ortsangaben, ist das Bild auf dem Medaillon gleichermaßen allgemein gültig und symbolhaft aufzufassen, um die Fortsetzung der erfolgreichen Regierungspolitik von Maximian (und Diokletian) zu Zeiten ihrer Doppelherrschaft am Rhein für die Zukunft zu propagieren. Die Darstellung einschließlich der Überschrift ist weitgehend die bildnerische Umsetzung der Geburtstagsrede von 291 n. Chr., bzw. der unbekanntes Quinquennalien-Rede für 289 n. Chr., ganz im Stil der damaligen Hofsprache. Dank der persönlichen Eigenschaften der Herrscher und ihrer Verhaltensweise sowie der damit verbundenen, günstigen Auswirkungen unterwerfen sich barbarische Flüchtlinge freiwillig und bitten um Aufnahme in das Römische Reich. Was in Folge die versprochene *SAECVLI FELICITAS* hervorruft, das leibliche und finanzielle Wohlergehen der Provinzen am Rhein, bewirkt durch das göttliche Wesen, die *vis divina (numina)* der beiden Kaiser.³⁴⁸

Resumée

L'épreuve en plomb, trouvée à Lyon dans la Saône en 1862, provient d'un coin, issu de l'atelier monétaire impérial de la même ville. Ce coin était destiné à frapper le revers d'un multiple d'or (50 fois) qui devait être offert, associé à d'autres présents, à de hauts dignitaires de l'Etat, à l'occasion des festivités célébrant les cinq années de règne (*quinquennalia*) de l'empereur Maximien, en 289 ap. JC.

La représentation située sous la légende *SAECVLI FELICITAS* et dominée par les figures centrales et imposantes des empereurs Maximien et Dioclétien, met en avant l'harmonie (*concordia*) qui existait entre les deux personnages. Le rang plus élevé de Dioclétien est subtilement évoqué par la position de ce dernier (à la droite de Maximien), son auréole plus grande, ainsi que la présence de deux gardes du corps à ses côtés.

Escorté par des membres de l'armée romaine, un couple de Germains, l'homme un genou à terre, sollicite une faveur de l'empereur trônant, qui la lui accorde. Accompagnés de leurs enfants et de leurs biens, ils quittent en effet l'audience pour réapparaître dans la partie inférieure du médaillon, en train de traverser la frontière entre la Germanie et le territoire romain, passant de la rive droite à la rive gauche du Rhin, par le *pons Rheni*. A droite et à gauche du puissant fleuve se dressent les fortifications de *Castellum* et de *Mogontiacum*. Il est important de constater ici, qu'il ne s'agit pas de prisonniers, mais d'hommes libres, qui plus est, en possession de leurs armes. On ne peut pas rattacher ces Germains à une tribu germanique particulière et ce ne fut sans doute pas l'intention des commanditaires. Ces derniers devaient trouver un nouveau domicile sur le sol romain et être en mesure de le défendre, si nécessaire.

Au cours des 150 années de recherche dont elle a fait l'objet, cette représentation a donné lieu à de nombreuses interprétations, souvent contradictoires, aussi bien dans l'ensemble que dans les détails. En cela, elle reflète l'état de la recherche et ses fluctuations sur l'histoire ro-

³⁴⁸ Diese göttliche Kraft (NIXON / ROGERS 1994, S. 53, Anm. 2) kommt im Glorienschein des Nimbus zum Ausdruck, sowohl in der verbalen Ansprache des Redners von 289/291 n. Chr. (Paneg. Lat. [ed. MÜLLER-RETTIG 2008] X/II, 3,2), wie des Graveurs – genauer seines Auftraggebers (vgl. hierzu ALFÖLDI 1926, S. 169); zum Medaillon (R.-ALFÖLDI 1999, S. 49).

maine et ses empereurs à la fin du 3ème siècle ap. JC et dans les premières décennies du 4ème siècle ap. JC.

Malgré la présence de détails précis, voire d'indications géographiques, il faut conférer à cette représentation un caractère général et symbolique, destiné à célébrer et à encourager la poursuite de la politique de Maximien (et de Dioclétien), à l'époque du double règne. Légende et illustration sont, en grande partie, la représentation figurée, dans le langage officiel de l'époque, du discours d'anniversaire de 291 ap. JC et en particulier de celui des festivités de 289 ap. JC, qui ne fut jamais prononcé. En effet, grâce aux qualités personnelles des souverains, grâce à leur conduite et les effets bénéfiques qui en découlent, les réfugiés barbares se soumettent de leur plein gré et sollicitent leur intégration à l'Empire. Toutes ces conditions réunies, jointes à la nature divine (*Vis divina*) des deux empereurs, permettent de concrétiser la promesse d'un bonheur durable (*SAEVL FELICITAS*) ainsi que d'assurer la prospérité des provinces situées au bord du Rhin.³⁴⁹

Summary

The lead impression, found 1862 in the Saône in Lyon comes from a die of the local Roman imperial mint. This stamp was created to prepare the back of a 50-fold aureus. This golden so called multiplum should come as part of the celebration of the five-year anniversary of government (*quinquennalia*) of Maximianus in 289 AD, for distribution among high government officials – along with other gifts.

The presentation of the scene under the heading *SAEVL FELICITAS* is dominated by the view onto the main message of *Concordia* of the enlarged central figures of the two Roman emperors Maximianus and on his right side Diocletianus, whose higher rank is expressed in a very subtle way (position at right, higher nimbus, two bodyguards). Escorted by members of the Roman army, a Germanic couple, he dropped to his knee before the sitting emperors, asks for a testimony of their favor, which will be granted. The Germanics are leaving with their children and personal property from the audience scene, to pass the Roman territorial boundary, the Rhine, from the right bank over the *pons Rheni* to the left bank area on the lower half of the medallion. The roman forts of *Castellum* and *Mogontiacum* are situated right and left of the mighty river. What is of importance is that those who are resettling are not prisoners, but free and armed people. Their attribution to a certain tribe is impossible and was not intended at all. They should find new homes on Roman territory and defend it if necessary.

In the course of its 150-year history of research, the analysis of the lead impression in general as well as in details often called for contradicting interpretations – a true reflection of the research situation induced by rulers and history at the end of the 3rd and the first decades of the 4th century. Despite detailed illustration, up to the written location data, the picture on the medallion is to be considered equally as generally and symbolically: representing the continued success of frontier policies of Maximianus (and Diocletianus) to propagate the good future of imperial power on the Rhine. To a great extent the presentation, including the title, is the pictorial translation of an oration for the birthday in 291 AD or respectively that of the unknown *quinquennalia* for 289 AD in the style of the former language of the court.

³⁴⁹ Übersetzt von Isabelle Noël-Tschocke.

Thanks to the personal qualities of the rulers, their behavior and the related, beneficial effects, barbaric refugees voluntarily submit and ask for inclusion in the Roman Empire. As a result the promised *SAEVLII FELICITAS* is granted. Thus creating the physical and financial well-being of the provinces on the Rhine, brought about by the divine being, the *vis divina* (*numina*) of the two emperors.³⁵⁰

G. Literaturverzeichnis

Mit Stern gekennzeichnet sind diejenigen Autoren, die das Medaillon im Text erwähnt und/oder abgebildet haben.

- *Alföldi, Andreas: Die Donaubücke Konstantins des Großen und verwandte historische Darstellungen auf spätrömischen Münzen, in: Zeitschrift für Numismatik 36 (1926), S. 161–174. [ALFÖLDI 1926]
- Alföldi, Andreas: Insignien und Tracht der römischen Kaiser, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung 50 (1935), S. 3–158. [ALFÖLDI 1935]
- Alföldi, Andreas: The Moral Barrier on Rhine and Danube, in: The Congress of Roman Frontier Studies 1949, hg. von Eric Birley, Durham 1952, S. 1–16. [ALFÖLDI 1952]
- *Alföldi, Andreas: Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreiche, Darmstadt 1970. [ALFÖLDI 1970]
- Alföldy, Géza: Historisches Bewusstsein während der Krise des 3. Jahrhunderts, in: Krisen in der Antike. Bewusstsein und Bewältigung, hg. von dems., Klaus Fittschen und Hellmut Flashar (Geschichte und Gesellschaft, Bd. 13), Düsseldorf 1975, S. 112–132. [ALFÖLDY 1975]
- *Anthes, Eduard: Spätrömische Kastelle und feste Städte im Rhein- und Donaugebiet, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission (RGK) 10 (1917) [1918], S. 86–167. [ANTHES 1918]
- *Aubin, Hermann: Die Rheinbrücken in Altertum und Mittelalter, in: Rheinische Vierteljahresblätter 7 (1937), S. 111–126. [AUBIN 1937]
- *Batz, Dietwulf: Mogontiacum. Neue Untersuchungen am römischen Legionslager in Mainz (Limesforschungen, Bd. 4), Berlin 1962. [BAATZ 1962]
- *Batz, Dietwulf: Fall des Limes und Spätantike, in: Die Römer in Hessen, hg. von dems. und Fritz-Rudolf Herrmann, Stuttgart 1982, S. 210–224. [BAATZ 1982]
- *Batz, Dietwulf: Fall des Limes und Spätantike, in: Die Römer in Hessen, hg. von dems. und Fritz-Rudolf Herrmann, Stuttgart² 1989, S. 210–224. [BAATZ 1989]
- *Babelon, Ernest: Guide illustré au Cabinet des Médailles, Paris 1900. [BABELON 1900]
- *Babelon, Ernest: Traité des monnaies grecques et romaines, Bd. 1: Théorie et doctrine, Paris 1901. [BABELON 1901]
- *Babelon, Ernest / Blanchet, Jules Adrien: Catalogue des bronzes antiques de la Bibliothèque Nationale, Paris 1895. [BABELON / BLANCHET 1895]

³⁵⁰ Übersetzt von Michael Nuber.

- *Babelon, Jean: Le „Médaille de Mayence“ du Cabinet des médailles de Paris, in: *Compte rendu du Ve Congrès international des sciences historiques*, hg. von Guillaume Des Marez u. a., Bruxelles 1923, S. 421 f. [BABELON 1923]
- *Babelon, Jean: Le médaille de Mayence du Cabinet des Médailles de la Bibliothèque Nationale, in: *Aréthuse*, Bd. 4 (1927), S. 4–10. [BABELON 1927]
- *Baldwin Brett, Agnes: The Aurei and Solidi of the Arras Hoard, in: *The Numismatic Chronicle*, Ser. 5, 13 (1933), S. 268–348. [BALDWIN BRETT 1933]
- Baratte, Francois: *Le Trésor d’orfèvrerie Romaine de Boscoreale*, Paris 1986. [BARATTE 1986]
- Barceló, Pedro: Diocletian 284–305, in: *Die römischen Kaiser. 55 historische Portraits von Caesar bis Iustinian*, hg. von Manfred Clauss, München²2001, S. 258–272. [BARCELO 2001]
- Bastien, Pierre: Le monnayage de l’atelier de Lyon. Dioclétien et ses corégants avant la réforme monétaire (285–294) (*Numismatique Romaine*, Bd. 7), Wetteren 1972. [BASTIEN 1972]
- *Bastien, Pierre: Le Médaille de plomb du Musée des Beaux-Arts, in: *Bulletin des Musées et Monuments Lyonnais* 4 (1973), S. 73–92. [BASTIEN 1972]
- *Bastien, Pierre: Le médaille de plomb de Lyon (*Numismatique Romaine*, Bd. 18, zgl. *Le monnayage de l’atelier de Lyon*, suppl.), Wetteren 1989. [BASTIEN 1989]
- *Bastien, Pierre / Metzger, Catherine: *Le Trésor de Beaurains (dit d’Arras)* (*Numismatique Romaine*, Bd. 10), Wetteren 1977. [BASTIEN / METZGER 1977]
- Bastien, Pierre / Amandry, Michel / Gautier, Georges: *Supplément au Monnayage de l’atelier de Lyon (274–413)* (*Numismatique Romaine*, Bd. 18), Wetteren 1989. [BASTIEN / AMANDRY / GAUTIER 1989]
- *Becker, Jacob: *Castellum Mattiacorum*, in: *Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde* 9 (1868), S. 150–163. [BECKER 1868]
- *Becker, Jacob: Die Rheinübergänge der Römer bei Mainz, in: *Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde* 10 (1870), S. 157–222. [BECKER 1870]
- *Becker, Jacob: Zur Urgeschichte von Mainz, Castel und Hedderheim, in: *Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande* 67 (1879), S. 1–20. [BECKER 1879]
- *Behrens, Gustav: *Verschwundene Mainzer Römerbauten*, in: *Mainzer Zeitschrift* 48/49 (1953/54), S. 70–88. [BEHRENS 1954]
- Bénézit, Emmanuel (Begr.) / Busse, Jacques (Hg.): *Dictionnaire critique et documentaire des peintres, sculpteurs, dessinateurs et graveurs de tous temps et tous les pays*. 4^{me} éd. Paris 1999. [BÉNÉZIT / BUSSE 1999]
- *Bernhard, Helmut: Die römische Geschichte in Rheinland-Pfalz, in: *Die Römer in Rheinland-Pfalz*, hg. von Heinz Cüppers, Stuttgart 1990, S. 38–168. [BERNHARD 1990]
- *Bernhart, Max: *Handbuch zur Münzkunde der römischen Kaiserzeit*, 2 Bde., Halle 1926. [BERNHART 1926]
- *Bernoulli, Johann J.: Maximianus, in: *Römische Ikonographie*, Bd. T 2,3, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1894, S. 197–199. [BERNOULLI 1894]
- *Besnier, Maurice: Mogontiacum, in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft (RE)* 15/2, Stuttgart 1932, Sp. 2422–2433. [BESNIER 1932]
- *Besnier, Maurice: *L’empire Romain de l’avènement des Sévères au concile de Nicée*, Paris 1937. [BESNIER 1937]
- Bittel, Kurt: Das Alamannia-Relief in Nicaea (Bithyniae), in: *Festschrift für Peter Goessler*. Tübinger Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Stuttgart 1954, S. 11–22. [BITTEL 1954]

- *Blanchet, Jules Adrien: Essais monétaires Romains, in: *Revue numismatique*, 3. sér., 14 (1896), S. 231–239. [BLANCHET 1896]
- *Blanchet, Jules Adrien: *Les Enceintes Romaines de la Gaule: étude sur l'origine d'un grand nombre de villes françaises*, Paris 1907. [BLANCHET 1907]
- *Blanchet, Jules Adrien: Les villes fortifiées de la péninsule balkanique, d'après les monnaies de l'époque romaine, in: *Buletinul Societatii Numismatice Romana (BSNR)* 18 (1923), S. 2–14. [BLANCHET 1923]
- Boak, Arthur Edward Romilly: *Manpower Shortage and the Fall of the Roman Empire in the West (Jerome lectures, Bd. 3)*, Ann Arbor 1955. [BOAK 1955]
- *Böhme, Horst Wolfgang: Migrantenschicksale. Die Integration der Germanen im spätantiken Gallien, in: *Von der Spätantike zum frühen Mittelalter: Kontinuitäten und Brüche, Konzeptionen und Befunde*, hg. von Theo Kölzer und Rudolf Schieffer, Ostfildern 2009, S. 35–59. [BÖHME 2009]
- *Braun, Johann W. J.: Miscelle 7: Bonn [Besprechung des Lyoner Bleimedaillons], in: *Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande* 18 (1863), S. 160. [BRAUN 1863]
- Braund, David: *Rome and the Friendly King*, Canberra/New York 1984. [BRAUND 1984]
- *Brilliant, Richard: *Gesture and Rank in Roman Art. The Use of Gestures to Denote Status in Roman Sculpture and Coinage (Memoirs of the Connecticut Academy of Arts & Sciences, Bd. 14)*, New Haven Ct 1963. [BRILLIANT 1963]
- *Burns, Thomas S.: *Barbarians within the Gates of Rome. A Study of Roman Military Policy and the Barbarians, ca. 375–425 A. D.*, Bloomington/Indianapolis 1994. [BURNS 1994]
- *Burns, Thomas S. / Overbeck, Bernhard H.: *Rome and the Germans as seen in Coinage. Ausstellungskatalog*, hg. von der Staatlichen Münzsammlung München u. a., Atlanta 1987. [BURNS / OVERBECK 1987]
- Caló Levi, Annalina: *Barbarians on Roman Imperial Coins and Sculpture (Numismatic Notes and Monographs, Bd. 123)*, New York 1952. [CALÓ LEVI 1952]
- *Calza, Rissa: *Medaglione in piombo da Saône*, in: *Iconografia Romana imperiale. Da Carausio a Giuliano (287–363 d. C.)*, Roma 1972. [CALZA 1972]
- Castritius, Helmut: Gennobaudes, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd. 11, Berlin/New York 1998, S. 77–79. [CASTRITIUS 1998]
- *Cathiau, Thomas: Zur Mainzer Brücke, in: *Bonner Jahrbücher* 74 (1882), S. 206–208. [CATHIAU 1882]
- Chapot, Victor: Sella, in: *Dictionnaire des antiquités grecques et romaines*, Bd. 4,2, hg. von Charles Daremberg, Paris 1908, S. 1179–1181. [CHAPOT 1908]
- Chastagnol, André: Les jubilés impériaux de 260 à 307, in: *Crise et redressement dans les provinces européennes de l'empire (milieu du III^e–milieu du IV^e siècle ap. J.-C.)*. Actes du colloque de Strasbourg (décembre 1981), hg. von Edmond Frézouls (*Contributions et travaux de l'Institut d'Histoire Romaine*, Bd. 3), Strasbourg 1983, S. 11–25. [CHASTAGNOL 1983]
- Christ, Karl: *Antike Münzfunde Südwestdeutschlands. Münzfunde, Geldwirtschaft und Geschichte im Raume Baden-Württembergs von keltischer bis in alamannische Zeit*, 2 Bde. (*Vestigia*, Bd. 3), Heidelberg 1960. [CHRIST 1960]
- *Cohen, Henry: *Description Historique des Monnaies Imperiales*, Bd. 6, Paris 1886 und Graz² 1955. [COHEN 1886]
- *Colin, Jean: *Les antiquités romaines de la Rhénanie*, Paris 1927. [COLIN 1927]
- Coulon, Gérard: *L'enfant en Gaule Romaine*, Paris 1994. [COULON 1994]

- Courboin, Francois: *Histoire illustrée de la Gravure en France*, 4 Bde., Paris 1923–1929. [COURBOIN 1923–1929]
- Cüppers, Heinz: Vier Prägestempel der Trierer Münze aus der Mosel, in: *Trierer Zeitschrift* 31 (1968), S. 209–221. [CÜPPERS 1968]
- *Cüppers, Heinz: *Die Trierer Römerbrücken* (Trierer Grabungen und Forschungen, Bd. 5), Mainz 1969. [CÜPPERS 1969]
- *Cüppers, Heinz: *Die spätantike Stadt – Kaiserresidenz und Bischofssitz*, in: *Trier. Kaiserresidenz und Bischofssitz. Die Stadt in spätantiker und frühchristlicher Zeit*, hg. vom Rheinischen Landesmuseum Trier, Mainz ²1984, S. 68–75. [CÜPPERS 1984]
- *Czysz, Walter: *Wiesbaden in der Römerzeit*, Stuttgart 1994. [CZYSZ 1994]
- Czysz, Wolfgang: *GONTIA – Günzburg in der Römerzeit. Archäologische Entdeckungen an der bayerisch-schwäbischen Donau*, Friedberg 2002. [CZYSZ 2002]
- Daremberg, Charles / Saglio, Edmond: *Dictionnaire des antiquités grecques et romaines*, Bd. 1–6, Paris 1873–1919. [DAREMBERG / SAGLIO 1873–1919]
- *Decker, Karl-Viktor / Selzer, Wolfgang: *Mogontiacum*, in: *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt (ANRW)* Bd. II, 5,1, Berlin/New York 1976, S. 457–559. [DECKER / SELZER 1976]
- D’Elia, Salvatore: *Ricerche sui panegirici di Mamertino a Massimiano*, in: *Annali della Facoltà di Lettere e Filosofia. Università di Napoli (AFLN)* 6 (1960/61), S. 121–391. [D’ELIA 1961]
- *Demandt, Alexander: *Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr.*, München 1989. [DEMANDT 1989]
- *Demougeot, Émilienne: *Autun et les invasions germaniques de la seconde moitié du IIIe siècle. Sept siècles de civilisation gallo-romain vus d’Autun*, Autun 1985. [DEMOUGEOT 1985]
- Deyts, Simone: *Les bois sculptés des sources de la Seine (Gallia, Supplementbd. 42)*, Paris 1983. [DEYTS 1983]
- *Doppelfeld, Otto: *Der Rhein und die Römer*, Köln 1970. [DOPPELFELD 1970]
- Drack, Walter / Fellmann, Rudolf: *Die Römer in der Schweiz*, Stuttgart 1988. [DRACK / FELLMANN 1988]
- *Drexel, Friedrich: *Germania Romana*, Bd. 2: *Die bürgerlichen Siedlungen*, Bamberg ²1924. [DREXEL 1924]
- *Drinkwater, John F.: *The Lyon Medaillon*, in: *The Alamanni and Rome 213–496 (Caracalla to Clovis)*, Oxford 2007, Appendix S. 364–367. [DRINKWATER 2007]
- *Duruy, Victor: *De l’avènement du Constantin à la mort de Théodose (Commencement de l’invasion des barbares)* (*Histoire des Romains depuis les temps les plus reculés jusqu’à l’invasion des barbares*, Bd. 7), Paris ²1885. [DURUY 1885]
- Eck, Werner: *Köln in römischer Zeit. Zur Geschichte einer Stadt im Rahmen des Imperium Romanum*, Köln 2004. [ECK 2004]
- *Enßlin, Walter: *Maximianus (Herculius)*, in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft (RE)* XIV/2, Stuttgart 1930, Sp. 2486–2516. [ENSSLIN 1930]
- *Enßlin, Walter: *Valerius (Diocletianus)*, in: *RE* VII A 2, Stuttgart 1948, Sp. 2419–2495. [ENSSLIN 1948]
- *Erpelding, Susanne: „Medaillon (sog. Lyoner Bleimedaillon)“, in: *Das Königreich der Vandalen. Erben des Imperiums in Südafrika*, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Stuttgart 2009, S. 145, Katalognummer 112. [ERPELDING 2009]

- *Evans, Sir Arthur: Some Notes on the Arras Hoard, in: *The Numismatic Chronicle*, Ser. 5, 10 (1930), S. 221–274. [EVANS 1930]
- Filgis, Meinrad N.: Bad Wimpfen im Tal (HN), in: *Die Römer in Baden-Württemberg*, hg. von Dieter Planck, Stuttgart 2005, S. 22–27. [FILGIS 2005]
- Fischer, Franz: Die Stammesverhältnisse am südlichen Oberrhein in der Zeit zwischen Caesar und Vespasian, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 145 (1997), S. 1–14. [FISCHER 1997]
- *Fischer, Thomas: *Die Römer in Deutschland*, Stuttgart 1999. [FISCHER 1999]
- *Forrer, Robert: Zur Bedachung der spätrömischen Festungstürme in den Rheinlanden, in: *Germania* 2 (1918), S. 73–77, Beilage, Abb. 2. [FORRER 1918 A]
- *Forrer, Robert: *Das römische Zabern – Tres Tabernae*, Strassburg i. E. 1918. [FORRER 1918 B]
- *Forrer, Robert: *Das römische Strassburg – Argentorate I*, Strasbourg 1927. [FORRER 1927]
- Frere, Sheppard: *Britannia. A History of Roman Britain*, London 1967. [FRERE 1967]
- *Froehner, Wilhelm: *Les médaillons de l'empire romain depuis le règne d'Auguste jusqu'à Priscus Attale*. Numismatique antique, Paris 1878. [FROEHNER 1878]
- Gabelmann, Hanns: *Antike Audienz- und Tribunalszenen*, Darmstadt 1984. [GABELMANN 1984]
- Gairhos, Sebastian: *Stadtmauer und Tempelbezirk von Sumelocenna (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 104)*, Stuttgart 2008. [GAIRHOS 2008]
- Galletier, Édouard: *Panegyriques Latins*, Bd. 1, Paris 1949. [GALLETIER 1949]
- Gauer, Werner: *Untersuchungen zur Trajanssäule*, Bd 1: *Darstellungsprogramm und künstlerischer Entwurf (Monumenta artis romanae, Bd. 13)*, Berlin/New York 1977. [GAUER 1977]
- *Geiberger, Michaela: *Lyoner Bleimedaillon*, in: *Imperium Romanum. Römer, Christen, Alamannen – Die Spätantike am Oberrhein*, Ausstellungskatalog, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Stuttgart 2005, S. 150, Katalognummer 31. [GEIBERGER 2005]
- Gilles, Karl-Josef: *Die römische Münzstätte Trier von 293/4 bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts*, in: *Trier. Kaiserresidenz und Bischofsitz. Die Stadt in spätantiker und frühchristlicher Zeit*, hg. vom Rheinischen Landesmuseum Trier, Mainz ²1984, S. 49–59. [GILLES 1984]
- Gilles, Karl-Josef: *Ein unbekanntes Bronzemedaille der Trierer Münzstätte aus dem späten 3. Jahrhundert*, in: *Trierer Petermännchen* 3 (1989), S. 67–69. [GILLES 1989]
- *Gilles Karl-Josef: *Kat. Nr. I.4.11*, in: *Imperator Caesar Flavius Constantinus. Konstantin der Große*, Ausstellungskatalog, hg. von Alexander Demandt und Josef Engemann, Trier/Mainz 2007. [GILLES 2007]
- Gilles, Karl-Josef: *Münze für Diokletian und Maximian*, in: *Sabine Faust u. a.: Fundstücke, Von der Urgeschichte bis zur Neuzeit (Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier, Bd. 36)*, Trier/Stuttgart 2009, S. 124. [GILLES 2009]
- Giroire, Cécile / Roger, Daniel (Hg.): *De l'esclave à l'empereur. L'art Romain dans les collections du Musée du Louvre*, Paris 2008. [GIROIRE / ROGER 2008]
- Gnecchi, Francesco: *I Medaglioni Romani*, 3 Bde., Milano 1912. [GNECCHI 1912]
- Goltz, Andreas: *Franken und Alamannen zur Zeit der Tetrarchie – Überlegungen zu ihrer Erst-erwähnung und Ethnogenese vor dem Hintergrund tetrarchischer Herrschaftsstrukturen*, in: *Diokletian und die Tetrarchie. Aspekte einer Zeitenwende*, hg. von Alexander Demandt, Andreas Goltz und Heinrich Schlange-Schöningen (Millenium-Studien, Bd. 1), Berlin/New York 2004, S. 95–114. [GOLTZ 2004]

- *Grabar, André: Mainz auf einer römischen Medaille, in: Mainz und der Mittelrhein in der europäischen Kunstgeschichte. Studien für Wolfgang Fritz Volbach zu seinem 70. Geburtstag, hg. von Friedrich Gerke (Forschungen zur Kunstgeschichte und Christlichen Archäologie, Bd. 6), Mainz 1966, S. 19–26. [GRABAR 1966]
- *Grenier, Albert: Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine, Bd. 5,1, Généralités – Travaux Militaires, Paris 1931. [GRENIER 1931]
- *Grimm, Julius: Der römische Brückenkopf in Kastel bei Mainz und die dortige Römerbrücke, Mainz 1882. [GRIMM 1882]
- Hampel, Joseph: Ein Münzfund aus Brigetio, in: Numismatische Zeitschrift (Wien) 23 (1891), S. 85–88. [HAMPEL 1891]
- Hasler, Norbert u. a. (Hg.): Im Schutze mächtiger Mauern – Spätromische Kastelle im Bodenseeraum, Frauenfeld 2005. [HASLER u. a. 2005]
- *Heising, Alexander: Die römische Stadtmauer am Eisgrubweg in Mainz, in: Mainzer Archäologische Zeitschrift 5/6 (1998/99) [2005], S. 173–216. [HEISING 2005]
- *Heising, Alexander: Die römische Stadtmauer von Mogontiacum-Mainz. Archäologische, historische und numismatische Aspekte zum 3. und 4. Jahrhundert n. Chr., Bonn 2008. [HEISING 2008]
- *Heising, Alexander: Mayence-Mogontiacum (Rhénanie-Palatinat, Allemagne), in: Strasbourg-Argentorate. Un camp légionnaire sur le Rhin (Ier au IVe siècle après J.-C.), hg. von Bernadette Schnitzler und Gertrud Kuhnle (Fouilles récentes en Alsace, Bd. 8), Strasbourg 2010, S. 33–34 und S. 39. [HEISING 2010]
- *Heitz, Christian: Alles bare Münze? Fremdarstellungen auf römischem Geld, in: Bonner Jahrbücher 206 (2006), S. 159–230. [HEITZ 2006]
- Hollstein, Ernst: Mitteleuropäische Eichenchronologie, Mainz 1980. [HOLLSTEIN 1980]
- *Johnson, Stephen: Late Roman Fortifications, London 1983. [JOHNSON 1983]
- *Jullian, Camille: Gallia. Tableau sommaire de la Gaule sous la domination Romaine, Paris⁴1912. [JULLIAN 1912]
- *Jullian, Camille: Histoire de la Gaule, Bd. 7, Paris 1926. [JULLIAN 1926]
- Kenner, Friedrich: Nachtrag zu dem Münzfunde aus Brigetio, in: Numismatische Zeitschrift (Wien) 23 (1891), S. 89–94. [KENNER 1891]
- Kent, John P. C. / Overbeck, Bernhard / Stylow, Armin: Die römische Münze, München 1973. [Kent / Overbeck / Stylow 1973]
- Kienast, Dietmar: Römische Kaisertabelle: Grundzüge einer römischen Kaiserchronologie, Darmstadt 1990. [KIENAST 1990]
- *Klein, Michael, J.: Lyon. Probeabschlag vom Rückseitenstempel eines Goldmedaillons aus Blei, mit Darstellung der spätromischen Rheinbrücke zwischen Mainz und dem Brückenkopf Kastel, in: Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer. Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht. Katalog-Handbuch zur Landesausstellung des Freistaates Bayern, hg. von Ludwig Wamser u. a., Rosenheim/Mainz 2000, S. 212, Abb. 175 und S. 391, Nr. 152g. [KLEIN 2000]
- *Klumbach, Hans: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Bd. 11, Mainz 1969. [KLUMBACH 1969]
- *Knitterscheid, Emil A.: Die Römischen Münzen auf die Germanen (Mitteilungen für Münzsammler 3 (1926), S. 347–349. [KNITTERSCHEID 1926]

- König, Ingemar: Die Berufung des Constantius Chlorus und des Galerius zu Caesaren, in: *Chiron* 4 (1974), S. 567–576. [KÖNIG 1974]
- *Koepp, Friedrich: Die Römer in Deutschland, Bielefeld/Leipzig 1905. [KOEPP 1905]
- *Koepp, Friedrich: Die Römer in Deutschland, Bielefeld/Leipzig²1912. [KOEPP 1912]
- Kolb, Frank: Diocletian und die erste Tetrarchie. Improvisation oder Experiment in der Organisation monarchischer Herrschaft? (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, Bd. 27), Berlin/New York 1987. [KOLB 1987]
- Kraft, Konrad: Die Taten der Kaiser Constans und Constantius II, in: *Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte* 9 (1958), S. 141–186. [KRAFT 1958]
- Kraft, Konrad: *Urgentibus imperii fatis* (Tacitus *Germania* 33), in: *Gesammelte Aufsätze zur antiken Geschichte und Militärgeschichte* (Kleine Schriften, Bd. 1), Darmstadt 1973, S. 78–95. [KRAFT 1973]
- *Krücke, Adolf: *Der Nimbus und verwandte Attribute in der frühchristlichen Kunst*, Strassburg 1905. [KRÜCKE 1905]
- *Kubitschek, Wilhelm: Zur Bedachung römischer Festungstürme, in: *Germania* 3 (1919), S. 9–15. [KUBITSCHEK 1919]
- Kuhoff, Wolfgang: *Quellen zur Geschichte der Alamannen*, Bd. 6: *Inschriften und Münzen. Mit einer Zeittafel von 213 bis etwas 530*, Sigmaringen 1984. [KUHOFF 1984]
- *Kuhoff, Wolfgang: *Diokletian und die Epoche der Tetrarchie. Das römische Reich zwischen Krisenbewältigung und Neuaufbau (284–313 n. Chr.)*, Frankfurt am Main 2001. [KUHOFF 2001]
- Kuhoff, Wolfgang: *Aktuelle Perspektiven der Diokletian-Forschung*, in: *Diokletian und die Tetrarchie. Aspekte einer Zeitenwende*, hg. von Alexander Demandt, Andreas Goltz und Heinrich Schlange-Schöninggen (Millenium-Studien, Bd. 1), Berlin/New York 2004, S. 10–26. [KUHOFF 2004]
- *La Saussaye, Louis de: (Lettre à M. A.[drien] de Longpérier sur un monument numismatique inédit, du règne des empereurs Dioclétien et Maximien), in: *Revue numismatique*, n. s. 7 (1862), S. 426–431. [LA SAUSSAYE 1862]
- *La Saussaye, Louis de: *Procès-verbaux du Comité d'Archéologie institué par l'Académie de Lyon. Séance du 6 février 1863*, in: *Revue du Lyonnais*, n. s. 29 (1864), S. 240. [LA SAUSSAYE 1864]
- Laubscher, Hans Peter: Ein tetrarchisches Siegesdenkmal in İsnik (Nikaia), in: *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* 108 (1993), S. 375–397. [LAUBSCHER 1993]
- Lehmann-Hartleben, Karl: *Die Trajanssäule. Ein römisches Kunstwerk zu Beginn der Spätantike*, 2 Bde., Berlin/Leipzig 1926. [LEHMANN-HARTLEBEN 1929]
- Lehner, Hans: *Museographie*, Trier, in: *Westdeutsche Zeitschrift* 16 (1897), S. 363.
- Le Mer, Anne-Catherine / Chomer, Claire: *Lyon (Carte Archéologique de la Gaule, Bd. 69/2)*, Paris 2007. [LE MER / CHOMER 2007]
- Lepper, Frank / Frere, Sheppard: *Trajans' Column. A New Edition of the Cichorius Plates*, Gloucester/Wolfsboro 1988. [LEPPER / FRERE 1988]
- *L'Orange, Hans Peter: *Das spätantike Herrscherbild von Diokletian bis zu den Konstantin-Söhnen 284–361 n. Chr.*, Berlin 1984. [L'ORANGE 1984]
- Mackensen, Michael: *Das spätromische Grenzkastell Caelius Mons in Kellmünz an der Iller (Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern: Schwaben, Bd. 3)*, Stuttgart 1995. [MACKENSEN 1995]

- Marichal, Robert: Les Ostraca de Bu Njem (Libya antiqua, Supplementbd. 7), Tripolis 1992. [MARICHAL 1992]
- Mattingly, Harold: Coins of the Roman Empire in the British Museum, Bd. 3: Nerva to Hadrian, London ²1966. [MATTINGLY 1966]
- Mattingly, Harold: The Roman Imperial Coinage, Bd. 2: Vespasian to Hadrian, London ²1968. [MATTINGLY 1968]
- Maurice, Jules: Numismatique Constantinienne, Bd. 2: La dynastie héracléenne dans l'empire des Gaules, Paris 1911. [MAURICE 1911]
- *Mikler, Hubertus: „Neues“ vom Holz der römischen Rheinbrücke zwischen Mainz und Kastel, in: Mainzer Archäologische Zeitschrift 5/6 (1998/99), S. 325–335. [MIKLER 1998]
- Mommsen, Theodor: Römisches Staatsrecht, Bd. 1, Darmstadt ⁴1963. [MOMMSEN 1963]
- Mommsen, Theodor: Römische Kaisergeschichte. Nach den Vorlesungs-Mitschriften von Sebastian und Paul Hensel 1882/86, hg. von Barbara Demandt und Alexander Demandt, München ²2005. [MOMMSEN 2005]
- *Neugebauer, Manfred: Der Limes. Mächtiger Grenzwall der Römer in Deutschland, Wolfenbüttel 2010. [NEUGEBAUER 2010]
- *Nixon, Charles E. V. / Saylor Rogers, Barbara: In Praise of Later Roman Emperors. The Panegyrici Latini, Berkely CA/Oxford 1994. [NIXON / ROGERS 1994]
- Nuber, Hans Ulrich: Eine Zaubertafel aus Schramberg-Waldmössingen, Kreis Rottweil, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 9 (1984), S. 377–384. [NUBER 1984]
- *Nuber, Hans Ulrich: Rom und die Alamannen, in: Die Alamannen. Ausstellungskatalog, hg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg, Stuttgart 1997, S. 59–68. [NUBER 1997]
- *Nuber, Hans Ulrich: Das römische Reich (206–476 n. Chr.), in: Imperium Romanum. Römer, Christen, Alamannen – Die Spätantike am Oberrhein. Begleitband zur Großen Landesausstellung, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Stuttgart 2005, S. 12–25. [NUBER 2005]
- *Overbeck, Bernhard: Rom und die Germanen. Das Zeugnis der Münzen. Ausstellungskatalog, hg. vom Landratsamt Ostalbkreis, Aalen 1985. [OVERBECK 1985]
- *Oelmann, Franz: The Rhine *limes* in Late Roman Times, in: The Congress of Roman Frontier Studies 1949, hg. von Eric Birley, Durham 1952, S. 80–98. [OELMANN 1952]
- *Oldenstein, Jürgen / Gupte, Oliver (Hg.): Spätromische Militärausrüstung. Proceedings of the Eleventh International Roman Military Equipment Conference (Journal of roman military equipment studies, Vol. 10), Mainz 1998, Titelseite. [OLDENSTEIN / GUPTÉ 1998]
- Panegyrici Latini. Lobreden auf Römische Kaiser, Bd. 1: Von Diokletian bis Konstantin, übers. von Brigitte Müller-Rettig, hg. von Kai Brodersen, Darmstadt 2008. [Paneg. Lat. (ed. MÜLLER-RETTIG 2008)]
- *Pasqualini, Anna: Massimiano Herculus: per un' interpretazione della figura e dell'opera, Roma 1979. [PASQUALINI 1979]
- *Pflugk-Hartung, Julius von: Geschichte des Mittelalters, Teil 1 (Allgemeine Weltgeschichte, Bd. 4), Berlin 1886. [PFLUGK-HARTUNG 1886]
- *Pink, Karl: Die Goldprägung des Diocletianus und seiner Mitregenten (284–305), in: Numismatische Zeitschrift (Wien) N. F. 24 (1931), S. 1–59. [PINK 1931]
- *Poellnitz, Paul von: Die römische Rheinbrücke bei Mainz. Ihr Ursprung und ihre Konstruktion, Mainz 1884. [POELLNITZ 1884]

- *Prien, Roland: Vom Rhein nach Andalusien. Die Vandalen in Gallien und Hispanien (406–429), in: Das Königreich der Vandalen, Erben des Imperiums in Südafrika, Ausstellungskatalog, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Mainz 2009, S. 137–144. [PRIEN 2009]
- *Quast, Dieter (Hg.): *Foreigners in Early Medieval Europe. Thirteen International Studies on Early Medieval Mobility* (Monografie des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Bd. 78), Mainz 2009, Titelseite. [QUAST 2009]
- Rabold, Britta: Ladenburg (HD), in: *Die Römer in Baden-Württemberg*, hg. von Dieter Planck, Stuttgart 2005, S. 161–168. [RABOLD 2005]
- Radnóti, Aladár: *Die germanischen Verbündeten der Römer*. Privatdruck, Frankfurt am Main 1967. [RADNÓTI 1967]
- *R.-Alföldi, Maria: Zum Lyoner Bleimedaillon, in: *Schweizer Münzblätter* 8 (1958), S. 63–68. [R.-ALFÖLDI 1958 A]
- R.-Alföldi, Maria: Die constantinische Goldprägung in Trier, in: *Jahrbuch für Numismatik und Geldgeschichte* 9 (1958), S. 99–140. [R.-ALFÖLDI 1958 B]
- R.-Alföldi, Maria: *Die constantinische Goldprägung. Untersuchungen zu ihrer Bedeutung für Kaiserpolitik und Hofkunst*, Mainz 1963. [R.-ALFÖLDI 1963]
- *R.-Alföldi, Maria: *Antike Numismatik I–II*, Mainz 1978. [R.-ALFÖLDI 1978]
- *R.-Alföldi, Maria, *Das Trierer Stadtbild auf Constantins Goldmultipulum: ein Jahrhundertirtum*, in: *Trierer Zeitschrift* 54 (1991), S. 239–248. [R.-ALFÖLDI 1991]
- *R.-Alföldi, Maria: *Bild und Bildersprache der römischen Kaiser. Beispiele und Analysen*, Mainz 1999. [R.-ALFÖLDI 1999]
- *R.-Alföldi, Maria: Zum Lyoner Bleimedaillon, in: *Gloria Romanorum: Schriften zur Spätantike*, hg. von Heinz Bellen und Hans-Markus von Kaenel (Historia, Einzelschriften, Bd. 153), Mainz 2001, S. 167–172 (Nachdruck von 1958). [R.-ALFÖLDI 2001]
- Raymond, Wayte: *The J. Pierpont Morgan Collection. Catalogue of the Greek and Roman Coins, Abukir Medallions, Roman Gold Bar*, New York 1953. [RAYMOND 1953]
- Rees, Roger: *Diocletian and the Tetrarchy*, Edinburgh 2004. [REES 2004]
- Regling, Kurt: *Das älteste Stadtbild von Trier*, in: *Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen* 30 (1909), Sp. 275–278. [REGLING 1909]
- *Riese, Alexander: *Das rheinische Germanien in den antiken Inschriften*, Leipzig/Berlin 1914. [RIESE 1914]
- Ristow, Günter: Grabstein mit Widderträger und Amme Severina, in: *Römer am Rhein. Ausstellungskatalog des Römisch-Germanischen Museums Köln*, Köln 1967, Seite 184, Nr. 160, Taf. 48–49. [RISTOW 1967]
- *Ritterling, Emil / Barthel, Walter: *Vorlegeblätter zum VI. Kursus des Kaiserlich Archaeologischen Instituts, Trier 1913*, Blatt 13. [RITTERLING / BARTHEL 1913]
- *Roach Smith, Charles: *Note on the Medaillon of Diocletian and Maximian found at Lyons*, in: *Numismatic Chronicle*, n. s. 3 (1863), S. 194–195. [ROACH SMITH 1863]
- Roch, Jean-Baptiste: *Histoire des ponts de Lyon de l'époque gallo-romaine à nos jours*, Le Co-teau 1983. [ROCH 1983]
- Rüger, Christoph B.: *Germania Inferior. Untersuchungen zur Territorial- und Verwaltungsgeschichte Niedergermaniens in der Prinzipatszeit* (Bonner Jahrbücher des Rheinischen Landesmuseums in Bonn und des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Beiheft 30), Köln/Graz 1968. [RÜGER 1968]

- *Rupprecht, Gerd: Lyoner Bleimedaillon, in: Die Römer in Rheinland-Pfalz, hg. von Heinz Cüppers, Stuttgart 1990, S. 467. [RUPPRECHT 1990]
- Sallet, Alfred von: Die Antiken Münzen (Handbücher der Königlichen Museen zu Berlin, Bd. 6), Berlin 1909. [SALLET 1909]
- *Schaefer, Oskar: Die beiden Panegyrici des Mamertinus und die Geschichte des Kaisers Maximianus Herculius, Diss. Straßburg 1914. [SCHAEFER 1914]
- Schallmayer, Egon: Dieburg DA, in: Die Römer in Hessen, hg. von Dietwulf Baatz und Fritz-Rudolf Herrmann, Stuttgart ²1989, S. 250–256. [SCHALLMAYER 1989]
- Schilling, Richard: Ohne akademische Bildung. Lebenswege und Erfahrungen einer Künstlerseele, Freiburg 1926. [SCHILLING 1926]
- *Schleiermacher, Wilhelm: Der obergermanische Limes und spätrömische Wehranlagen am Rhein, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 33 (1943–1950) [1951], S. 133–184. [SCHLEIERMACHER 1951]
- *Schmidt, Ernst: Kastel bei Mainz. ORL B, Nr. 30, Heidelberg 1912. [SCHMIDT 1912]
- *Schmidt, Ludwig: Die Westgermanen, Teil 2, Lfg. 1, München ²1940. [SCHMIDT 1940]
- *Schneider, Friedrich: Die Rheinbrücke bei Mainz ein Römerbau, in: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 29, Heft 10–12 (1881), S. 79–83 und S. 88–91. [SCHNEIDER 1881]
- *Schnitzler, Bernadette / Kuhnle, Gertrud: Strasbourg-Argentorate. Un camp légionnaire sur le Rhein (1er au IVe siècle après J.-C.), Strasbourg 2010. [SCHNITZLER / KUHNLE 2010]
- Schoenebeck, Hans von: Alamannia, in: Forschungen und Fortschritte 13 (1937), S. 159–161. [SCHOENEBECK 1937]
- *Schoppa, Helmut: Aquae Mattiacae. Wiesbadens römische und alamannisch-merowingische Vergangenheit (Geschichte der Stadt Wiesbaden, Bd. 1), Wiesbaden 1974. [SCHOPPA 1974]
- *Schumacher, Karl: Das römische Mainz, in: Mainzer Zeitschrift 1 (1906), S. 19–35. [SCHUMACHER 1906]
- *Schumacher, Karl: Archäologische Karte der Umgebung von Mainz, in: Mainzer Zeitschrift 3 (1908), S. 19–40. [SCHUMACHER 1908]
- *Schumacher, Karl: Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanendarstellungen. Kataloge des Römisch-Germanischen Central-Museums, Nr. 1, Mainz 1909. [SCHUMACHER 1909]
- *Schumacher, Karl: Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanendarstellungen. Kataloge des Römisch-Germanischen Central-Museums, Nr. 1, Mainz ³1912. [SCHUMACHER 1912]
- *Schumacher, Karl: Eine neue Germanen-Darstellung im Römisch-Germanischen Zentralmuseum zu Mainz, in: Germania 1 (1917), S. 11–16. [SCHUMACHER 1917]
- *Schumacher, Karl: Die Germanendarstellung des Mainzer Sarkophag-Reliefs, in: Mainzer Zeitschrift 12/13 (1917/18), S. 11–15. [SCHUMACHER 1918]
- *Schumacher, Karl: Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter, Bd. 2: Die römische Periode (Handbücher des Römisch-Germanischen Central-Museums, Bd. 2), Mainz 1923. [SCHUMACHER 1923]
- *Schumacher, Karl: Germanendarstellungen. Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanendarstellungen. Teil 1: Darstellungen aus dem Altertum. Neu bearbeitet von Hans Klumbach. Kataloge des Römisch-Germanischen Central-Museums Nr. 1, Mainz ⁴1935. [SCHUMACHER / KLUMBACH 1935]

- *Schumacher, Leonhard: Römische Kaiser in Mainz im Zeitalter des Principats (27 v. Chr.–284 n. Chr.), Bochum 1982. [SCHUMACHER 1982]
- *Schumacher, Leonhard: Mogontiacum. Garnison und Zivilsiedlung im Rahmen der Reichsgeschichte, in: Die Römer und ihr Erbe. Fortschritt durch Innovation und Integration, Ausstellungskatalog, hg. von Michael J. Klein, Mainz 2003, S. 1–28. [SCHUMACHER 2003]
- Seeck, Otto: Die Erhebung Maximians zum Augustus, in: Commentationes Woelfflinianaе, hg. von Eduard Wölfflin, Leipzig 1891, S. 30–36. [SEECK 1891]
- Seeck, Otto: Geschichte des Untergangs der antiken Welt, Bd. 1, Stuttgart 1895. [SEECK 1895]
- Seitz, Gabriele: Ein Geschenk des Kaisers Flavius Julius Constantius, in: Zeitspuren. Archäologisches aus Baden, hg. von Edward Sangmeister (Archäologische Nachrichten aus Baden, Bd. 50), Freiburg 1993, S. 152 f. [SEITZ 1993]
- *Seston, William: Dioclétien et la Tétrarchie, Paris 1946. [SESTON 1946]
- Sperber, Daniel: Denarii and Aurei in the Time of Diocletian, in: Journal of Roman Studies 56 (1966), S. 190–195. [SPERBER 1966]
- *Stein, Ernst: Geschichte des spätrömischen Reiches von 284 bis 476 n. Chr., Wien 1928. [STEIN 1928]
- *Stern, Henry: Le calendrier de 354 : étude sur son texte et ses illustrations, Paris 1953. [STERN 1953]
- *Steyert, André: Nouvelle histoire de Lyon et des provinces de Lyonnais-Foréz-Beaujolais, Franc-Lyonnais et Dombres, Bd. 1, Lyon 1895. [STEYERT 1895]
- Strack, Paul L.: Untersuchungen zur römischen Reichsprägung des zweiten Jahrhunderts, Bd. 2: Die Reichsprägung zur Zeit des Hadrian, Stuttgart 1933. [STRACK 1933]
- *Stümpel, Bernhard: Bemerkung zum Lyoner Bleimedaillon, in: Fundberichte aus Hessen 19/10 (1979/80), S. 791–793. [STÜMPEL 1980]
- Sutherland, Carol H. V.: The Roman Imperial Coinage, Bd. 6: From Diocletian’s Reform (A. D. 294) to the Death of Maximinus (A. D. 313), London 1973. [SUTHERLAND 1973]
- Thieme, Ulrich / Becker, Franz (Hg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künste von der Antike bis zur Gegenwart, Bde. 1–37, unveränderter Nachdruck der Originalausgaben von 1907–1954, München 1992. [THIEME / BECKER 1992]
- *Toynbee, Jocelyn M. C.: Roman Medallions, New York 1944 (Nachdruck New York 1986). [TOYNBEE 1986]
- *Turcan, Richard: Empreinte en plomb d’un reverse de médaillon imperial, in: Nigra Moneta (Collection du Centre d’Études Romaines et Gallo-Romaines, n. s. 6), Lyon/Paris 1987, S. 183–195. [TURCAN 1987]
- *Unverzagt, Wilhelm: Zum Lyoner Bleimedaillon der Pariser Nationalbibliothek, in: Germania 3 (1919), S. 74–78. [UNVERZAGT 1919]
- *Velke, Wilhelm: Die römische Rheinbrücke bei Mainz, in: Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer in Mainz 3,4 (1887), S. 589–616. [VELKE 1887]
- *Waurick, Götz: Bleimedaillon. Lyon, in: Von Constantin zu Karl dem Grossen. Denkmäler des Heidentums und Christentums aus der Spätantike. Ausstellungskatalog, hg. von Götz Waurick, Mainz 1990, S. 20, Nr. 6. [WAURICK 1990]
- Webb, Percy H.: The Roman Imperial Coinage, Bd. 5/2: Probus to Amandus, London 1933, S. 1–309 (Nachdruck 1972). [WEBB 1972]

- *Weidemann, Konrad: Bleimedaillon, in: Gallien in der Spätantike. Von Kaiser Constantin zu Frankenkönig Childerich. Ausstellungskatalog des RGZM, hg. von Götz Waurick, Mainz 1980, S. 27 f. [WEIDEMANN 1980]
- Wenzel, Carsten: Die Stadtbefestigung von Nida-Heddernheim (Schriften des Frankfurter Museums für Vor- und Frühgeschichte, Bd. 17), Frankfurt am Main 2000. [WENZEL 2000]
- Werner, Wolfgang M.: Faltstuhl (§ 5 Römer), in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 8, Berlin/New York 1994, S. 179–180. [WERNER 1994]
- Wolters, Reinhard: „Tam diu Germania vincitur“. Römische Germanensiege und Germanensieg-Propaganda bis zum Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Kleine Hefte der Münzsammlung an der Ruhr-Universität Bochum, Bd. 10/11), Bochum 1989. [WOLTERS 1989]
- *Zangemeister, Karl: Mogontiacum, in: Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) XIII, Bd. 2,1, Berlin 1905, S. 298–311. [ZANGEMEISTER 1905]
- *Ziethen, Gabriele: Mogontiacum. Vom Legionslager zur Provinzhauptstadt, in: Mainz. Die Geschichte der Stadt, hg. von Franz Dumont u. a., Mainz 1998, S. 39–67. [ZIETHEN 1998]
- Zöllner, Erich: Geschichte der Franken bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Auf der Grundlage des Werkes von Ludwig Schmidt unter Mitwirkung von Joachim Werner neu bearb. von Erich Zöllner, München 1970. [ZÖLLNER 1970]

Das „Historische Kaufhaus“ in Freiburg im Breisgau und seine neu entdeckte Schaufassade zur Schusterstraße



Wenn heute vom „Historischen Kaufhaus“ in Freiburg die Rede ist, werden die meisten an das mit prächtiger Schaufassade und Ecktürmchen zum Münsterplatz stehende Gebäude denken (Abb. 1). In seinem Innenhof und dem sogenannten Kaisersaal im ersten Obergeschoss finden heute Konzerte und andere Veranstaltungen statt.



Abb. 1: Romantisierende Darstellung des Kirchhofs mit Kornmarkt, links die Arkaden der Lugstühle, rechts das Kaufhaus; es fehlen die Kirchhofmauer mit weiteren Verkaufsständen und die Andreaskapelle. Ölgemälde von Domenico Quaglio aus dem Jahre 1821, Augustinermuseum Freiburg, Inv.-Nr. M 24/8.

Der älteste Kern des „Kaufhauses“ steht aber nicht am Münsterplatz, sondern an der Schusterstraße. Hier, in dem sogenannten „Hinteren“ oder „Alten Kaufhaus“, ist noch heute die Marktaufsicht untergebracht. Während der Außensanierung dieses Bauteils im Sommer 2010 wurde der moderne Putz von den Fassaden zur Schusterstraße und zur Seitengasse (Kaufhausgässle) abgeschlagen. Darunter kamen reiche Baubefunde zutage, die ein neues Licht auf dieses „Hintere Kaufhaus“ werfen.¹ Weitere Aufschlüsse sind bei der Sanierung der Hoffassade zu erwarten, das Innere konnte bisher nicht untersucht werden.

Der Gebäudekomplex „Historisches Kaufhaus“

Das „Historische Kaufhaus“ liegt im südöstlichen Viertel der Freiburger Altstadt, zwischen Münsterplatz und Schusterstraße, seitlich begrenzt vom Kaufhausgässle und den Nachbarhäusern im Osten (Abb. 2). Es umfasst mehrere ältere, mittelalterliche Hausparzellen. Das 1378 erstmals

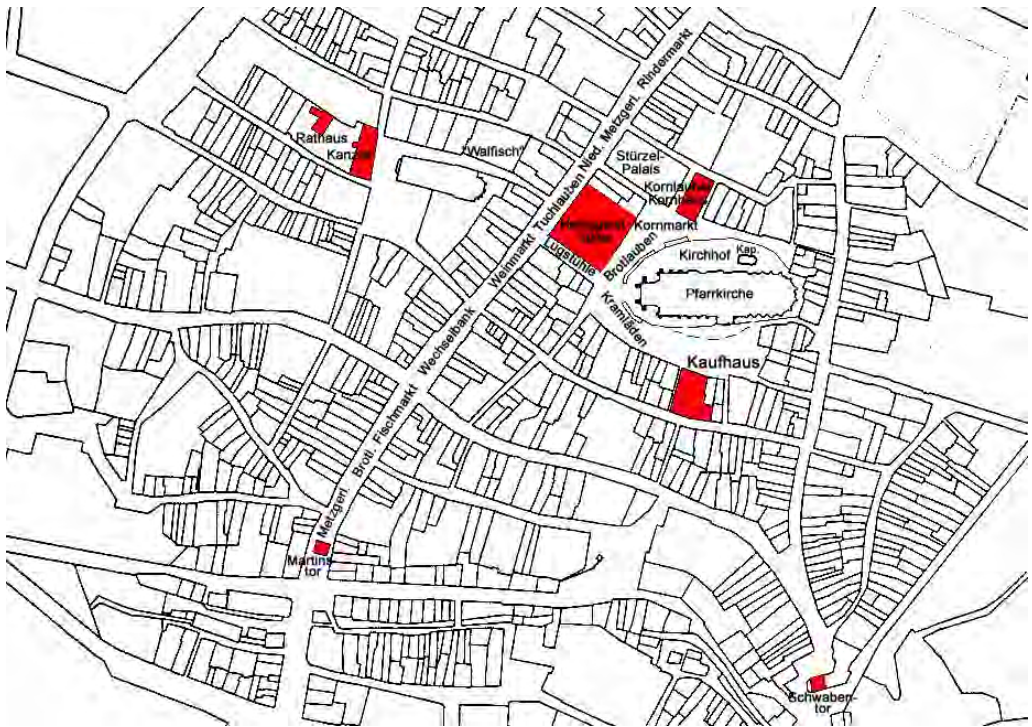


Abb. 2: Altstadt von Freiburg mit kommunalen Bauten (rot) und Verkaufsbereichen. Stadtplan vor 1944, Ergänzungen: Frank Löbbcke.

¹ Die im Sommer 2010 durchgeführte Untersuchung durch den Autor beschränkte sich auf Westgiebel und Straßenfassade des Kaufhausflügels an der Schusterstraße. Die Baubefunde wurden auf Anraten der Denkmalpflege, vertreten durch Dagmar Zimdars, Regierungspräsidium Freiburg, bauhistorisch dokumentiert und ausgewertet. Auftraggeber war die Stadt Freiburg als Eigentümerin des Gebäudes, vertreten durch Wolfgang Keller-Nitschmann, Amt für Liegenschaften und Wohnungswesen. Die Projektleitung lag bei Architekt Hubertus Bühler, Büro Bühler und Müller in Freiburg. Die restauratorische Untersuchung erfolgte durch Eberhard Grether, Freiburg, die Steinrestaurierung durch die Firma Armin Hellstern, Freiburg.

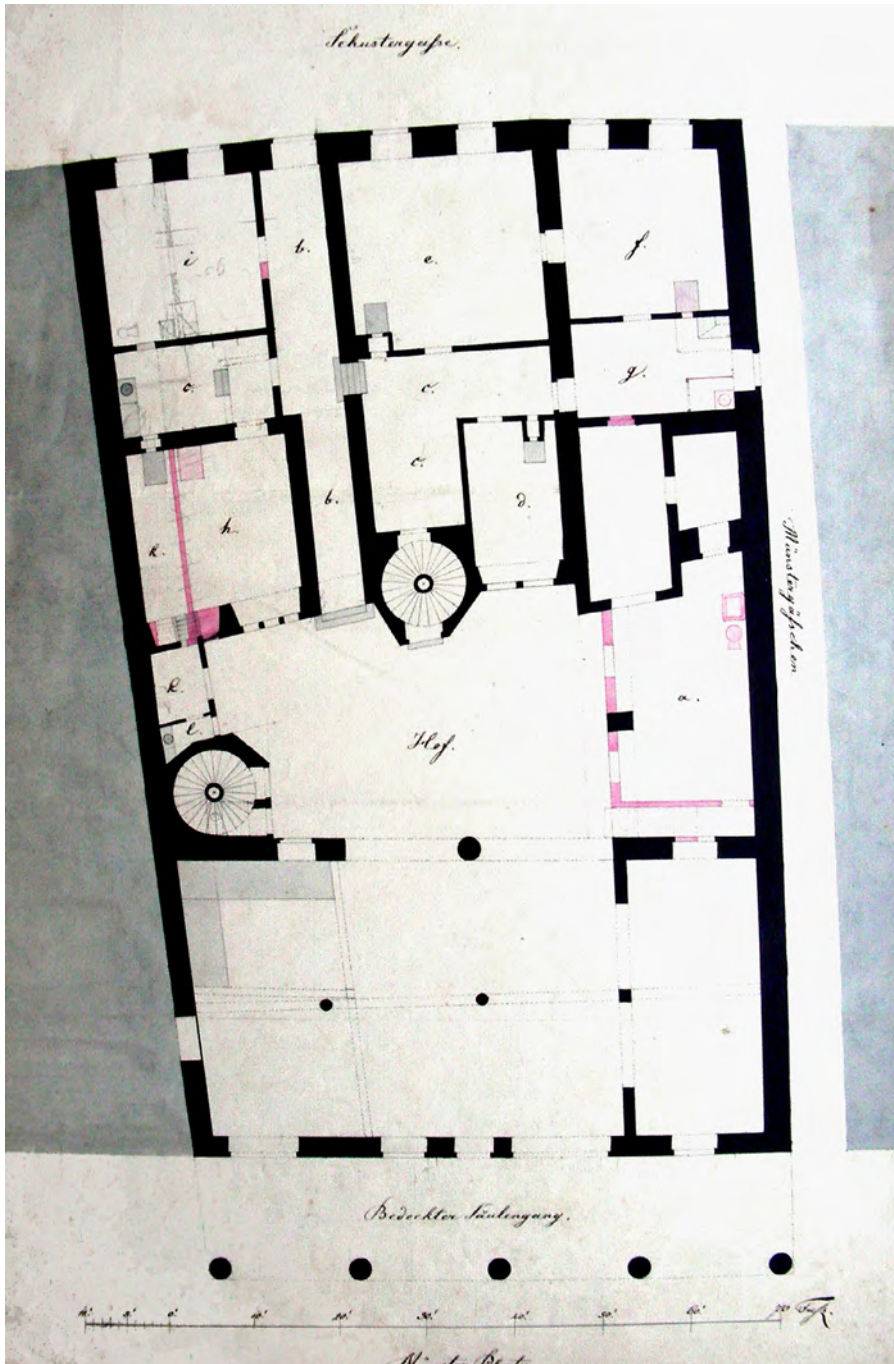


Abb. 3: Historisches Kaufhaus, Grundriss des Erdgeschosses mit Altbau an der Schusterstraße (oben), Innenhof und Neubau am Münsterplatz. Plan: Mitte 19. Jahrhundert (Süden oben), Münsterbauhütte Freiburg.

genannte *Koufhus*² lag ursprünglich mit dem Hauptbau an der Schusterstraße („Wammersgasse“). Erst nach der Aufgabe des Friedhofs auf dem „Kirchhof“, dem heutigen Münsterplatz, wurde ab 1520 ein neuer Trakt mit Saal und Schauffassade am Münsterplatz errichtet (Abb. 3). Damals kam für den Baukörper an der Schusterstraße der Name „Altes“ oder „Hinteres Kaufhaus“ auf.³ Zwei schmale Flügelbauten verbinden das „Vordere“ mit dem „Hinteren Kaufhaus“. Das zweigeschossige „Hinteres Kaufhaus“ (Schusterstraße 19) besteht aus drei Bauteilen. Sie sind an der unterschiedlichen Gruppierung und den Niveauversprüngen der Fenster und der abknickenden Straßenfassade unterscheidbar (Abb. 4). Das hohe, dreigeschossige Satteldach weist oberhalb der großen Dachfenster Schleppgauben auf.



Abb. 4: Die Straßenfassade des „Hinteren Kaufhauses“ zur Schusterstraße. Bauphasenplan 2010: Frank Löbbbecke, Grundlage: Architekturbüro Bühler und Müller.

Im Westgiebel zum schmalen Kaufhausgässle sitzen mehrere Kreuzstockfenster mit gekehltem Gewände; einige Fenster sind heute vermauert (Abb. 5). Zwei Schwibbögen zum benachbarten Haus „zum Rappen“ (Schusterstraße 17) stützen die Giebel gegeneinander ab. Das nördliche Viertel der Giebelwand, zum Münsterplatz hin gelegen, springt 15 Zentimeter vor und ist erst in der Giebelspitze mit dem übrigen Mauerwerk enger verzahnt.

² Stadtarchiv Freiburg (StadtAF) B 5 Ia Nr. 1 fol. 9r [Ratsbesetzung 1378–1443].

³ Nennung von *Vorderem* und *Hinterem Kaufhaus* im Herrschaftsrechtbuch 1565 (StadtAF E 1 A IV d–4 fol. 41r).

Das „Historische Kaufhaus“ in Freiburg im Breisgau



Abb. 5: Der Westgiebel des „Hinteren Kaufhauses“ zum Kaufhausgässle. Bauphasenplan 2010: Frank Lößbecke, Grundlage: Architekturbüro Bühler und Müller.

Die Vorgängerbebauung

Das „Hintere Kaufhaus“ besteht aus drei älteren Häusern, die im Kern in das 12. und 13. Jahrhundert zurückreichen (Abb. 4 und 16a). Das an Schusterstraße und Kaufhausgässle stehende Eckhaus A ist mit seinen Umfassungsmauern weitgehend erhalten. Vor allem sein elf Meter breiter, westlicher Giebel war während der aktuellen Mauerwerkssanierung gut erkennbar. Er besteht aus sorgfältig aufgemauerten Lagen von Bruchsteinen und Wacken (Abb. 6). Auch der elf Meter breite Ostgiebel des Hauses ist als Trennwand im Inneren des Kaufhauses bis heute vorhanden. Die Traufe lag fünf Meter und der First des steilen Satteldachs (ca. 50°) mehr als elf Meter über dem heutigen Straßenniveau. Das Haus besaß demnach mindestens ein Obergeschoss. Sollte das Haus vor der meterhohen Aufschüttung der Schusterstraße (um 1200)⁴ errichtet worden sein, könnte es damals auch zwei Obergeschosse besessen haben. Leider konnte die



Abb. 6: Hochmittelalterliches Mauerwerk im Westgiebel von Haus A, Backsteinbank einer Maueröffnung in der Giebelmitte. Foto und Pfeile: Frank Löbbbecke, 2010.

Von dem Haus C sind dagegen umfangreiche Bauteile auf uns gekommen. So fällt am Außenbau eine aus großen Sandsteinquadern gemauerte Hausecke auf. Auch der Keller blieb weitgehend original erhalten: ein zweigeschossiger Tiefkeller zur Straße und hofseitig ein gewölbter, halb eingetiefter Vorkeller samt seitlichem Treppenhaus (Abb. 7). Diese dreiteilige Raumstruktur setzte sich ehemals in den oberen Geschossen fort. Es ist der typische, ab Ende des 12. Jahrhunderts ausgebildete Grundriss Freiburger Häuser.⁶ Das Haus C wurde 1208 er-

Frage des zugehörigen Außenniveaus im Zuge der aktuellen Baumaßnahme nicht geklärt werden. Die Hausecke bestand vermutlich aus Bossenquadern, wie sie 1202d⁵ auch am Martinstor, dem Südtor der Freiburger Altstadt, Verwendung fanden. Mindestens zwei Giebel Fenster öffneten sich zur Seitengasse. Das Gebäude kann zurzeit noch nicht genauer datiert werden, weil Untersuchungen im Inneren fehlen. Das qualitätvolle Mauerwerk könnte für eine Entstehung noch im späten 12. Jahrhundert sprechen, während das steile Dach eher für einen Bau des 13. Jahrhunderts spricht.

Von dem benachbarten Haus B haben sich in der Fassade zur Schusterstraße kaum Spuren erhalten. Möglicherweise besaß das Haus eine Holz- oder Fachwerkfassade und wurde nachträglich zwischen den beiden älteren Nachbargebäuden A und C eingefügt.

⁴ MATTHIAS UNTERMANN, Archäologische Beobachtungen zu den Freiburger Altstadt-Straßen und zur Entstehung der Bächle, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 114 (1995), S. 9–26.

⁵ MONIKA PORSCHKE, Die mittelalterliche Stadtbefestigung von Freiburg im Breisgau (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 22), Stuttgart 1994, S. 47.

⁶ FRANK LÖBBECKE, Städtischer Profanbau des Hochmittelalters. Die Entwicklung des Wohnbaus in Freiburg im Breisgau im 12. und 13. Jahrhundert, in: Journal of the Institute of Art History of Slovak Academy of Sciences (ARS) 37, Nr. 1–2 (2004), S. 3–18.

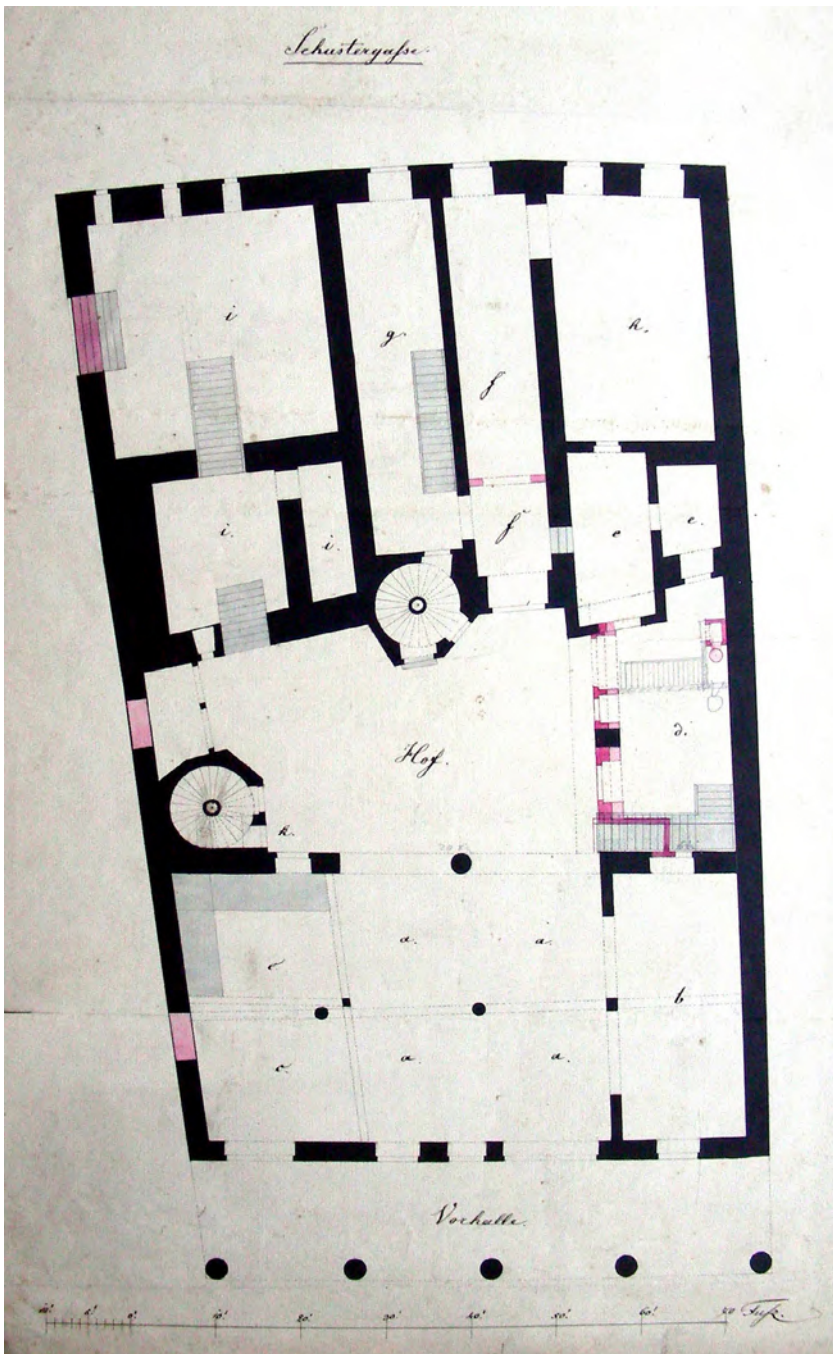


Abb. 7: Untergeschoss-Grundriss des „Historischen Kaufhauses“, Haus C mit gewölbtem Vorkeller, Treppenhaus und Tiefkeller („i“, links oben) sowie spätere Durchgänge zum Salzhaus. Plan: Mitte 19. Jahrhundert, Münsterbauhütte Freiburg.

baut⁷ und gehört damit zu den frühen Vertretern dieses im Spätmittelalter in Freiburg dominierenden Haustyps. Es geht bereits vom heutigen Straßenniveau aus und besaß mindestens ein, vermutlich sogar zwei Obergeschosse (Abb. 16a).

Aus dem 13. Jahrhundert dürften im Inneren des „Alten Kaufhauses“ auch weitere Kellermauern, die Quermauern zwischen den Bauteilen A–C und vermutlich auch einige Balkenlagen stammen. 1364 war das Anwesen Teil des umfangreichen Grundbesitzes des Ritters Jakob Ederlin (erwähnt 1343 bis 1364), Spross einer begüterten, am Silberbergbau beteiligten Freiburger Kaufmannsfamilie.⁸

Die drei Grundstücke auf der Nordseite der Schusterstraße dürften im Hochmittelalter von der Straße bis zum Kirchhof beziehungsweise bis zur rückseitigen Gasse an der Kirchhofmauer gereicht haben. 1517 wird allerdings ein eigenständiges Eckhaus am Kaufhausgässle mit Front zum Kirchhof genannt; demnach war das Eckgrundstück A zuvor geteilt worden. Ähnlich wie beim Haus „Zum Schönen Eck“ (heute „Wentzingerhaus“, Münsterplatz 30)⁹ scheinen die interessanten Ecklagen zum späteren Münsterplatz schon im Laufe des Spätmittelalters durch eigenständige Wohnbebauung aufgewertet worden zu sein. Dagegen reichte zumindest die östliche Parzelle (Haus C) noch 1520 von der Straße bis zum Kirchhof.

Einrichtung eines Kaufhauses

1368 kaufte sich die Stadt Freiburg frei von den bisherigen Stadtherren, den Grafen von Freiburg, und unterstellte sich freiwillig dem Haus Habsburg. In diesem Zusammenhang scheint auch die städtische Finanzverwaltung neu geordnet worden zu sein. Erstmals wird nun die städtische Verfügungsgewalt über die Zölle der Stadt ausdrücklich genannt und damit den weiterhin bestehenden, herrschaftlichen Zöllen gegenübergestellt.¹⁰ Zur besseren Kontrolle „der finanziellen Einnahmen überhaupt und der Zölle im Besonderen“ dürfte das Kaufhaus als gewerbliches und fiskalisches Amtshaus der Stadt eingerichtet worden sein.¹¹ Es war Zolleinnahmestelle und zentrales Warenlager für ankommende Güter.¹² Die Berechnung und Erhebung des Zolls, „des

⁷ Dendrochronologisches Gutachten Hans-Jürgen Bleyer (Tübingen 2008).

⁸ StadtAF A 1 XVIII – 1364 Juni 26. Zur Familie Ederlin: MATHIAS KÄLBLE, Zwischen Herrschaft und bürgerlicher Freiheit. Stadtgemeinde und städtische Führungsgruppen in Freiburg im Breisgau im 12. und 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 33), Freiburg 2001, hier S. 216 f.

⁹ FRANK LÖBBECKE, Das Haus „Zum Schönen Eck“ vor Wentzinger. Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Baugeschichte des Hauses und seiner Umgebung, in: Das Haus „Zum Schönen Eck“ in Freiburg i. Br. von Johann Christian Wentzinger (1710–1797). Dokumentation der bauhistorischen Untersuchungen, Konservierung, Restaurierung und Umnutzung 1989–1993, hg. von SEBASTIAN BOCK und LOTHAR A. BÖHLER, Freiburg 1996, S. 11–20.

¹⁰ Freiburger Urkundenbuch, Bd. 1, bearb. von FRIEDRICH HEFELE, Freiburg 1940, Nr. 279, S. 533–539, hier S. 536 f. und Nr. 280, S. 539–546, hier S. 544; vgl. KARL VOGEL, Geschichte des Zollwesens der Stadt Freiburg im Breisgau bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Berlin/Leipzig 1911, S. 18.

¹¹ HORST BUSZELLO, Bevölkerung, Wirtschaft und Finanzen, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK Stuttgart 2001, S. 69–89, hier S. 79.

¹² ADOLF BIRKENMAIER, Das Freiburger Kaufhaus im Mittelalter bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Handels- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Freiburg i. Br., in: Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg 27 (1911), S. 135–164.

besten Einkommens der Stadt“,¹³ verlagerte sich nun von den Stadttoren und Märkten zum Kaufhaus. Die anfänglich noch anderswo untergebrachte „Fronwaage“¹⁴ wurde im Kaufhaus aufgestellt, mehrere Keller und wohl auch weitere Lagerräume standen zur Verfügung.¹⁵ Hier wurde die Finanzverwaltung der Stadt angesiedelt mit Kanzlei, Bank („Stadtwechsel“) und Pfandhaus („Gantheus“). Erstmals genannt wird das Freiburger *koufhus* in den ab 1378 überlieferten Ratsbesetzungsbüchern, in denen drei Ratsherren als Leitungsgremium aufgeführt werden.¹⁶ Dieser Ausschuss wurde später auf fünf bis sechs Personen aufgestockt; die Mitglieder wurden als „Amtsleute im Kaufhaus“ oder kurz „Kaufhausherren“ bezeichnet. Zehn Jahre zuvor, in der Urkunde zur Selbstübergabe der Stadt von 1368, werden zwar Kornlaube, Fronwaage und Zollstätten erwähnt, jedoch noch kein Kaufhaus.¹⁷ Das legt die Gründung des Kaufhauses zwischen 1368 und 1378 nahe.

Für die neue Nutzung als Kaufhaus wurden die drei mittelalterlichen Häuser A–C an der Schusterstraße zunächst wohl nur wenig umgebaut. Vermutlich begnügte man sich mit Durchbrüchen in den trennenden Brandmauern, um die interne Erschließung zu verbessern. Großflächige Räumlichkeiten waren hier nicht vorhanden. Möglicherweise wurden im rückwärtigen Hof weitere Unterbringungsmöglichkeiten geschaffen. Hier dürfte auch ein Tor zur Gasse am Kirchhof gelegen haben, über die man zur Marktstraße (Kaiser-Joseph-Straße) gelangte. Weitere Baumaßnahmen sind nicht überliefert und auch nicht wahrscheinlich,¹⁸ weil die Überschuldung der Stadt, der Rückgang des Bergbaus und die spätmittelalterliche Agrarkrise Freiburg empfindlich trafen. Bauliche Indizien der Krise sind u. a. der um 1370/80 eingestellte Neubau des Münsterchores und ungenutzte, verfallende Wohngebäude sogar an der Marktstraße.¹⁹

¹³ BIRKENMAIER, Das Freiburger Kaufhaus (wie Anm. 12), S. 140.

¹⁴ VOGEL, Geschichte des Zollwesens (wie Anm. 10), S. 105.

¹⁵ BIRKENMAIER, Das Freiburger Kaufhaus (wie Anm. 12), S. 135–164.

¹⁶ StadtAF (wie Anm. 2).

¹⁷ Freiburger Urkundenbuch (wie Anm. 10).

¹⁸ Für die Annahme Josef Durms, das „Hintere Kaufhaus“ sei 1432 neu errichtet worden, ließen sich keine Belege finden. JOSEF DURM, Das Kaufhaus und das Amtshaus in Freiburg i. Br., in: Zeitschrift für Bauwesen XLIII (1893), Sp. 557–566, hier Sp. 557; dazu: KARL SCHAEFER, Die Baukunst des XVI. Jahrhunderts in Freiburg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. 9 (1894), S. 665–681, hier S. 673, Anm. 1; vgl. auch FRIEDRICH KEMPF, Kaufhaus und Kornhaus, in: Freiburg im Breisgau. Die Stadt und ihre Bauten. Badischer Architekten- und Ingenieur-Verein, Freiburg 1898, S. 424–437, hier S. 424.

¹⁹ HERMANN FLAMM, Der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs i. Br. und die Lage des städtischen Grundeigentums im 14. und 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der geschlossenen Stadtwirtschaft (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, Bd. 8/3), Karlsruhe 1905; JAN GERCHOW, Die Freiburger Wirtschaft in der Wachstumsphase der Stadt und die Entwicklung der Gewerbe, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ 1520, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 2001, S. 172–183, hier S. 181; MATTHIAS UNTERMANN, „Us hüser sol man nit gärten machen“. Städtische Wüstungen, in: ebd., S. 494–496.

Spätgotischer Umbau des Kaufhauses an der Schusterstraße

Die Wirtschaft hatte sich erst ein Jahrhundert später soweit erholt, dass wieder in größerem Maße gebaut wurde.²⁰ Der „Modernisierungstau“ wurde nun durch einen regelrechten Bau-boom abgelöst, der mit der Fortsetzung des Münsterchorbaus um 1471 beginnt. Der sich wieder belebende Handel dürfte die Aufmerksamkeit auch auf das Kaufhaus gelenkt haben, das immer noch aus drei älteren, in einer Seitenstraße gelegenen Häusern bestand. Im Vergleich zu Straßburg oder Basel (s. u.) war die Situation unbefriedigend. Zudem war bei dem 1498 nach Freiburg einberufenen Reichstag mehrfach das Fehlen adäquater Fest- und Versammlungsräume



Abb. 8: Hoffassade des „Hinteren Kaufhauses“. Foto um 1900, Stadtarchiv Freiburg, M 7010.

²⁰ HORST BUSZELLO, *Krise, Reform und neuer Aufschwung – Die Stadt Freiburg am Ende des 15. Jahrhunderts*, in: *Der Kaiser in seiner Stadt. Maximilian I. und der Reichstag zu Freiburg 1498*, hg. von HANS SCHADEK, Freiburg 1998, S. 275–312; TOM SCOTT, *Freiburg am Ausgang des Mittelalters*, in: *Geschichte der Stadt Freiburg*, Bd. 1 (wie Anm. 19), S. 264–268; LEO SCHMIDT, *Freiburger Stadtbaugeschichte 1500–1800*, in: *Geschichte der Stadt Freiburg*, Bd. 2 (wie Anm. 11), S. 252–276.

festgestellt worden.²¹ 1505 fasste der Freiburger Stadtrat den Beschluss, ein neues Kaufhaus zu errichten. Als günstig wurde der Standort des Heilig-Geist-Spitals zwischen Großer Gasse und Kirchhof angesehen (Abb. 2). Dafür hätte das Spital allerdings verlegt werden müssen, ein Unterfangen, das 1515 nach schwierigen Verhandlungen endgültig aufgegeben wurde. Daraufhin plante man einen Um- und Neubau des Kaufhauses am alten Standort. Die Lage am Kirchhof war durch die Verlegung des Friedhofs in die nördliche Vorstadt Neuburg 1514/15 deutlich aufgewertet worden – es begann nun der langsame Wandel vom Friedhof zum Münsterplatz, der erst mit dem Abriss der Kirchhofmauer 1785 vollständig abgeschlossen wurde.²²

Die Baumaßnahmen begannen im Altbau des Kaufhauses an der Schusterstraße. Die drei Häuser wurden nun mit neuen Fassaden zur Straße und zum Hof baulich zusammengefasst (Abb. 4, 8 und 16b). Zunächst wird das östliche, 1208 errichtete Haus C erneuert. Das Mauerwerk der neuen Fassade reicht bis in den Tiefkeller hinab, der zugleich um 0,80 m abgetieft wurde. Außerdem gestaltete man die östliche Giebelwand zu einem Staffeltiegel um. Anschließend erneuerte man die Fassaden der beiden anderen Häuser und stockte das Eckhaus auf (Abb. 5). Zum Hof hin wurde dem Eckgebäude ein zweistöckiger Archivtrakt mit Gewölben angefügt, der erst im 19. Jahrhundert Fenster zum Kaufhausgässle erhielt. Für das (Archiv-) „Gewölbe“ wurden in den Folgejahren Bücherkisten und Bücherketten sowie eisenbeschlagene Fensterläden und Türblätter als Einbruchs- und Feuerschutz gekauft. Auch größere Geldbeträge dürften hier gelagert worden sein, wie die Bestellung von Zwillich zu *geltsäcken in das kaufhaus* nahe legt.²³ Den erhöhten Giebel des Eckhauses versah man nun ebenfalls mit einer Staffeltiefbekrönung.

Die Türen der Häuser zur Schusterstraße wurden zu einem einzigen Portal zusammengefasst. Es lag an gleicher Stelle wie heute, allerdings war es deutlich schmaler, wie ein seitlich sitzendes und heute angeschnittenes Kellerfenster belegt – die Haupteinschließung erfolgte über den rückseitigen Hof. Die unterschiedlich großen Fenster im Erdgeschoss sitzen weiterhin in verschiedenen Höhen, da die differierenden Bodenniveaus beibehalten wurden. In den einfachen, gekehlten Fenstergewänden fanden sich Steinmetzzeichen. Im Obergeschoss liegen dagegen nun alle Fenster auf einer Höhe, denn hier hatte man das Bodenniveau im Inneren vereinheitlicht. Zur Schusterstraße wurden dicht gereiht sieben Fenster eingebaut. Sie waren jeweils in der Höhe gestuft und die Fensterbank bildete ein durchlaufendes Gesims (Staffelfenster mit Sohlbankgesims, Abb. 4 und 9). Darüber lag das weit vorspringende, steinerne Traufgesims. Das hohe, dreigeschossige Dach verfügte vermutlich über Ladeluken zum Hof.

Die Innenräume des Kaufhauses wurden noch nicht bauhistorisch untersucht. Dennoch können einige Angaben zur Funktion und zum Aussehen gemacht werden: Das durch die Abtiefung vergrößerte Kellergeschoss, vom Hof aus erschlossen, diente weiterhin als Lagerraum. Das Erdgeschoss mit seinen unterschiedlichen Bodenniveaus dürfte untergeordneten Funktionen gedient haben. Dagegen lagen im Obergeschoss drei große Räume, ausgezeichnet mit einem Fensterband nach Süden zur Schusterstraße. Zwischen den Fenstern stehen innen schlanke Rundpfeiler

²¹ ULRICH P. ECKER, „... sitzen untätig herum, verhandeln nichts, aber verzehren viel Geld“. Organisation und Ablauf des Freiburger Reichstags, in: *Der Kaiser in seiner Stadt* (wie Anm. 20), S. 57–93, hier S. 59–62.

²² FRANK LÖBBECKE, *Burg, Markt, Stadt*, in: *Das Freiburger Münster*, hg. vom Freiburger Münsterbauverein, Regensburg 2010, S. 27–31.

²³ FRIEDRICH HEFELE, *Zur Baugeschichte des Freiburger Kaufhauses*, in: *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“* 51–53 (1926), S. 1–24, hier S. 7.

die die Segmentbögen über den Fensternischen stützten (Abb. 10). Die gewirbelten und facettierten Pfeilerschäfte sind ein typisches Element der gehobenen, spätgotischen Architektur und finden sich in Freiburg zum Beispiel in der besonders prächtig ausgestatteten Eckstube des Stürzel-Palais (heute „Basler Hof“, um 1496).²⁴ Vermutlich gleichzeitig mit



Abb. 10: Freigelegter spätgotischer Pfeiler zwischen den ehemaligen Fensternischen im westlichen Saal, Obergeschoss des „Hinteren Kaufhauses“. Foto: Frank Löbbbecke, 2010.



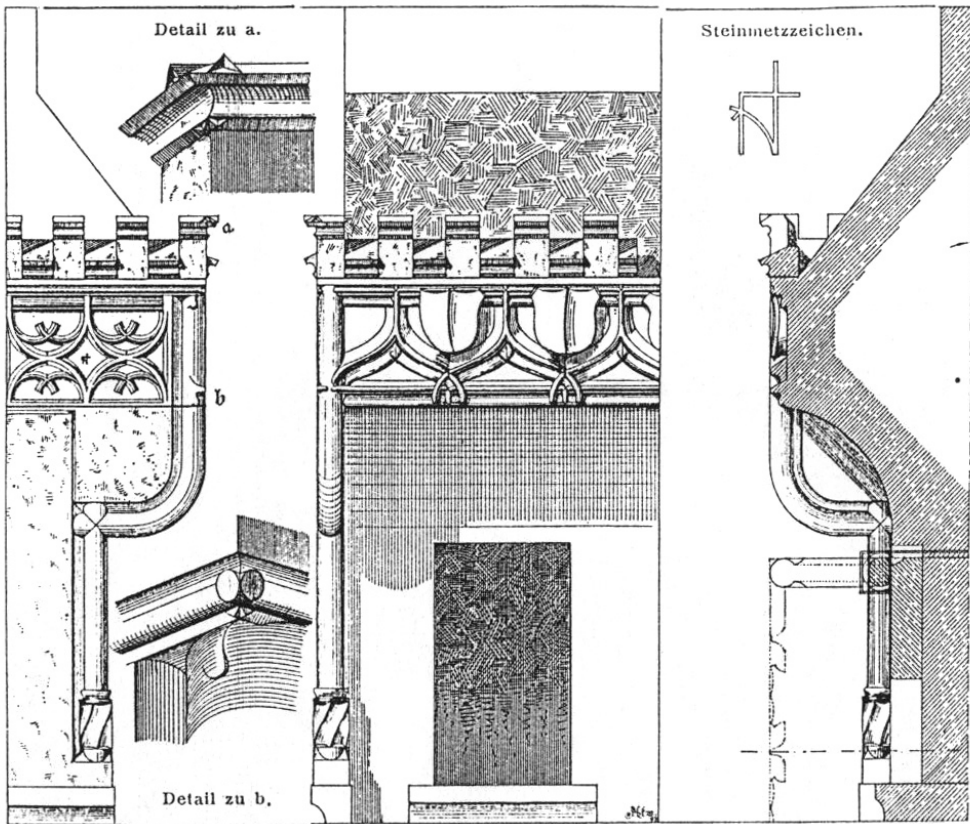
Abb. 9: Straßenfassade des „Hinteren Kaufhauses“ (Haus C), Fenster des Obergeschosses mit spätgotischem Fenstergewände auf ehemals vorspringendem Gesims. Foto: Frank Löbbbecke, 2010.

der Fassadenerneuerung dürfte auch der zinnenbekrönte Kamin im mittleren Obergeschoss-Saal eingebaut worden sein (Abb. 11). Seine beiden Steinmetzzeichen lassen leider keine genauere Datierung zu.²⁵

Dagegen ist die, diesen Saal vom Hof erschließende Wendeltreppe mit Maßwerkbalustrade und der Jahreszahl 1518 versehen. Der mittlere Saal übernahm damit die Funktion eines großzügigen Empfangssaals, der die zu beiden Seiten gelegenen weiteren Säle erschloss.

²⁴ PETER P. ALBERT / MAX WINGENROTH, *Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten*, Freiburg 1923, Nachdruck 1971, S. 91–120, hier S. 107–111, Abb. 129–131 und Abb. 133.

²⁵ Das Steinmetzzeichen auf der nördlichen Kaminwange ist nicht eindeutig als Meisterzeichen Hans von Nienbergs zu identifizieren, somit ist auch die Datierung des Kamineinbaus 1491 nicht haltbar.



Kamin im Kaufhaus (Obergeschoss im Vorraum der Sparkasse).

Abb. 11: Spätgotischer Kamin im mittleren Obergeschoss-Saal des „Hinteren Kaufhauses“. Aus: KEMPF, Kaufhaus und Kornhaus (wie Anm. 18), S. 436.

Repräsentativer Neubau am Kirchhof

1517 wurde das Haus des Münsterkaplans Johannes Funk von der Stadt gekauft. Das Eckhaus stand am Kaufhausgässle mit Front zum Kirchhof. Es könnte sich aus einem ehemaligen Hinterhaus von Haus A entwickelt haben und im Spätmittelalter abgetrennt worden sein. Mit dem Kauf des Eckhauses hatte die Stadt einen entscheidenden Schritt getan zur großzügigen Erweiterung des Kaufhauses. In den 1520er Jahren entstand dann hier am „Kirchhof“ ein Neubau, wohl unter maßgeblicher Beteiligung der Münsterbaumeister Hermann Neuhäuser und Leonhard Müller.²⁶ Das „Neue Kaufhaus“ springt mit seinen Arkaden weit in den Platz vor. Über dieser Arkadenlaube und einer offenen Halle zum Hof liegt der große Saal (seit 1876 „Kaiser-

²⁶ GEORG DEHIO, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg, Bd. 2, bearb. von DAGMAR ZIMDARS, München/Berlin 1997, S. 226 f.

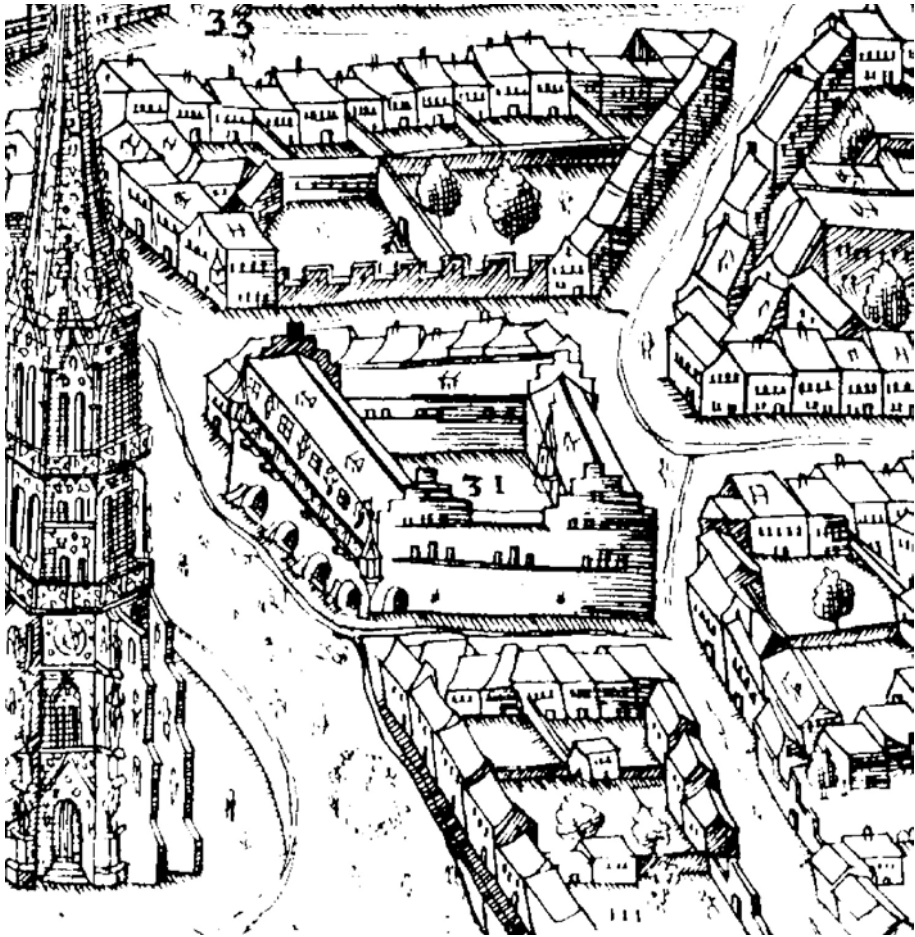


Abb. 12: Ansicht der Stadt Freiburg von Westen, Detail mit Kaufhaus („31“). Kupferstich von Gregorius Sickinger, sog. Großer Sickingerstich, 1589, Augustinermuseum Freiburg, Neuzug ohne Inv. Nr.

saal“ genannt) mit fünf großen Vorhangbogenfenstern (geschwungene Fensterstürze), Erker-türmchen und einem 30 Jahre später zugefügten Balkon zum Platz (Abb. 1, 12 und 13). In das hohe, dreistöckige Dach konnte über Ladeluken im Westgiebel Getreide eingelagert werden. Der Warenaufzug wird drei Jahrhunderte später mit der Begründung abgerissen, dass das Dach nur in Festungs- und Kriegszeiten als Fruchtspeicher diene. Dieser Giebel ist wie der im Osten als Staffelgiebel ausgebildet.

1532 wird dem Neubau im Hof eine Wendeltreppe angefügt (Bauinschrift). Die Schaufassa-de zum Platz ist in damals hochmodernen spätgotischen Formen gestaltet und zugleich hochpo-litisch, denn neben den vier Standfiguren zeitgenössischer Habsburgerherrscher sind die Eck-türmchen mit Wappen der habsburgischen Erblande geschmückt. Für die Bildhauerarbeiten erhielt der Meister Sixt von Staufen 1530 und 1532 66 Gulden.²⁷ Mit dem Innenausbau des „Neuen Kaufhauses“ war bereits 1527 begonnen worden. Drei Jahre später erwarb die Stadt auch

²⁷ HEFELE, Baugeschichte (wie Anm. 23), S. 6.

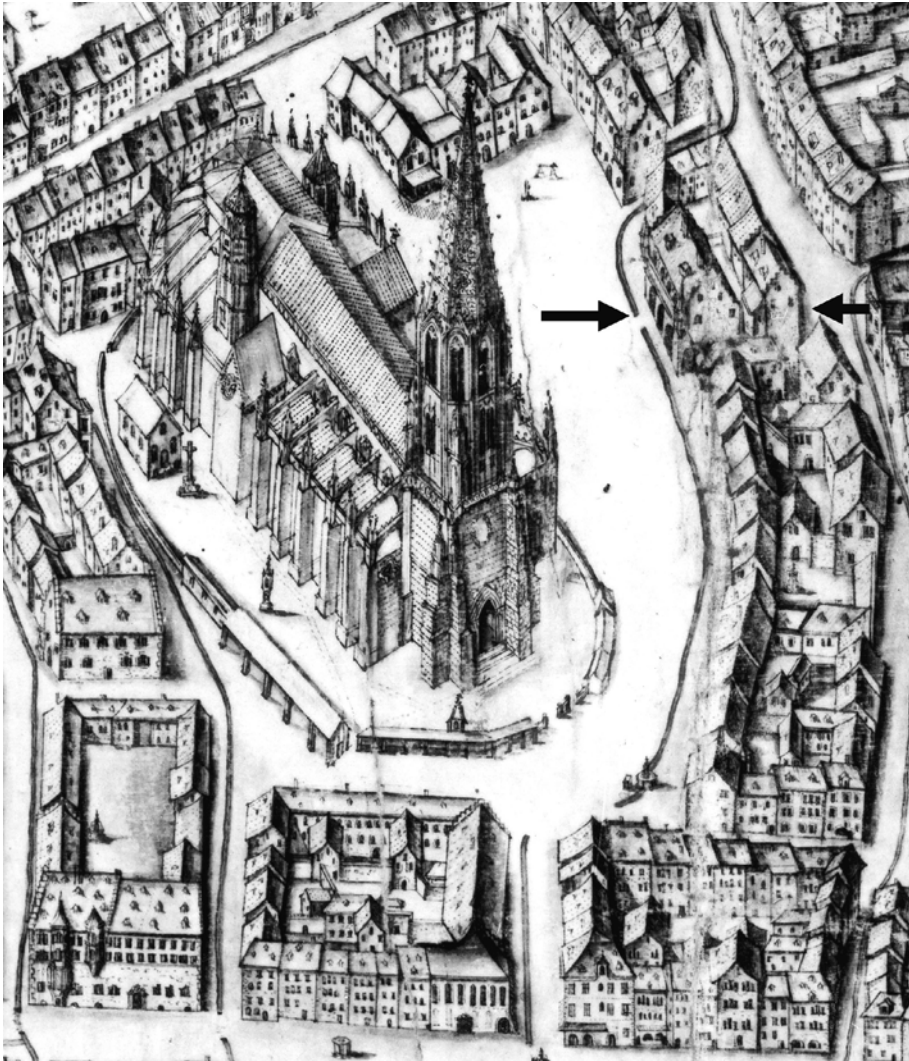


Abb. 13: Ansicht der Stadt Freiburg von Westen, Detail mit Kirchhof und Kaufhaus. Federzeichnung von 1706/13, Augustinermuseum Freiburg, Inv.-Nr. D 25/215.

die östlichen Nachbarhäuser von Joachim Glaser und Konrad Kistlers Erben und baute hier das Salzhaus (zum Platz) und die Wohnung des Kaufhaußschreibers ein (zur Schusterstraße).²⁸ 1538u beschließt der Stadtrat, das *Salzhaus ins alt hus neben dem koufhus* einzurichten.²⁹ In den Folgejahren werden immer wieder Handwerksarbeiten im Kaufhaus erwähnt, so bringt 1540 der Kesselschmied Jörg Geisser die *langen kener vornen am kaufhus mit zweien dra-*

²⁸ HEFELE, Baugeschichte (wie Anm. 23), S. 6. Die Stadt war 1496 in den Besitz des lukrativen Salzmonopols gekommen (BIRKENMAIER, Das Freiburger Kaufhaus [wie Anm. 12], S. 147).

²⁹ HEFELE, Baugeschichte (wie Anm. 23), S. 6; LÖBBECKE, Das Haus „Zum Schönen Eck“ (wie Anm. 9), S. 17.

chenköpfen an (Wasserspeier).³⁰ Drei Jahre später werden der Weinkeller, die Küche und die Große Stube neu ausgestattet. In die Stube bringt man ein Büffet aus dem kurz zuvor aufgelösten Freiburger Antoniterkloster (Salzstraße 49/51 und Herrenstraße 60/62). Schließlich wurden die Fassaden und die Räume im Obergeschoss des Alt- und Neubaus mit figürlicher und dekorativer Renaissancemalerei verziert.³¹ In der Fassade zur Schusterstraße fanden sich bei der jüngsten Sanierung noch Verputzreste mit schwarzen Zierstrichen auf der Hausecke und sandsteinrote Farbfassungen an den Fenstergewänden.

In der Neufassung des Grundsteuerbuchs von 1565 wird nun vom *Vorderen* und *Hinteren Kaufhaus* gesprochen.³² Und so ist es auch zwei Jahrzehnte später auf der großen Stadtansicht von Westen dargestellt: Die beiden Hauptgebäude am Platz und an der Schusterstraße sind deutlich zu erkennen, ebenso wie ihre Stufengiebel und einer der beiden Wendeltreppentürme (Abb. 12).³³ Dargestellt ist vor allem die Schauseite mit den vier Arkaden samt Balkon, Ecktürmchen und Standfiguren, dagegen sind die Fenster vereinfacht und die Fassadenmalereien gar nicht wiedergegeben. In der Seitenfront zur Kaufhausgasse sind im Obergeschoss drei Staffelfenster mit durchlaufender Fensterbank erkennbar. Die Fenster waren dort nie vorhanden. Vielmehr scheint sich der Kupferstecher Gregorius Sickinger an den in drei Gruppen angeordneten Obergeschoss-Fenstern zur Schusterstraße orientiert zu haben. Die konnte er wegen der Westperspektive der Stadtansicht nicht zeigen. Er verschob sie an die Seitenfassade – die Wiedergabe der charakteristischen Staffelfenster der Straßenfront war offensichtlich wichtiger als eine korrekte Ansicht. Mehr an der Realität orientierte sich der Zeichner der 120 Jahre jüngeren Ansicht (Abb. 13).

Spätere Umbauten

Bevor die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auch Freiburg trafen, ließ der Rat 1629–1631 den großen Saal im „Neuen Kaufhaus“ modernisieren. Damals baute man die noch heute im „Kaisersaal“ vorhandene, aufwendige Stuckdecke mit Ausmalungen von Matthias Kobolt (Kobel) an. Die folgenden, kriegerischen Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts zwischen Frankreich und Österreich trafen den Oberrhein und die Stadt Freiburg schwer. Nach der Rückgabe der Stadt an Österreich 1698 begann zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine kurze Phase des Wiederaufbaus, die schon bald durch neue Kriege unterbrochen wurde. In dieser kurzen Friedenszeit wurde 1708 das Dachwerk über dem „Hinteren Kaufhaus“ vollständig erneuert und die Giebelstufen abgebrochen. Auch die Straßenfassade wurde im 18. Jahrhundert in barocker Ma-

³⁰ HEFELE, Baugeschichte (wie Anm. 23), S. 7.

³¹ Die bei Sanierungsarbeiten im 20. Jahrhundert aufgedeckten Malereien dürften teilweise noch unter einer Schutzschicht vorhanden sein, vgl. KARL GRUBER, Die Instandsetzung des Kaufhauses in Freiburg i. Br., in: Die bauliche Entwicklung von Freiburg i. Br. im Mittelalter (Denkmalpflege und Heimatschutz 27), hg. von ERNST HAMM, Berlin 1925, S. 10–22, hier S. 18; FRIEDRICH KEMPF, Zur Baugeschichte des Freiburger Kaufhauses, in: Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg 38 (1925), S. 177–184; HEFELE, Baugeschichte (wie Anm. 23), S. 7 und MAXIMILIAN KOLLOFRATH, Rathaus – Kaufhaus – Kornhaus. Drei alte Freiburger Bürgerhäuser, in: Einwohnerbuch der Stadt Freiburg i. Br. 1953, S. 20–36, hier S. 33.

³² StadtAF (wie Anm. 3).

³³ Freiburgum – Freiburg: Ansichten einer Stadt. Ausstellung des Augustinermuseums anlässlich der 875-Jahr-Feier der Stadt Freiburg im Breisgau vom 21.10.1995 bis 7.1.1996, Waldkirch 1995, S. 94 f. und S. 121.



Abb. 14: Als Baumaterial wiederverwendete Werksteine (Gewändestücke) in der barocken Zusetzung der spätgotischen Fensteröffnungen. Foto: Frank Löbbcke, 2010.

nier modernisiert: Statt des spätgotischen Fensterbandes mit durchlaufenden Steingesimsen wurden nun segmentbogige Einzelfenster eingebaut, die schmäler, aber höher sind als die bisherigen Staffelfenster (Abb. 4, 9 und 16c). Außerdem weisen sie keine steinernen Pfosten und Kämpfer mehr auf, so dass wesentlich mehr Licht hineingelangt. Im Mauerwerk, mit dem die älteren, breiteren Fensteröffnungen vermauert wurden, fanden sich mehrere wiederverwendete Werksteine wie Gesims- und Gewändestücke sowie ein Steinmörser (Abb. 14 und 15). Die beiden Obergeschossfenster im westlichen Eckhaus (Bauteil A) wurden erst später umgebaut und die Fenster im Erdgeschoss behielt man sogar bei, allerdings wurden sie teilweise nach unten vergrößert und ihrer Fensterpfosten beraubt. Damals dürften auch die beiden Schwibbögen eingebaut worden sein, mit denen sich die Giebelwände zum Kaufhausgässle gegenseitig aussteifen. Die Wandnische neben dem unteren Schwibbogen diente vermutlich zum Einstellen eines Lichts zur Beleuchtung der engen, dunklen Gasse.

Auch die Raumstruktur im Inneren des „Hinteren Kaufhauses“ wurde modernisiert, indem statt der großen, die ganze Haustiefe einnehmenden Obergeschoss-Säle einzelne Zimmer mit Vorräumen und Fluren eingebaut wurden. Das Eckzimmer erhielt einen Ofen, dessen Kamin schlot mittig im Westgiebel nach oben steigt (Abb. 5). Dafür wurde das oberste Giebelfenster zur Seite versetzt und ein kleines Schlitzfenster eingefügt. Das Fenster des Eckraums zur Seitengasse wurde damals kostengünstig modernisiert, indem man lediglich den geraden, gotischen Sturz durch einen barocken Segmentbogen ersetzte. 1751 wurden die Räume im Obergeschoss des „Alten Kaufhauses“ von Franz Anton Vogel aus Wessobrunn mit Rokoko-Stuckaturen versehen.³⁴

³⁴ HEFELE, Baugeschichte (wie Anm. 23), S. 15 f.



Abb. 15: Als Baumaterial wiederverwendeter Mörser (Pfeil), neben einem vermauerten spätgotischen Fensterpfosten. Foto: Frank Löbbbecke, 2010.

Nach Wegfall des städtischen Salzmonopols baute man 1776 das benachbarte Salzhaus zu dem noch heute vorhandenen „Redoutenhaus“ (auch „Ball- oder Schankhaus“) um. Noch im gleichen Jahr findet im angrenzenden, großen Saal der erste Ball statt („Redoute“). Ein Jahr später wird in einem „Beschrieb der Realitäten der k. k. vorderösterreichischen Stadt Freiburg“³⁵ für das Kaufhaus aufgelistet, dass dort Waren gelagert und gewogen werden und der Kaufhauszoll eingezogen wird. Im Haus befinden sich unter anderem das *Säcklamtszimmer* (Steuer- und Finanzverwaltung), ein *Archiv und einige Gewölbe* sowie die Dienstwohnung des Kaufhauszöllners. Besonders erwähnt wird der *Redoutensaal*. Zehntwein lagert im Keller, außerdem sind mehrere Keller verpachtet, davon einer an einen Eisenwarenhändler. Ein wenig jüngeres Verzeichnis der städtischen Immobilien beschreibt das Bauensemble folgendermaßen: *Städtisches kauf- und amtshaus auf dem Münsterplatz. Ein altes gebäu von mauerwerck, aber gut, mit einer halle von stein, einem mittelmässigen hof, rings herum eingeschlossen; Städtisches Ballhaus auf dem Münsterplatz an das kaufhaus angebaut.*³⁶

³⁵ Beschrieb der Realitäten der k. k. vorderösterreichischen Stadt Freiburg ... 1777 (StadtAF C 1 Bausachen 5 fol. 1 v–2v).

³⁶ Verzeichnis deren in der kays. königl. V. O. Stadt Freyburg und anderswo sich befindlichen Kommunitäts Häuser ... pro 1784 (StadtAF C 1 Bausachen 5 fol. 1 v–2r).

1814 wird die Platzfassade durch den Freiburger Kunstmaler Simon Göser neu bemalt und drei Jahre später die Straßenseite erneuert (Abb. 4). Damals wurde nach Meinung des Stadtbaumeisters Karl Gruber „das alte Portal nach der Schusterstraße in sehr gefühlloser und nüchterner Weise durch ein neues ersetzt“.³⁷ Dieses Portal wurde 1924 seinerseits durch ein „gefälligeres“ ausgetauscht (Abb. 4 und 16d). Außerdem befanden sich „die spätgotischen Fassadenteile ... zum Teil in einem so fortgeschrittenen Zustand der Zerstörung, dass sie vielfach von Grund aus erneuert werden mussten. Diese Erneuerung konnte getrost der Freiburger Münsterbauhütte anvertraut und in die Hände des erfahrenen Münsterbaumeisters Münzer gelegt werden“, schreibt Gruber zur Sanierung 1924/25. „Dabei wurden alle Bauteile, bei denen die Verwitterung alle Anhaltspunkte zerstört hat, wie z. B. das kleine Portal in den Hof nach Freiburger Vorbildern aus derselben Zeit ergänzt. Die neuen Teile wurden signiert, die alten wurden dem Augustiner-Museum überwiesen“.³⁸ Im Depot des damals gerade neu gegründeten städtischen Museums mussten sich demnach noch Originalstücke des Kaufhauses finden.

Der Umbau zu Wohnungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Einzug der Sparkasse 1855 (Kassenräume bis 1911) führten zu einschneidenden Veränderungen im Inneren. So wurden im oberen Gewölberaum des Archivanbaus eine Küche eingerichtet (Fenster mit Schüttstein) und weitere Fenster zum Hof eingebrochen. Die Fenster im Giebelspitz mauerte man dagegen zu.

Das Freiburger Kaufhaus – Vergleich und Einordnung

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden in vielen Städten der Region kommunale Kaufhäuser neu geschaffen oder baulich aufgewertet, so in Straßburg („Ancienne Douane“, 1358), Basel (1376–1378), Freiburg im Breisgau (vor 1378), Überlingen („Greth“, 1382d, Erstnennung 1288) und Konstanz („Konzil“, 1388–1390). Neben dem Gewinn der Zollhoheit und anderer Privilegien sowie der Zunahme des spätmittelalterlichen Handels, der von verfallenden Agrarpreisen profitierte, dürfte auch die Professionalisierung der städtischen (Finanz-)Verwaltung zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Obwohl sich Freiburg in die Reihe dieser Kaufhausgründungen einreihet, kann es doch offensichtlich nicht so vom Handel profitieren wie die Städte auf der verkehrsreichen westlichen Seite des Rheins oder im Bodenseeraum. Vielmehr trifft die Agrarkrise des 14. und 15. Jahrhunderts die Stadt schwer – Freiburg war damals offensichtlich eher ein agrarisch geprägtes, regionales Marktzentrum denn eine Fernhandelsstadt.³⁹

Das Baseler Kaufhaus lag in der Talstadt zwischen Freier Straße und Gerbergasse in unmittelbarer Nähe zum Marktplatz und zu den Zunfthäusern, aber ohne direkte Verbindung zum Rathaus. Grund für die Trennung dürfte das wesentlich höhere Alter des Rathauses, das lange vor der städtischen Zollhoheit entstand, und die fehlenden Erweiterungsmöglichkeiten am Rathaus gewesen sein.⁴⁰ Das Kaufhaus wurde 1557 um ein Nachbarhaus erweitert. Bis zum Abriss

³⁷ GRUBER, Instandsetzung (wie Anm. 31), S. 13.

³⁸ Ebd., S. 22.

³⁹ EBERHARD GOTHEIN, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften, Bd. 1: Städte und Gewerbe-geschichte, Straßburg 1892, S. 92; GERCHOW, Freiburger Wirtschaft (wie Anm. 19), S. 180–183.

⁴⁰ MARTIN MÖHLE, Rathaus – Zunfthaus – Kaufhaus in Basel, in: Rathäuser und andere kommunale Bauten, hg. von MICHAEL GOER (Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 60, zgl. Beiträge zur Architektur- und Kulturgeschichte, Bd. 6), Marburg 2010, S. 307–319, hier S. 315.



Abb. 16a: Freiburg, Historisches Kaufhaus – Rekonstruktion der Straßenfassade im 13. Jahrhundert. Plan: Frank Löbbbecke, 2010.

1852 war erkennbar, dass der Nordflügel an der Freien Straße aus älteren Bürgerhäusern bestand, die im 16. und 18. Jahrhundert teilweise umgebaut wurden. Der Südflügel war dagegen 1572 weitgehend neu als zweigeschossiger Baukörper mit spätgotischem Portal und großer Halle im Erdgeschoss erstellt worden. Den langgestreckten Hof, für den die hier fließende Birsig überbaut wurde, war zu beiden Seiten von zweigeschossigen Nutzbauten umgeben.

Ungleich repräsentativer ist das große Kaufhaus von Konstanz („Konzil“, Grundfläche 23,5 x 53,5 m). Es überragt die seeseitige Stadtmauer und hatte einen eigenen Anlegesteg, weitere Stege lagen seitlich am Damm- und Fischertor. Der Bau war weithin sichtbar und direkt von anliegenden Schiffen aus erreichbar.⁴¹ Der mächtige, zweigeschossige Saalbau wird optisch erhöht, indem der erste Dachstock (1390d) dreiseitig als vorkragendes Vollgeschoss gestaltet wurde. Große, ungeteilte Hallen liegen im Erd- und Obergeschoss. Ab 1540 wurde der „Damm“

⁴¹ GERHARD NAGEL, Das mittelalterliche Kaufhaus und seine Stellung in der Stadt. Eine baugeschichtliche Untersuchung an südwestdeutschen Beispielen, Berlin 1971, S. 122–140.

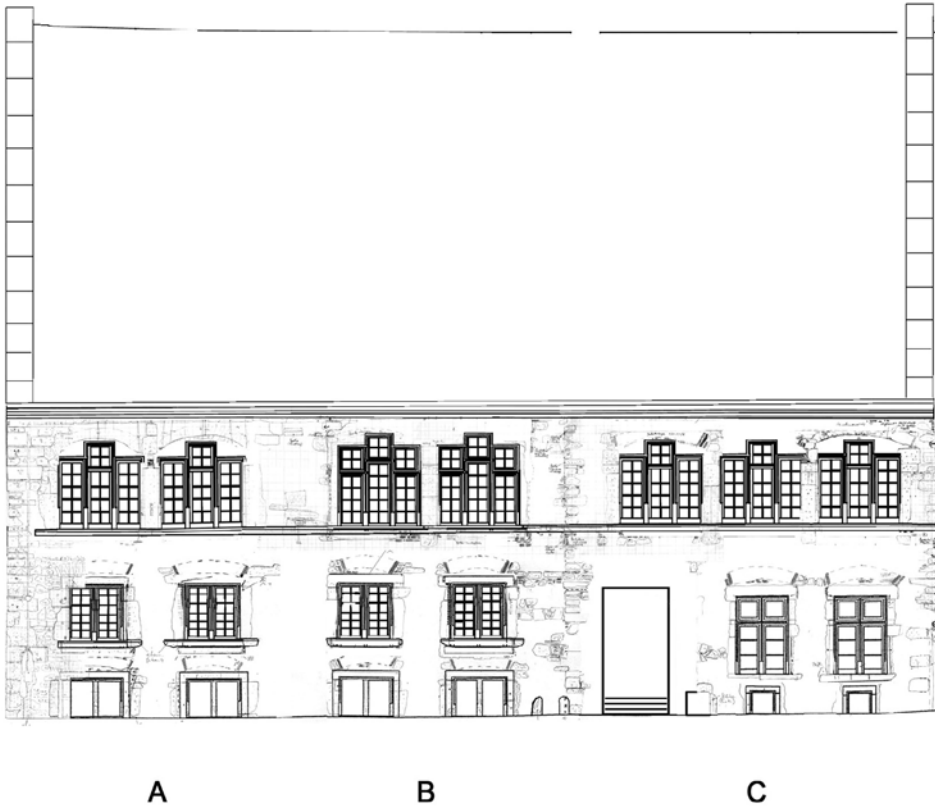


Abb. 16b: Freiburg, Historisches Kaufhaus – Rekonstruktion der Straßenfassade im 16. Jahrhundert. Plan: Frank Löbbecke, 2010.

vor dem Kaufhaus aufgeschüttet, es entstand eine künstliche Hafenplattform. Im Kaufhaus wurde vor allem der Leinwandhandel mit Oberitalien abgewickelt, aber auch der Handel mit Wein und anderen Gütern. Die Stadtwaage war hier untergebracht sowie das Eich-, Zoll-, Hafen- und Steueramt. Für die wachsende Verwaltung wurde das „Nüwe Hus“ im 16. Jahrhundert seitlich angebaut und am benachbarten Fischertor das „Steuerhaus“ erbaut.⁴² Nahe gelegen waren das Kornhaus („Unteres Kornhaus“, ehemals auf der Marktstätte) und das 1484 neu errichtete Rathaus („Altes Rathaus“) am Fischmarkt, wo auch der „Pfennigturm“ stand (Tresor der Stadtkasse, 1450). Ähnlich exponiert lagen die Kaufhäuser („Greth“) auch in anderen Hafenstädten wie Stein am Rhein oder Überlingen.⁴³

Exponiert oder auch nur verkehrsgünstig lag das Freiburger Kaufhaus nicht. Viel mehr stand der alte Kern des Gebäudekomplexes in der Schusterstraße, abgerückt von der Marktstraße

⁴² NAGEL, Das mittelalterliche Kaufhaus (wie Anm. 41), S. 133–138; GEORG DEHIO, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg, Bd. 2, Eintrag „Konstanz“, bearb. von LEO SCHMID, München/Berlin 1997, S. 384 f.

⁴³ STEFAN UHL, Die „Greth“ in Überlingen, in: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 4 (1999), S. 259–299.

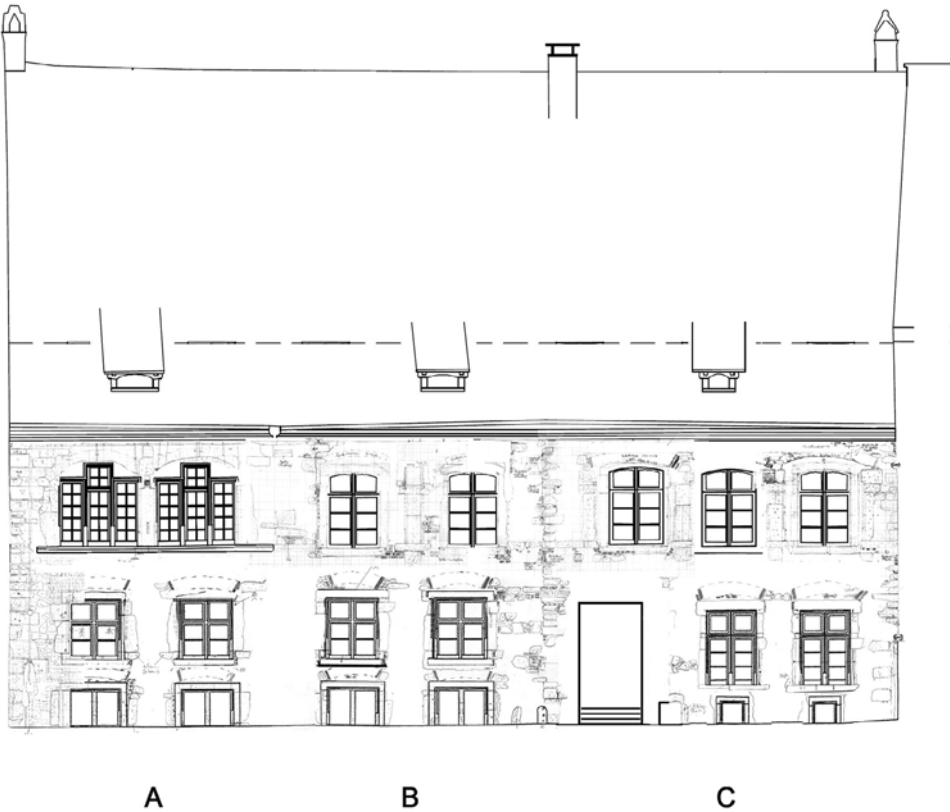


Abb. 16c: Freiburg, Historisches Kaufhaus – Rekonstruktion der Straßenfassade im 18. Jahrhundert. Plan: Frank Löbbbecke, 2010.

(Kaiser-Joseph-Straße) und weit entfernt vom Rathaus („Gerichtslaube“) und der städtischen Kanzlei („Altes Rathaus“). Immerhin erstreckte sich das Grundstück bis zum Kirchhof. Dieser rückseitige Zugang ermöglichte – über den nicht als Friedhof genutzten Teil des heutigen Münsterplatzes – eine Verbindung zur Marktstraße, zum Kornmarkt (im Nordwesten des Platzes) und zu den Verkaufsständen an der Kirchhofmauer und dem Heilig-Geist-Spital („Lugstühle“, Abb. 2). Man hat sich zunächst, wie in Basel, mit dem Ankauf von benachbarten Bürgerhäusern begnügt, die mit Mauerdurchbrüchen untereinander verbunden wurden (Abb. 16a). Hofseitig standen wohl weitere Nutzbauten. Für die Warenlagerung und die Finanzverwaltung der Stadt scheint der Platz zunächst ausgereicht zu haben.

Nachdem der Versuch, das Kaufhaus an die Marktstraße zu verlegen, scheiterte, ging man ab 1515 daran, das hochmittelalterliche „Alte Kaufhaus“ zu modernisieren und zu vergrößern. Zunächst erhielt der Altbau an der Schusterstraße neue, spätgotische Fassaden zur Straße und zum Hof, eine aufwendige Innenausstattung im Obergeschoss und eine neue Erschließung durch eine hofseitige Wendeltreppe (Abb. 16b). Ab 1520 ließ die Stadt das „Neue Kaufhaus“

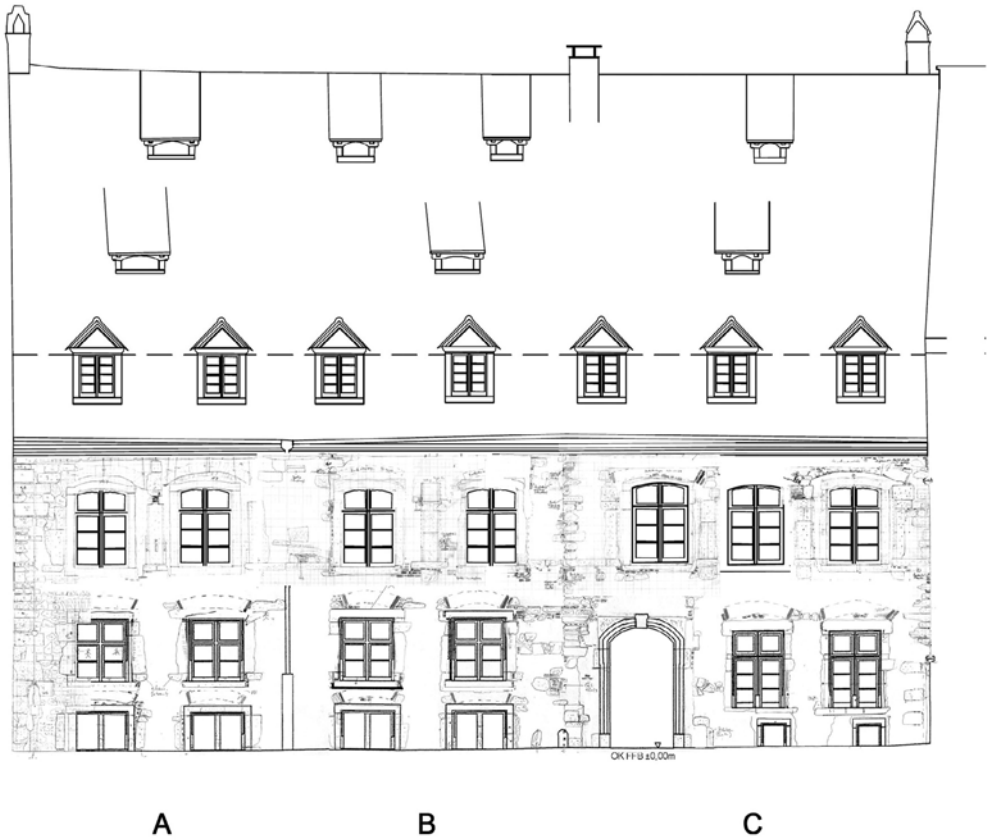


Abb. 16d: Freiburg, Historisches Kaufhaus – Straßenfassade 2010 (Baubefund nach Putzentfernung). Plan: Frank Löbbbecke, 2010.

als Nordflügel am Kirchhof, dem heutigen Münsterplatz, errichten. Über einer offenen Laube liegt hier im Obergeschoss ein großer Fest- und Versammlungssaal und darüber ein geräumiges, dreistöckiges Dach, in dem ehemals der städtische Notvorrat an Getreide eingelagert wurde.

Der eigentliche Getreidespeicher war das ab 1498 errichtete Kornhaus auf der Nordseite des Münsterplatzes, das mit großem Obergeschosssaal auch als „Fest- und Tanzhaus der Stadt“ diente. Der Bau von Korn- und Kaufhaus mit jeweils einem großen Saal dürfte dem gestiegenen Repräsentationsbedürfnis der wirtschaftlich wieder erstarkenden Stadt geschuldet sein, die sich nicht mehr mit der zeitweisen Nutzung von Zunftstuben zufriedengeben wollte, zumal die Raumknappheit während des Freiburger Reichstages 1498 vielfach spürbar war.

In der gleichen Zeit wurden weitere große, zum Teil bis heute das Stadtbild prägende Neubauprojekte verwirklicht: so die Fertigstellung des Münsterchores (1471–1513),⁴⁴ die Errichtung

⁴⁴ THOMAS FLUM, Der spätgotische Chor des Freiburger Münsters, in: Das Freiburger Münster (wie Anm. 22), S. 71–77.

des „Stürtzel-Palais“ („Basler Hof“, 1494–1505)⁴⁵ und der Bau des Hauses „zum Walfisch“ (Franziskanerstraße 3, 1516).⁴⁶ Weitere öffentliche Großbauten entstanden in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wie die „Adler- und Pfauenburse“ („Alte Universität“, Bertoldstraße 17, 1566–1570 und 1577–1581)⁴⁷ oder der weitgehende Neubau der städtischen Kanzlei („Altes Rathaus“, Rathausplatz 2). Hier hatte man sich ebenfalls lange Zeit mit Bürgerhäusern begnügt, in deren Hinterhof das zweigeschossige Rathaus („Gerichtslaube“) stand. 1556–1561 riss man die lang gestreckten, in der Geschossmitte dunklen Vorderhäuser weitgehend ab und errichtete die gut belichtete Kanzlei.⁴⁸ Hier finden sich auch, wie am Kaufhaus, ein Staffelfensterband, eine hofseitige Wendeltreppe und Stufengiebel – typische Bestandteile repräsentativer Bauten der Zeit.⁴⁹

Mit dem Um- und Neubau des Kaufhauses im frühen 16. Jahrhundert wuchsen dem „gewerblichen und fiskalischen Amtshaus der Stadt“ weitere Funktionen zu, bedingt vor allem durch den für Repräsentation und Festivitäten geeigneten Obergeschosssaal mit Balkon zum entstehenden Münsterplatz. Im 18. Jahrhundert wird sogar das benachbarte, funktionslos gewordene Salzhaus zum „Redoutenhaus“, zum Restaurationsgebäude des Ballsaals umgestaltet.

Multifunktionalität und Anpassung an neue Gegebenheiten zeichnen sowohl das Kaufhaus wie das Kornhaus aus. Diese pragmatische Nutzung der repräsentativen Bauten für Handel und Lagerung, Verwaltung und Festivitäten und Sondernutzungen ist bezeichnend für viele kommunale Kaufhäuser in Mitteleuropa.⁵⁰

⁴⁵ ALBERT / WINGENROTH, Freiburger Bürgerhäuser (wie Anm. 24), S. 91–120.

⁴⁶ Ebd., S. 8–21.

⁴⁷ FRANK LÖBBECKE, Bürgerhäuser, Bursen und Kolleg. Ein Überblick über die neunhundertjährige Baugeschichte der „Alten Universität“, in: Freiburgs „Alte Universität“ – Wechselnde Nutzung in einer langen Geschichte (Freiburger Universitätsblätter 48, H. 2 [2009]), Freiburg 2009, S. 9–21 und DERS., Historische Daten „Alte Universität“, in: ebd., S. 217–229; HANNE HOERNSTEIN, Die „Sattelgasse an der siten zem pfowen“ – Bursenzeitliche Baubefunde in der Alten Universität, in: ebd., S. 33–39.

⁴⁸ Archäologische Baubegleitung der energetischen Sanierung des Alten Rathauses 2009 durch den Autor im Auftrag der Stadt Freiburg.

⁴⁹ THOMAS LUTZ, Bauliche Repräsentationsformen an Basler Stadthäusern des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Kunst und Architektur in der Schweiz 3/4 (1998), S. 15–26; FRANK LÖBBECKE, Wohnen und Repräsentieren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Die Häuser zweier Freiburger Ratsherren, in: Spätmittelalter am Oberrhein (Große Landesausstellung Baden-Württemberg), Teil 2: Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525, Bd. 2: Aufsatzband, hg. von SÖNKE LORENZ, Stuttgart 2001, S. 341–344; MATTHIAS UNTERMANN, Das städtische Wohnhaus, in: ebd., S. 335–340.

⁵⁰ STEFAN UHL, Kaufhaus – Kornhaus – Rathaus. Zum Wechselspiel zwischen städtischen Funktionsgebäuden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, in: Rathäuser (wie Anm. 40), S. 379–397.

Historische Daten zum Kaufhausbau

1208d	Errichtung von Bauteil C (Balkenlage im UG)
1364u	Haus des Jakob Ederlin, zwischen Wammersgasse und Kirchhof (Bauteil C)
1368	Herrschaftswechsel der Stadt Freiburg
1378u	Erstnennung des „koufhus“ im ältesten Ratsbesetzungsbuch
1505u	Ratsbeschluss zum Neubau des Kaufhauses
1514/15	Verlegung des Friedhofs um das Münster an die Nikolauskirche in der nördlichen Vorstadt
1515	Planungen, das Kaufhaus in das Heilig-Geist-Spital (Kaiser-Joseph-Straße 175/177) zu verlegen, scheitern
1517u	Ankauf des nordwestlichen Eckhauses von Münsterkaplan Johannes Funk für 110 Gulden
1518i	hofseitige Wendeltreppe zum Kaminsaal (Bauteil B)
um 1520–1532	Bau des „Neuen Kaufhauses“ (Münsterplatz 24)
1520u	Zahlung an Bildhauer Sixt von Staufen, wohl für Statuen an Schaufassade
1526i	Brunnen am Kaufhaus (Replik 1990 ohne Brunnenschale in Schusterstraße aufgestellt)
1527/28	Rechnung für den Innenausbau des „Neuen Kaufhauses“
1530u	Ankauf der östlichen Nachbarhäuser und Umbau zum Salzhaus (Münsterplatz 26) und zur Wohnung des Amtsschreibers (Schusterstraße 21)
1532u	Zahlung an Bildhauer Sixt von Staufen, wohl für Wappenschmuck an Eckerker
1532i	Wendeltreppe im Nordosten des Hofes (Bauteil F)
1538u	„Salzhaus ins alt hus neben dem koufhus“
1538i	Verbindungsstür zwischen Salz- und Kaufhaus
1540	Rechnung von Kesselschmied Jörg Geisser, wohl für kupferne Wasserspeier
1543u	Ausstattung des Weinkellers, der Küche und der Großen Stube, dort ein Büffet aus dem Antoniterkloster
1547–1555u	Rechnungen über Bücherkisten, Bücherketten, eisenbeschlagene Läden und Tür für das (Archiv-)Gewölbe im Kaufhaus
1549	14 neue Weinfässer zu 14 Saum (um 1800 entsprachen 14 Saum ca. 1.820 Litern)
1550	Einbau des Balkons zum Münsterplatz durch Steinmetz und Stadtwerkmeister Jörg Sorger
1561/62	Umbau neues Häuslein am Kaufhaus (Schusterstr. 21)
1565	Herrschaftsrechtbuch: Vorderes und Hinteres Kaufhaus
2. H. 16. Jh.	Hoffassaden reich bemalt mit Fresken
1629–1632	Einbau der Stuckdecke im großen Saal („Kaisersaal“) und Ausmalung durch Matthias Kobolt
1630u	neue Trotte im Kaufhaus
1708d	Dachwerk über den straßenseitigen Bauteilen A–C
1713	Schäden bei Beschießung der Stadt
1743	Trotte im Kaufhaus
1744	Schäden bei Beschießung der Stadt

1751	Decken-Stuckaturen im Obergeschoss des „Alten Kaufhauses“ von Franz Anton Vogel aus Wessobrunn
1753u	Abbruch der alten Magazine im Kaufhaus und Neubau
1776u	Abbruch des Salzhauses und Neubau als Redouten-Schankhaus/Ballhaus, erste Redoute (Ball) im „Redoutenhaus“ (ehemaliges Salzhaus)
1783/85u	teilweise Wiederherstellung der Dachwerke
1784	Gutachten vom Pater Th. Rinderle für eine neue Waage
1805	Erneuerung von Kran und Waagen
1812	Schließung des großen Welschkamins und Einbau von Eisenöfen („Kaisersaal“)
1814	Neubemalung der Platzfassade durch Simon Göser
1817	Ausbesserung der Fassade zur Schusterstraße
1825/25	Räumung Sickergrube unter NO-Wendeltreppe
1836	Abbruch des Warenaufzugs zum Kaufhausgässle
1851	Einbau der Steinbänke in der Gewölbehalle zum Münsterplatz
1852	Einbau von Gasbeleuchtung
1855	Sparkasse im OG (bis 1911), im EG Wohnungen ⁵¹
1876	Festbankett für Kaiser Wilhelm I. im großen Saal, seitdem „Kaisersaal“ genannt
1878	Einbau der historistischen „Stube“ des Breisgau-Geschichtsvereins im 2. Obergeschoss des „Redoutenhauses“
1880–1884	Restaurierung und historistischer Umbau
1885	Erste überlieferte maßstäbliche Ansichten, Grundrisse und Schnitte des Kaufhauses (Kanalisationsakten, Eigenbetrieb Stadtentwässerung Freiburg)
1924–1925	Gesamtsanierung, teilweise Rückbau der historistischen Umbauten
1947–1951	Kaufhaus dient als Parlamentsgebäude des Landes Baden
1987–1991	Sanierung

Datierung: d = dendrochronologisch, i = inschriftlich, u = urkundlich; die übrigen Datierungen bis 1884 nach HEFELE, Baugeschichte (wie Anm. 23).

⁵¹ JOSEF WYSOCKI, Waisch, wo der Weg zuem Gulden isch? Jubiläumsschrift zum 150jährigen Bestehen der Öffentlichen Sparkasse Freiburg, Freiburg 1976, S. 121.

Georg Michael Kraft und die Anfänge der Freiburger Ur- und Frühgeschichte*

Andrea Bräuning

Vor 80 Jahren übertrug man Georg Kraft zum 1. Juli 1930 offiziell die Leitung der archäologischen Denkmalpflege für Südbaden. Diesen Beschluss, der sich in den Akten des Denkmalpflegereferats in Freiburg findet, fasste der Ausschuss für Ur- und Frühgeschichte Badens am 30. Juni 1930. Als 1922 das Ministerium die staatliche Denkmalpflege auf dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichte neu organisierte und den Ausschuss für Ur- und Frühgeschichte schuf, übernahm Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Deecke (1862–1934), von Haus aus Geologe, dessen Geschäftsführung. Er fungierte als wissenschaftlicher Berater des Ministeriums, unterbreitete Vorschläge bezüglich des Ausgrabungsprogramms und für die Bestellung der ehrenamtlich tätigen Pfleger. Rückblickend betrachtet hat Deecke die Anfänge für eine funktionierende Denkmalpflege gelegt, die Georg Kraft 1926 aufgegriffen und in eigener Regie weiterentwickelt hat.

Georg Kraft (1894–1944) war nicht nur der erste Prähistoriker, der das Amt für Denkmalpflege in Freiburg leitete und aufbaute, sondern auch der Gründer des Museums für Ur- und Frühgeschichte und der erste Fachmann, der das Fach Ur- und Frühgeschichte seit 1927 an der Universität Freiburg lehrte. Die Ur- und Frühgeschichte gehörte damals zur Naturwissenschaftlichen Fakultät und emanzipierte sich in der Weimarer Zeit zunehmend von ihren Herkunftsinstitutionen, in der Regel waren dies die Lehrstühle für Geologie oder Anthropologie. Diese Entwicklung zeichnete sich auch in Freiburg ab und fand mit dem Fakultätswechsel zum 1. April 1937 ihr Ende, als das Museum für Ur- und Frühgeschichte zusammen mit der Denkmalpflege und mit Kraft als seinem Leiter in die Philosophische Fakultät eingegliedert wurde. Obwohl Kraft zu den wissenschaftlichen Pionieren unseres Faches gehörte, ist über ihn – außer in Nachrufen aus der Feder von Wolfgang



Abb. 1: Georg Kraft, 1926. Foto: Privatarhiv Susanne Kraft.

* Dieser Aufsatz ist meinem Kollegen und Freund Helmut Schlichtherle zum 60. Geburtstag gewidmet.

Kimmig (1910–2001), seinem zeitweiligen Schüler, Ziehsohn und Nachfolger¹ – lange Zeit wenig geforscht und geschrieben worden. Kraft gehörte zu den anerkannten Prähistorikern seiner Zeit, er pflegte eine umfangreiche Korrespondenz mit den Fachkollegen in Deutschland und Europa. Mit ihm fassten die Siedlungsarchäologie und die Naturwissenschaften in der Denkmalpflege Südbadens Fuß. Seine Ansätze waren für die damalige Zeit weit vorausschauend und wurden u. a. in den 1950er Jahren von Georg Kossack (1923–2004) wieder aufgegriffen. 1933 wurde er zum korrespondierenden Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts ernannt. Erst im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der Rolle der Ur- und Frühgeschichte während des Dritten Reiches unter Heiko Steuer im Rahmen eines Sonderforschungsbereichs² wurden auch die Universität Freiburg und die Denkmalpflege und damit das Wirken von Kraft Gegenstand der Forschung.³ Die Gründungsgeschichte der drei Institutionen ist Dank der Arbeit von Hubert Fehr⁴ wieder ins Gedächtnis gerufen worden. Das Hauptaugenmerk meines Beitrags liegt auf der biographischen Darstellung von Kraft. Ihm war es nicht vergönnt, dass zu seinen Lebzeiten eine ordentliche Professur für sein Fach in Freiburg geschaffen und mit ihm besetzt wurde. In den Augen Krafts war dies wohl ein persönliches Scheitern, vor allem auch, da sich gerade im Dritten Reich ein rapider Zuwachs an Lehrstühlen für Ur- und Frühgeschichte vollzog.⁵

¹ WOLFGANG KIMMIG, Georg Kraft (1894–1944), in: *Badische Fundberichte* 17 (1941–1947), S. 17–28.; DERS., Nachruf Georg Kraft, in: *Mitteilungen für Naturkunde und Naturschutz*, N. F. 5 (1948–1952), S. 98 f. Zusammenfassungen finden sich bei ALBRECHT DAUBER, *Zur Geschichte der archäologischen Denkmalpflege in Baden*, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 12 (1983), S. 47–51 und bei EDWARD SANGMEISTER, *Zur Geschichte der archäologischen Forschung in Baden*, in: *Zeitspuren. Archäologisches aus Baden*, hg. von DEMS. (*Archäologische Nachrichten aus Baden*, Bd. 50), Freiburg 1993, S. 8–20.

² „Ethnische Einheiten im frühgeschichtlichen Europa. Archäologische Forschung und ihre Instrumentalisierung“ wurde im Freiburger Sonderforschungsbereich 541 „Identitäten und Alteritäten“ (Projektförderung von 1997 bis 2003) behandelt.

³ ANNE-MARIE ADAM u. a., *L'archéologie en Alsace et en Moselle au temps de l'annexion (1940–1944)*, Straßburg/Metz 2002; HUBERT FEHR, *Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschichte* (unpublizierte Dissertation), Freiburg 2002. Inzwischen – nach Fertigstellung dieses Manuskripts – publiziert unter dem Titel: HUBERT FEHR, *Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschichte* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 68), Berlin/New York 2010, allerdings ohne das Kapitel zu Kraft. HUBERT FEHR, *Ur- und Frühgeschichte*, in: *Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920–1960. Mitglieder, Strukturen, Vernetzungen*, hg. von ECKHARD WIRBELAUER (*Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*, N. F. 1), Freiburg/München 2006, S. 532–556; *Archéologie nazie en Europe d'Ouest – Nazi-Archäologie in Westeuropa. Actes de la Table Ronde Internationale „Blut und Boden“ tenue à Lyon (Rhône) dans le cadre du 10^e congrès de la European Association of Archaeologists (EAA), les 8 et 9 septembre 2004*, hg. von JEAN-PIERRE LEGRENDRE, LAURENT OLIVIER und BERNADETTE SCHNITZLER (*Congrès de la European Association of Archaeologists*, Bd. 10), Gollion 2007.

⁴ Hubert Fehr hat im Rahmen des genannten Forschungsbereichs den zeitgeschichtlichen Hintergrund in einem umfassenden Quellenstudium in einer Arbeit über die Ur- und Frühgeschichte der Philosophischen Fakultät und in seiner Dissertation „Germanen und Romanen im Merowingerreich“ beleuchtet und bewertet. Ein großes Kapitel befasst sich mit dem „frühmittelalterlichen Gräberfeld von Mengen und der Volkstumforschung am Oberrhein“. Für die Überlassung seines ungedruckten Manuskripts und zahlreicher Hinweise sei ihm an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.

⁵ 1902 gab es einen Lehrstuhl, 1929 existierten bereits sechs Lehrstühle für Urgeschichte, 1934 waren es 13 und 1942 25 ordentliche und außerordentliche Lehrstühle, bzw. 23 selbständige Institute. WOLFGANG PAPE, *Zur Entwicklung des Faches Ur- und Frühgeschichte in Deutschland bis 1945*, in: *Prähistorie und Nationalsozialismus, Die mittel- und ostdeutsche Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945*, hg. von ACHIM LEUBE (*Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*, Bd. 2), Heidelberg 2002, S. 163–226 mit Abb. 5 und 7.

Quellenlage

Für meine Arbeit konnte ich Akten aus dem Bundesarchiv Lichtenfelde und dem Berlin Document Center (BAB/BDC), dem Staatsarchiv Freiburg (STAF), dem Stadtarchiv Freiburg (StadtA Freiburg) und den Universitätsarchiven Freiburg (UAF) und Tübingen (UATü) einsehen. Ferner finden sich bei den Herkunftsinstitutionen, dem Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg (ehemaliges Landesdenkmalamt) und dem Institut für Archäologische Wissenschaften (ehemals Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters) zahlreiche, unaufbereitete Unterlagen und Briefwechsel, zu denen auch Fehr Zugang hatte. Letzteres führt alleine 15 Aktenordner Korrespondenz. Die Gesamtkorrespondenz wurde nach dem Krieg mit der Trennung von Denkmalamt und Institut untereinander aufgeteilt und bedarf dringendst einer archivarisches Erschließung. Auf den Briefwechsel von Kraft mit Hans Reinerth (1900–1990), der sich im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen befindet, wies mich Guntram Schöbel hin. Persönliche Auskünfte und Bildmaterial erhielt ich von Susanne Kraft, Korntal. Die Auswertung aller Quellen wäre sicher eine lohnende Aufgabe. Bisher fand der umfangreiche Schriftwechsel nur selektiv Verwendung. Die Briefe unterscheiden sich in der Anrede zwischen „Verehrter Herr Kollege“, „sehr geehrter Herr“, „Lieber Herr“ und zeigen deutlich Wertschätzung, aber auch Distanz in der Wahl der Anrede. Die prähistorische Autorität des Faches, Gero von Merhart (1866–1959), wird z. B. mit „lieber Herr v. Merhart“ angesprochen, der Staatliche Denkmalpfleger und Landeskonservator für Württemberg, Peter Goessler (1872–1956), mit „Verehrter Herr Kollege“. Eine zusammenfassende Kurzbiographie Krafts erscheint⁶ voraussichtlich 2011 im nächsten Band der Badischen Biographien.

Studium und Assistenz in Tübingen

Kraft, geboren am 11. März 1894 als dritter von fünf Brüdern in Bad Neuenahr, stammte aus einem protestantischen Elternhaus. Zwei seiner Geschwister starben bereits im Kindesalter. Sein Vater, Karlshöher Diakon, und dessen Frau waren als Hauseltern in verschiedenen kirchlichen Einrichtungen tätig. Die „Karlshöhe Ludwigsburg“ wurde 1876 von evangelischen Christen als „Brüder- und Kinderanstalt“ gegründet. Vernachlässigte und verwaiste Kinder wurden in kleinen familienähnlichen Gruppen untergebracht und von „Brüdern“, später Diakone genannt, betreut. So verwundert Krafts Wahl des Studiums der evangelischen Theologie und Philosophie 1913 am Theologischen Seminar in Tübingen nicht. Kraft meldete sich 1914 als Kriegsfreiwilliger nach Polen. Kriegsverletzt und damit felduntauglich leistete er den Rest seines Dienstes in Stuttgart beim Sanitätskorps. An den Folgen der Kriegsverletzung litt er zeitlebens. Sein ältester Bruder Christian fiel gegen Ende des Ersten Weltkriegs. Nach dem Krieg schloss sich ein breites Studium der Anthropologie, vergleichenden Anatomie, Archäologie, Biologie, Ethnologie, Geologie und Urgeschichte an, zuerst an der TH Stuttgart, dann am von Robert Rudolf Schmidt (1882–1950) in den Jahren 1921–1929 aufgebauten „Urgeschichtlichen Forschungsinstitut“ (UFI) in Tübingen. Das UFI gehörte zu den fortschrittlichsten archäologischen Einrichtungen und war hervorragend ausgestattet, was durch eingeworbene Stiftungsgelder ermöglicht wurde.

⁶ ANDREA BRÄUNING, Georg Kraft, in: *Badische Biographien*, N. F. 6, hg. von FRED LUDWIG SEPAINTNER, Stuttgart 2010/2011 (in Druckvorbereitung).



Abb. 2: Familie Kraft 1913. Die Eltern Christian und Christine Kraft mit den drei Söhnen. Links Christian (1887–1914), Mitte Hans (1899–1939), rechts Georg (1894–1944). Foto: Privatarchiv Susanne Kraft.

die Examina für das Lehramt ab. Als Assistent von Schmidt leitete er mehrere größere Grabungen und baute die Lehrsammlung an der Universität Tübingen, eine der größten des Landes, aus. Zu seinen Kommilitonen gehörte Hans Reinerth (1900–1990), der spätere NS-Funktionär und Leiter der Fachgruppe Vorgeschichte im Kampfbund für Deutsche Kultur im Amt Rosenberg.

Habilitation bei Wilhelm Deecke in Freiburg

Obwohl der Ruf seines Doktorvaters umstritten war und Kraft in engem Kontakt zum sechs Jahre jüngeren Reinerth stand, dessen Promotion er rezensiert hatte, holte sich Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Deecke (1862–1934), seit 1922 zuständiger Denkmalpfleger und Direktor des Geo-

Aufgrund der immer schwieriger werdenden wirtschaftlichen Situation gelang es Schmidt nicht, das UFI in das Kaiser-Wilhelm-Institut (heute Max-Planck-Institut) einzugliedern. Schmidt, ursprünglich Paläolithiker – 1920 erschienen sein Werk „Die Kunst der Eiszeit“ – wandte sich nach dem Ersten Weltkrieg verstärkt dem Neolithikum zu.

Zum Alltag der sensationellen und heftig umstrittenen Ausgrabungen im Federseemoor, die spektakulär gut erhaltene Befunde und Funde erbrachten, zählte neben einer modernen Ausgrabungstechnik auch die Einbindung der Naturwissenschaften. Studierende wurden dabei oft als örtliche Grabungsleiter eingesetzt – so Kraft 1923 in Riedschachen und Aichbühl – und übernahmen früh Verantwortung. Zur intensiven Öffentlichkeitsarbeit gehörten Führungen, Filme sowie Nachbauten wie die eines Hauses der Schussenrieder Kultur im „Wilden Ried“ nach Baubefunden in Riedschachen aus dem Jahre 1919 (Abb. 3). 1922 wurde Kraft bei Schmidt mit einer Arbeit über

„Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland“ promoviert, die 1926 gedruckt erschien und in der wissenschaftlichen Fachwelt Kontrovers diskutiert wurde.⁷ Zeitgleich legte er

⁷ FRIEDRICH WAGNER, Rezension zu: Georg Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland, auf Grund der Funde in Württemberg untersucht, in: Der Bayerische Vorgeschichtsband 6 (1926), S. 80; HANS SEGER, Rezension zu: Georg Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland, auf Grund der Funde in Württemberg untersucht, in: Prähistorische Zeitschrift 17 (1926), S. 269 f.; GUSTAV BEHRENS, Rezension zu Georg Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland, auf Grund der Funde in Württemberg untersucht, in: Germania 10 (1926), S. 163.



Abb. 3: Das Pfahlhaus im „Wilden Ried“. Szene mit Rudolf Schmidt mit Schädelkalotte in der Hand, Georg Kraft mit Pfeil und Bogen und Hans Reinerth (von rechts). Foto: Institut für Ur- und Frühgeschichte Tübingen.

logischen Instituts, 1926 den Prähistoriker Kraft als seinen Assistenten nach Freiburg und ermöglichte ihm die Habilitation für das Fach Urgeschichte.⁸

Bei der finanziellen Wirtschaft mußte eine Katastrophe eintreten, wir haben es lange kommen sehn. Auch wissenschaftlich ist R. R. Schmidt ganz zurückgekommen, und ich zweifle, daß die Arbeit über Schussenried je fertig wird. Kraft hat auch hier immer seinen Lehrer sehr eifrig verteidigt, obwohl er im Laufe der 3 Jahre doch seine Fehler sehr eingesehen und selbst schwer darunter gelitten hat. Das Charakteristische des bisherigen Tübinger Instituts ist Unklarheit in den Finanzen, in der Arbeitsmethode, in der Ausdrucksweise; das trifft Schmidt, Reinerth, Kraft alle drei und wird von auswärts her allen schwer vorgeworfen. Ich habe hart daran arbeiten müssen, um Kraft zu erziehen und im Denken zu zügeln und zu klären. Trotzdem fällt er immer wieder in den Fehler zurück. Reinerth ist gerade so schlimm, viel zu rührig und ohne Überblick über das, was er mit vorhandenen Mitteln leisten kann. Der muß auch erst gründlich in Zucht

⁸ GEORG KRAFT, Rezension zu: Hans Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen, in: Deutsche Literaturzeitschrift 36 (1931), S. 1707–1708.

*genommen werden, ehe er selbst in leitende Stellung kommt [...]. Sollte Reinerth, dessen Verdienste ich wohl kenne, nicht zu umgehen sein, so möchte ich raten, ihn nicht selbständig walten und verwalten zu lassen, sondern einige Zeit ihn unter scharfer Kontrolle zu halten, bis er disponieren gelernt hat. Auch wäre die gewaltige Reklame etwas einzuschränken; die Völkerwanderungen stören die Grabungen, wenn der Leiter immer wieder den Fremdenführer machen muß. In dieser Hinsicht ist auch Kraft infiziert, auch er läßt, wenn er etwas gefunden hat, zahlreiche Einladungen los und holt sich Interessenten von nah und fern heran, gerade wie ein Huhn Lärm macht, wenn es ein Ei gelegt hat, oder ein Hahn kräht, wenn er ein Körnchen fand. Diese Reklame hat andererseits für Reinerth das Gute gehabt, daß er in Württemberg sehr bekannt ist und daher ein Übergehen großes Aufsehen erregen würde bei allen Laien und Dilettanten.*⁹

Dieser immer wieder zitierte und analysierte Brief Deeckes an seinen Kollegen Edwin Hennig (1882–1977), Direktor des Geologisch-Paläontologischen Instituts und zuständig für das UFI in Tübingen, zeigt u. a. die Vorstellungen meist älterer Gelehrter, die sehr dezidierte Ansichten hatten, wie prähistorische Forschung zu sein hat, und die sich an einer Öffnung des Faches nach außen – z. B. durch die Beteiligung von Laien, Einwerbung von Spendengeldern und mit einer breiten Öffentlichkeitsarbeit der jüngeren Fachkollegen mit Pressemitteilungen, Lichtbildvorträgen und Führungen – wie sie heute üblich ist, störten.

Deecke erkannte offensichtlich trotzdem das Potential von Kraft und akzeptierte ihn nicht nur als seinen Assistenten, sondern betraute ihn bereits 1926 mit der Leitung der Denkmalpflege Oberbadens südlich der Kinzig. Oberpfleger nördlich der Kinzig war Ernst Wahle (1889–1981). Zudem gehörte der Aufbau der Sammlung in den Räumen des Geologischen Instituts zu seinen Aufgaben (Abb. 4a–c). Am Institut kam Kraft in Kontakt mit Max Pfannenstiel (1902–1976)¹⁰, der 1926 in Heidelberg promoviert wurde, sowie mit den Schülern Deeckes, Lothar Zotz (1899–1967)¹¹ und Robert Lais (1886–1945), beide Geologen und Prähistoriker.¹² Mit Pfannenstiel, Assistent am Institut 1926–1930, war Kraft eng befreundet.¹³ Lais nutzte außerhalb des Schuldienstes die Labore des Instituts für seine wissenschaftlichen Forschungen. Mit

⁹ Schreiben von Deecke an seinen Kollegen Prof. Edwin Hennig, den kommissarischen Leiter des Geologischen Instituts Tübingen vom 6. Dezember 1929 aus dem Archiv des Instituts für Vor- und Frühgeschichte Tübingen, zitiert bei GUNTER SCHÖBEL, Hans Reinerth, Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter, in: Prähistorie und Nationalsozialismus, Die mittel- und ostdeutsche Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945, hg. von ACHIM LEUBE (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Bd. 2), Heidelberg 2002, S. 327; bzw. bei MICHAEL STROBEL, Hans Reinerth und Gustav Riek – Modernitätsflüchtlinge in einer ungewissen Wissenschaft, in: Arbeits- und Forschungsberichte der Sächsischen Bodendenkmalpflege 45 (2003), S. 443–461.

¹⁰ GILBERT RAHM, Max Pfannenstiel, in: Badische Biographien, N. F. 1, hg. von BERND OTTNAD, Stuttgart 1982, S. 220 f.

¹¹ ACHIM LEUBE, Lothar Zotz, in: Badische Biographien, N. F. 6, hg. von FRED LUDWIG SEPAINTNER, Stuttgart 2010/2011 (in Druckvorbereitung). 1939 Beamteter Dozent an der Philosophischen Fakultät der Universität Breslau und Lehrbefugnis für Vor- und Frühgeschichte; Vertretung der Professur für Ur-, Vor- und Frühgeschichte an der „Deutschen Universität Prag“, 1943–1944 ordentlicher Professor für Vor- u. Frühgeschichte.

¹² ANDREA BRÄUNING, Robert Lais, in: Badische Biographien, N. F. 5, hg. von FRED LUDWIG SEPAINTNER, Stuttgart 2005, S. 170–173; DIES., Robert Lais, Erfinder der Sedimentanalyse, in: Alemannisches Jahrbuch 55/56 (2007/2008), S. 131–152.

¹³ Pfannenstiel wurde 1933 aus rassistischen Gründen aus dem Staatsdienst entlassen. Er hielt sich zeitweise im Ausland auf und forschte in der Türkei an den Küsten des Mittelmeers. Er erkannte dort die Meeresspiegelschwankungen und führte sie auf die Eiszeiten zurück. 1946 wurde Pfannenstiel Ordinarius für Geologie und Paläontologie in Freiburg. Von 1949–1950 war er Dekan und von 1954–1955 Rektor.



Abb. 4a und b: Das Museum für Urgeschichte im Geologischen Institut in der Hebelstraße 40 in Freiburg. Das Arbeitszimmer von Georg Kraft. Fotos: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1284a und 1285a.



Abb. 4c: Das Museum für Urgeschichte im Geologischen Institut in der Hebelstraße 40 in Freiburg. Das Arbeitszimmer von Georg Kraft. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1285b.

Lais verband Kraft eine langjährige berufliche Beziehung, Zotz, der 1924 promoviert wurde, wurde 1926 Assistent und verließ 1929 Freiburg, um ans Landesmuseum nach Hannover zu wechseln.

Die frühen Jahre

Die frühen Fotos aus dem von Kraft aufgebauten Glasplattenarchiv datieren aus dem Jahr 1927 und zeigen Besuche der damals wichtigen Grabungen wie die jungpaläolithische Station am Petersfels im Brudertal bei Engen (Abb. 5). Die Fotografien wurden wohl von Kraft selbst aufgenommen. Mit Oberpostrat a. D. Eduard Peters (1869–1949), einem Autodidakten, setzte eine neue Phase der Paläolithikumsforschung in Süddeutschland ein. Peters, der in engem Kontakt mit Kraft stand, grub 1927–1930 eine Freilandstation des Magdalénien mit sensationellen Funden aus, darunter Kunstobjekte mit Gravierungen, so hintereinander hergehende Rentiere auf einem Lochstab oder Gagatanhänger in Form abstrahierter Frauenfiguren. Peters, der 1925 seine leitende Position aufgegeben hatte, widmete sich fortan der Erforschung des Paläolithikums. Trotz seines Studiums bei Deecke, lehnte dieser es ab, ihn mit der Kurzfassung seiner Petersfels-



Abb. 5: Eduard Peters (rechts) und der Geheime Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Deecke (links) vor dem Petersfels (Gemeinde Engen, Kreis Konstanz) gegen Ende der Grabung 1927. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 318.

monographie zu promovieren.¹⁴ 1928 sieht man Kraft bei Gerhard Bersu (1889–1964) auf dem Goldberg bei Nördlingen zu Besuch (Abb. 6). Bersu war zu diesem Zeitpunkt bereits zweiter Direktor der Römisch-Germanischen Kommission (RGK) und führte seit 1911 dort Ausgrabungen durch, die auf sehr große Resonanz stießen, da es ihm gelungen war, eine Siedlungsschicht von 80 cm in fünf Horizonte zu unterteilen und vollständige Gebäudegrundrisse freizulegen. Bersu konnte damit erstmals für das Neolithikum Süddeutschlands eine Schichtenabfolge erarbeiten und belegen. Er kannte die Grabungen des UFI vom Federsee, die andere große Forschungs- und Flächengrabung in Süddeutschland, und somit auch Kraft, der ebenso von der Notwendigkeit von Flächengrabungen überzeugt war, aber zunächst die Denkmalpflege und ein Netz von Kreispflegern aufbaute, das sich über das ganze südbadische Land spannte. Die Kreis-

¹⁴ WOLFGANG PAPE, „Prähistorische“ und andere Ehrenpromotionen, in: Die Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 3), S. 640–683, bes. S. 662 f.



Abb. 6: Die Ausgrabungen auf dem Goldberg 1928 mit dem Grabungsleiter Gerhard Bersu (dritter von links) und verschiedenen Besuchern, darunter Georg Kraft (zweiter von rechts). Foto: Archiv des Landesmuseums Württemberg, Stuttgart, Goldberg, 194.

pfleger agierten selbständig vor Ort, indem sie kleinere Grabungen durchführten und durch Kraft regelmäßig aus- und weitergebildet wurden. Zwei Fotografien zeigen Kraft auf Exkursionen, wohl mit Studenten und Kreispflegern, einmal zum Heidenstein bei Niederschwörstadt im Jahr 1927 (Abb. 7) und zum anderen 1928 nach Kaiseraugst in die Schweiz (Abb. 8). Kimmig betonte die Fähigkeit Krafts, durch seine schlichte menschliche Art die Menschen für die Sache der Urgeschichte zu erwärmen, und seine Hilfsbereitschaft und warme Anteilnahme, mit der er sich im Land viele Freunde erwarb.¹⁵ In das Jahr 1929 fällt auch die Ausgrabung des ersten Friedhofs der Frühlatènezeit in Südbaden, in Singen auf der Nordstadterrasse, unter der Leitung von Walter Artelt (1906–1976), Mediziner und Zahnmediziner. Erstmals wurde in Südbaden ein Gräberfeld vollständig anthropologisch und zahnmedizinisch untersucht. Kraft hatte schon früh Interesse an anthropologischen und „rasekundlichen“ Fragestellungen gezeigt, er riss das Thema auch knapp in seiner 1926 publizierten Dissertation an, indem er sich auf die Studien des Mediziners Alfred Schliz (1849–1915) aus Heilbronn bezog. Gute Anatomiekenntnisse hatte er sich beim Sanitätskorps während des Ersten Weltkriegs erworben.

¹⁵ KIMMIG, Georg Kraft (wie Anm. 1), S. 18.



Abb. 7 (oben): Exkursion nach Schwörstadt (Kreis Lörrach) 1927: in der ersten Reihe sitzt rechts von Georg Kraft (Mitte) Eduard Peters. Abb. 8 (unten): Exkursion ins römische Kaiseraugst 1928: vorne, zweiter von rechts, Georg Kraft, rechts von ihm der Kreispfleger Friedrich Kuhn. Fotos: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1278 und 1282.



Abb. 9 (oben links): Kurt Bittel (links) besichtigt die Ausgrabung des Latènefriedhofs in Singen (Htwl.) auf der Nordstadtterasse 1929. Abb. 10 (oben rechts): Einsatz modernster Fotografie auf der Grabung Singen. Abb. 11 (unten): Prominenter Besuch in Singen 1929: Prof. Ernst Fabricius (1857–1942) (dritter von links, mit Stock). Fotos: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 2964, 2920 und 2924.

Von der Grabung und den Grabungsbesuchern gibt es zahlreiche Fotos. Man erkennt den jungen Kurt Bittel (1907–1991), soeben bei von Merhart (1866–1959) mit der Arbeit „Latène in Württemberg“ promoviert, wie er die Grabung fachmännisch begutachtet. (Abb. 9–11). Singen zählt sicher zu den Grabungen, auf die die Bemerkungen von Deecke anspielten. Und hier tauchen im Bild auch bereits die ersten Schüler von Kraft auf: Der 19-jährige Wolfgang Kimmig (1910–2001) und der 20-jährige Friedrich Garscha (1909–1974) (Abb. 12 und 13). Unter der Leitung von Kraft nahmen die archäologischen Forschungen in Südbaden einen ungeahnten Aufschwung. Mit den Mitteln der klassischen Landesaufnahme, durch unermüdliche Geländebegehungen und die sorgsamste Beobachtung fundreicher Areale, schuf er allmählich die Voraussetzungen, größere systematische Ausgrabungsprojekte in Angriff zu nehmen. In den jährlichen Fundschaufen der „Badischen Fundberichte“ berichtete er darüber.



Abb. 12: Singen, Latenefriedhof, Nordstadterasse 1929. Kraft (mit Hosenträgern), links von ihm der Mediziner Walter Artelt. Oben rechts, sitzend, sein Schüler Wolfgang Kimmig, links neben diesem Friedrich Garscha. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 2612.



Abb. 13: Die Grabungsmannschaft des frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Güttingen bei Radolfzell 1930/31. Links Friedrich Garscha, neben ihm Wolfgang Kimmig. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 3401.

Wissenschaftliches Arbeiten – die „Altlasten“ der Grabung an der Wasserburg Buchau am Federsee

Neben anderen Forschungsarbeiten beschäftigte sich Kraft in seiner freien Zeit mit der Drucklegung des keramischen Materials und der Kleinfunde der Wasserburg Buchau, deren Gesamtedition in den Händen des Grabungsleiters Reinerth lag. Der umfangreiche Briefwechsel mit Reinerth beginnt 1924 und endet 1934 und dokumentiert so beiläufig zahlreiche Stationen in Reinerths umtriebiger wissenschaftlichen Laufbahn. Die Schreiben von Kraft zeigen einen treu ergebenen Menschen, der sich mit seinem Kommilitonen austauscht und ihm, zumindest zu Beginn der Korrespondenz, auch Bewunderung entgegenbringt. Die in einem sehr höflichen Ton abgefassten Briefe berichten Reinerth über den Fortschritt der einzelnen Arbeitsschritte. Bereits im zweiten Brief 1924 meldet er Reinerth nach Belgrad, dass er seine *Arbeit* [...] *textlich abgeschlossen* [...] ¹⁶ habe. Auch Deecke klinkte sich über Kraft in den Briefwechsel ein, er wollte Daten zur Wasserburg, um über die Insellage Klarheit zu erhalten.¹⁷ 1926 verkündete Kraft, das

¹⁶ Kraft – Reinerth 24.6.1924, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

¹⁷ Kraft – Reinerth 24.4.1926, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

Buchau-Manuskript sei seinerseits fertig und ginge die darauffolgende Woche nach Tübingen.¹⁸ Eine Zeit des Wartens, des Flehens und Drängens setzten ein. [...] *Ich erwarte sehnsüchtig täglich die Kopien und Profile, ohne die ich nicht weiter machen kann [...]*.¹⁹ In den folgenden Jahren ging es mal um die Rücksendung der Kopien des Manuskripts, um Profile und Bildabzüge, mal um die Abbildungen oder den Gesamtplan. Reinerth gelang es offensichtlich, ihn auch noch nach fünf Jahren weiter hinzuhalten.²⁰

[...] *Wenn ich trotz mancherlei Enttäuschungen meine Mitarbeit an dem Katalog nicht zurückgezogen habe, so geschah das vor allem deswegen, weil ich von Ihnen eine befriedigende Durchführung der Drucklegung erwartet habe, wie Sie denn auch dies nicht nur versprochen, sondern auch ihre Mitarbeiter des öfteren zu größter Eile antrieben. Lassen Sie mich keine Enttäuschung erleben. [...]*²¹

Das letzte Schreiben zu diesem Thema, aus dem hervorgeht, dass es ohne Reinerths Zustimmung keine Drucklegung gäbe, stammt aus dem Jahre 1934 aus der Feder von Gerta Schneider, Reinerths Assistentin.²² Durch die Verzögerung der Drucklegung des Buchau-Werkes entstanden für Krafts wissenschaftliche Karriere große Nachteile. Er musste zur Kenntnis nehmen, dass die Forschung über ihn hinwegging. Emil Vogt²³ kam mit seiner Dissertation zu sehr ähnlichen Ergebnissen wie Kraft bei der Gliederung des urnenfelderzeitlichen Fundstoffs. Auch die Drucklegung seines dritten großen monografischen Werkes, seiner 1926 angenommenen Habilitationsschrift „Der Urmensch als Schöpfer, die geistige Welt des Eiszeitmenschen“ verzögerte sich und konnte erst 1942 während des Kriegs gedruckt werden.

Der Fundverbleib

Der immense Fundzuwachs und das Selbstbewusstsein des „jungen“ Amtes waren in den Folgejahren Ursache für einen Konflikt mit dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe, für den sich bis heute unschwer immer wieder Parallelen finden lassen: Es ging um den Fundverbleib. Krafts Mitarbeiter, darunter cand. phil. Garscha, jetzt Student in Marburg, aber auch Kreispfleger und Oberschulrat Friedrich Kuhn (1895–1976),²⁴ wurden vom alteingesessenen Landesmuseum in die Schranken gewiesen:

[...] *Ich möchte jedoch Ihnen darüber ganz offen mitteilen, daß die aus Freiburg eintreffenden Schriftstücke nicht nur im Gegensatz zum Ton unserer Korrespondenz stehen, sondern ganz besonders auch von den Briefen der Herren Professoren Dr. Wahle, Dr. Gropengießer und Dr. Revellio wenig vorteilhaft abstechen. [...] Ich sage Ihnen ganz privat, daß diese Vorfälle [...]*

¹⁸ Kraft – Reinerth 4.5.1926, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

¹⁹ Kraft – Reinerth 9.12.1927, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

²⁰ Siehe die Briefe Kraft – Reinerth, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen 14.12.1928 und Kraft – Reinerth 6.7.1929, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

²¹ Kraft – Reinerth 24.4.1929, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

²² Schneider – Kraft 1.3.1934, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen. Siehe auch das Antwortschreiben Kraft – Schneider 3.3.1934, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen.

²³ EMIL VOGT, Die spätbronzezeitliche Keramik der Schweiz und ihre Chronologie (Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Bd. 66), Zürich 1930.

²⁴ Antifaschist und Verfolgter des NS-Regimes, siehe MANFRED BOSCH / GERHARD FINGERLIN, Friedrich Kuhn, in: Baden-Württembergische Biographien, Bd. 3, hg. von BERND OTTNAD und FRED LUDWIG SEPAINTENER, Stuttgart 2002, S. 218–221.

den Eindruck erwecken, daß an einem „oberbadischen Block“ gegen das Landesmuseum gearbeitet wird. [...] aber im allgemeinen geht die Tendenz dahin, alles, was irgendwie an Funden und dgl. auftaucht, in den Orts- und Bezirksmuseen verschwinden zu lassen damit es ja nicht „nach Karlsruhe verschleppt“ wird. Ja, lieber vermittelt man die betr. Stücke nach der Schweiz hinüber und fühlt sich dabei als großer Alemanne, als daß man sie der „Museumsgruft“ in der Landeshauptstadt gönnte. [...] Welches der Standpunkt von Direktor Rott in diesen Dingen ist, das hat er Ihnen ja s. Zt. geschrieben, als sie Ihre Funktionen als Oberpfleger aufnahmen und keinen Zweifel daran gelassen, daß das Landesmuseum als Zentralinstitut des Landes die Vorhand bei der Erwerbung von Bodenfunden haben müsse. [...] Die Orts- und Bezirksmuseen haben sich in erster Linie [...] um die Auswertung des volkskundlichen Gutes zu bemühen und das Andere hat nur Begleiterscheinung zu sein. Eine Materie, bei der alles auf den systematischen Aufbau ankommt, wie die Bodenfunde vorgeschichtlicher, römischer und germanischer Herkunft, an Dutzende von Stellen zu verzetteln, ist museumspolitischer Wahnsinn. [...] Von den Ausgrabungen am Petersfels erfuhren wir erst durch das Erscheinen des Buches, unlängst lesen wir in der Zeitung, daß in Säckingen eine römische Villa aufgedeckt worden sei und Sigillatenfunde gemacht wurden. [...] Badenweiler gründet, wie uns ebenfalls die Zeitung meldet, ein Heimatmuseum. Wahrscheinlich sollen wir dann noch unsere Funde aus Badenweiler dorthin abgeben. [...] Lieber Herr Dr. Kraft, ich bin ja nicht so schlimm, ich denke nicht daran, Ihnen persönlich diese Zustände „anzukreiden“ [...] Aber ich muß Ihnen sagen, daß die ganze Pressepublizistik, die vom Museum für Ur- und Frühgeschichte ausgeht, geradezu verheerend in der gekennzeichneten Richtung wirken muß. [...] ich finde, dass der jetzige Zustand die Wissenschaft endgültig zur Dienerin des Fremdenverkehrs [...] herabwürdigen muß. [...]”²⁵

Ludwig Moser, enger Mitarbeiter von Museumsdirektor Dr. Hans Rott (1876–1942), der von Haus aus Kunsthistoriker war, moniert im Namen seines Chefs in einem privaten Briefwechsel den Ton von Krafts Mitarbeitern. Doch geht es in dem Konflikt weder um den Ton, noch darum, dass ein „oberbadischer Block“ nicht akzeptiert, dass der ausschließliche Fundverbleib das Landesmuseum in Karlsruhe zu sein hat, sondern um die Rolle des Landesmuseums gegenüber der südbadischen Denkmalpflege und deren Autarkiebestrebungen. Auch hier wird sichtbar, dass die älteren Kollegen im „Elfenbeinturm“ der Denkmalpflege andere Vorstellungen hatten als Kraft.²⁶ Wieder rieb man sich an Kraft und dem „Wirbel“, den die junge, eigenständige Wissenschaft mit ihren Grabungsergebnissen und der daraus resultierenden Öffentlichkeitsarbeit verursachte.

Aufbau des Museums für Ur- und Frühgeschichte

Der enorme Fundzuwachs erforderte dringend eine Neukonzeption der Freiburger Museumsbestände und angemessene Räumlichkeiten. Dank seiner guten Kontakte zur Stadt Freiburg und

²⁵ Moser – Kraft 14.11.1932, Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege.

²⁶ Kraft – Asal 17.12.1938, Akten Referat 26 – Denkmalpflege, Regierungspräsidium Freiburg. Kraft freut sich, dass Direktor Hans Rott zum 1. Januar ausscheidet: [...] *Damit geht sozusagen die patriarchalische Periode von Geheimrat E. Wagner endgültig zu Ende, in der unser Fach zunächst vom Kunsthistoriker, zuletzt vom Fachmann, aber in Unterordnung unter den Direktor versehen wurde [...].* Für ihn war das Decke, für Garscha später Rott. [...] *Unser Fach ist selbständig und kann nur bei klarer haushaltsmäßiger Abgrenzung und rein fachmännischer Leitung den Anforderungen genügen, die von der Sache und von auswärtigen Stellen gemacht werden [...].*



Abb. 14a und b: Institut für Ur- und Frühgeschichte und Museum für Urgeschichte unter einem Dach vereint. Umzug aus der Hebelstraße 40 ins Adelhauser Kloster in die Adelhauserstraße 33. Oben: Kraft und Möbelspediteur Münzer im Gespräch. Unten: „auch Durst gibt es“. Fotos: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1290.

zum städtischen Museumsdirektor Werner Noack (1888–1969) erreichte Kraft nach zähen Verhandlungen 1937 die Vereinigung der getrennten Sammlungen von Stadt und Universität. Unterstützend wirkte hierin auch der neue Direktor des geologischen Instituts, Prof. Wolfgang Soergel (1887–1946). So wurden als „zentrale Arbeitsstätte für Urgeschichte“ im Museum für Urgeschichte im ehemaligen Adelhauser Kloster erstmalig unter einem Dach vereinigt: das neu geschaffene Universitätsinstitut, das sich von der Geologie gelöst hatte, eine gut organisierte Denkmalpflege mit Restaurierungswerkstätten, Laboratorien, Magazinen und ein nach modernsten Grundsätzen aufgebautes Museum – mit Modellen, Reliefs und Verbreitungskarten.²⁷ Die feierliche Eröffnung erfolgte am 17. Juni 1938. Was noch ausstand, war die Schaffung eines ordentlichen Lehrstuhls, eines Ordinariats für Kraft.



Abb. 15: Der Ausstellungsraum während der Einrichtung des Museums im Adelhauser Kloster. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1294.

²⁷ GEORG KRAFT, Das neue Museum für Urgeschichte in Freiburg, in: Nachrichtenblatt für die Deutsche Vorzeit 15 (1939), S. 57–60.



Abb. 16 (oben): Die alte Waschküche des Adelhauser Klosters im Ostflügel (Umkleide). Abb. 17 (unten): Das 1938 neu eröffnete Museum für Ur- und Frühgeschichte. Im Bild Modell und Grabausstattung des hallstattlichen Grabhügels von Schlatt. Rechts hinten im Bild der im Krieg verschollene Goldarmring. Fotos: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1294 und 1347.

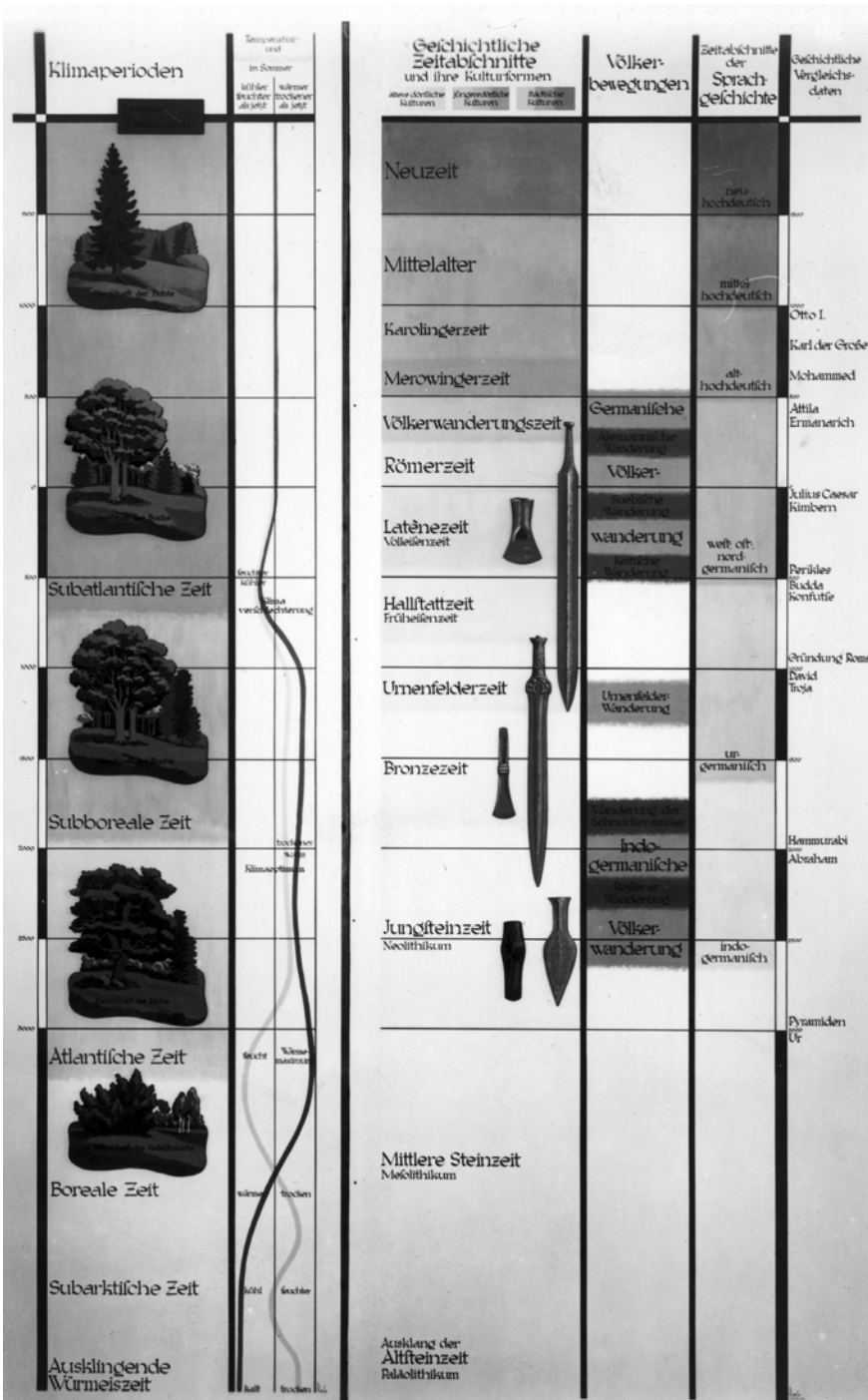


Abb. 18: Museumsdidaktik im Museum für Urgeschichte: Tafel mit Klimaperioden. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1383b.

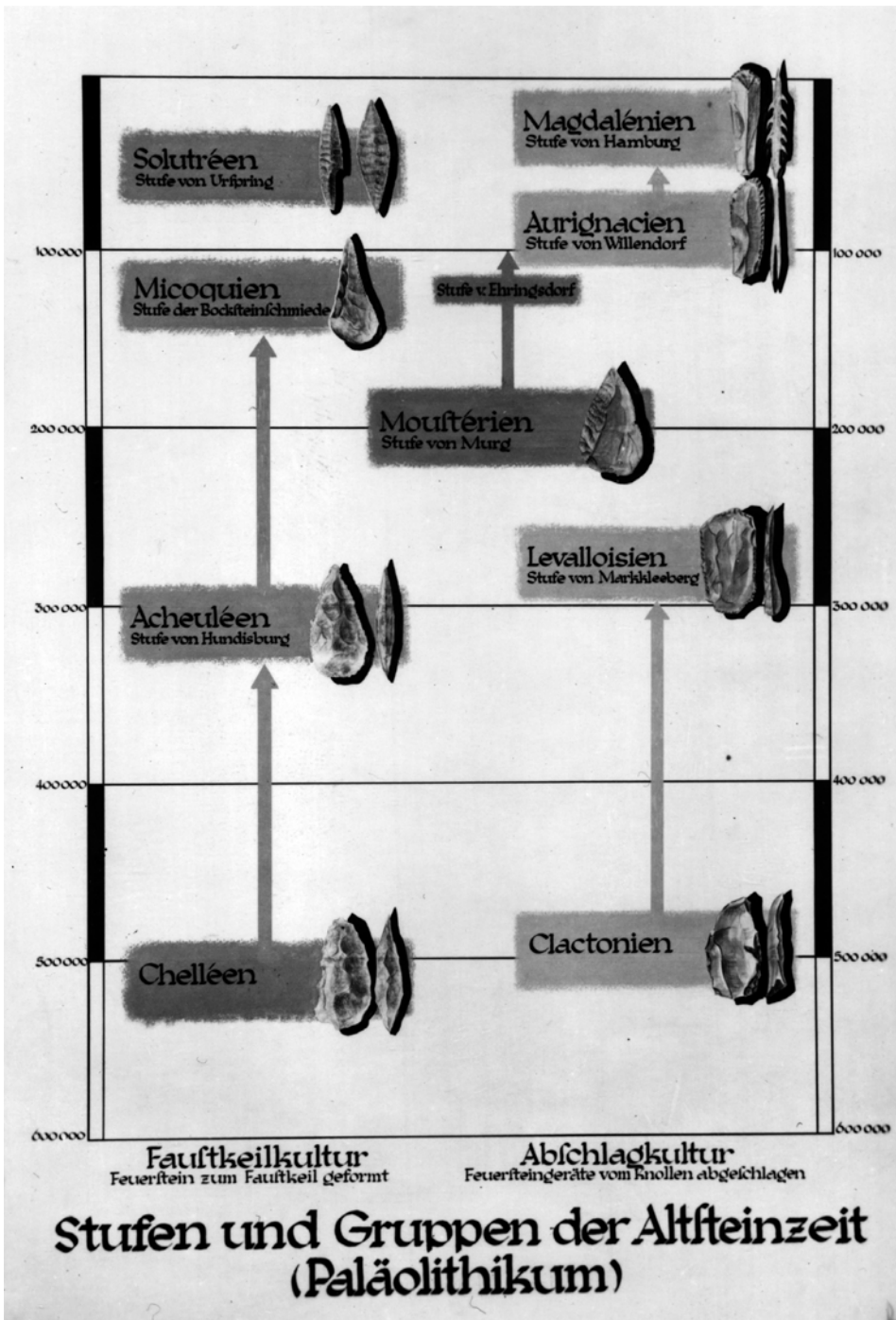


Abb. 19: Wandtafel im paläolithischen Raum, 1938. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1385.



Abb. 20: Model eines Suebischen Reiters, 1938. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1365.

Lehre, Universität und die Anstrengungen um die Schaffung eines Lehrstuhls für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg²⁸

Bereits im Sommersemester 1927 hielt Kraft die ersten Vorlesungen zur Ur- und Frühgeschichte. Eine große Anzahl von Studenten studierte bei Kraft, darunter viele Schüler von Merharts aus Marburg.²⁹ Eine umfangreiche, im freundschaftlichen Ton geführte Korrespondenz mit der Anrede *lieber Herr v. Merhart* ist erhalten. Von Merhart war über alles, was Kraft betraf, informiert. Zu den von ihm nach Freiburg gesandten Schülern gehörten Friedrich Garscha, Wolf-

²⁸ Ausführlich dazu FEHR, Ur- und Frühgeschichte (wie Anm. 3), S. 543 ff.

²⁹ 1938 wurde von Merhart von seinen universitären Pflichten beurlaubt und 1942 durch das NS-Regime endgültig vorzeitig pensioniert.

gang Dehn (1909–2001), Wolfgang Kimmig, Walter Rest (1911–1942) und 1944 Georg Kossack, damals im 3. Semester. Er sah Kraft als intellektuellen Lehrer, der sich in seiner wenig rezipierten Schrift mit dem Titel „Der Urmensch als Schöpfer“ „mit den damals drängenden Fragen nach der physischen und geistigen Entfaltung der Menschheit in prähistorischer Vergangenheit“ auseinandergesetzt hatte.³⁰ Kossack erwähnte der Verfasserin gegenüber, Kraft habe sich auch persönlich um seine Studenten gekümmert und ihn sogar im Krankenhaus besucht. So schrieb Kraft im Oktober 1944 an Kossack:

[...] Ich freue mich, dass Sie sich zu Hause mit undrossenem [sic] Mute an ihre Arbeit gemacht haben. Wenn man heute nicht direkt militärisch einsatzfähig ist, ist es ein Glück, eine eigene konkrete Arbeit vor sich zu sehen. Sie als Kriegsversehrter haben zudem alles Recht, ihren wissenschaftlichen Aufgaben nachzugehen.

Leider wird Freiburg Sie nicht wieder aufnehmen können. Unsere philosophische und juristische Fakultät müssen schließen. Das ist auch ohne weiters klar, da wir faktisch Operationsgebiet sind. [...]

Die großen Erdbewegungen bringen viele Funde und stellen uns vor schwierige Aufgaben. [...]

*Halten Sie mich bitte auf dem Laufenden über ihr Ergehen und seien Sie herzlichst gegrüsst. [...]*³¹

Kossacks Antwortschreiben lautete:

Hochverehrter Herr Professor für die gütigen Zeilen besten Dank! [...] Wenn es mir auch durch ihr freundliches Entgegenkommen und durch ihre nimmermüde Hilfe möglich war, mich in die Anfangsgründe oberrheinischer Geschichte einzuarbeiten, so war ich leider durch meine mangelnde körperliche Einsatzfähigkeit an der Ausführung dessen gehindert, was ich mir eigentlich vorgenommen hatte. So wäre es für mich sicherlich mehr als lehrreich gewesen an den Bergungsarbeiten, wie sie Sie jetzt ausführen können, aktiv teilzunehmen, was mein augenblicklicher Gesundheitszustand gewiss erlaubt hätte. Da ich mich allmählich wieder daran gewöhne, wieder auf beiden Beinen zu stehen [Kossack trug zwei Beinprothesen, Anm. A. B.] [...] kann ich wieder an das neue Wintersemester denken [...].

*Ihr dankbarer ergebener Georg Kossack*³²

Nicht nur um Kossack sorgte sich Kraft. Um sie auf dem Laufenden zu halten, schrieb er regelmäßig Rundschreiben an die zahlreichen Schüler und Assistenten, die eingezogen waren. Adressen wurden ausgetauscht, Nachrufe verfasst und die Eltern der Gefallenen erhielten Kondolenzschreiben.

Zu Krafts Lehrangebot gehörten auch interdisziplinäre Exkursionen mit den Kollegen Hans Dragendorf von der Klassischen Archäologie (1870–1941) und Wolfgang Soergel, dem Nachfolger Deeckes, von der Geologie. Beide traten auch als seine Unterstützer innerhalb der Fakultät auf.

1933 wurde Kraft nach sechsjähriger Zugehörigkeit zum Lehrkörper zwar zum außerordentlichen Professor für Urgeschichte ernannt, war jedoch nicht verbeamtet und wurde weiter als

³⁰ GEORG KOSSACK, *Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen und politischen Situation* (Sitzungsberichte Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, H. 4), München 1999, S. 116. Krafts Werk war rasch vergriffen und erfuhr 1948 eine Zweitaufgabe.

³¹ Kraft – Kossack 3.10.1944, Institut für Archäologische Wissenschaften.

³² Kossack – Kraft 11.10.1944, Institut für Archäologische Wissenschaften.



Abb. 21: Exkursion mit Studierenden, 1929. Zweiter von links Georg Kraft. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1280.

wissenschaftlicher Hilfsarbeiter besoldet.³³ Dies bedeutete, dass Kraft als unterbezahlter Dozent für drei Institutionen arbeitete und weniger verdiente als seine Assistenten. Es mangelte nicht an Unterstützung für sein Ansinnen auf Einrichtung eines Ordinariats. Mehrere ernsthafte Anläufe aus der Zeit von 1933–1941 sind aktenkundig.³⁴ Als die Zusage, die auf einer Ausschusssitzung in Mannheim 1934 getroffen wurde, nicht realisiert wurde, machte Kraft aus seiner Enttäuschung in einem Schreiben an das zuständige Ministerium keinen Hehl mehr:

[...] In diesen Freiburger Jahren war ich also nicht „Privat“-Dozent, sondern habe für das Land gearbeitet und ein notwendiges Fach an der Universität und darüber hinaus vertreten. Darum scheint es mir nicht gerecht zu sein, wenn ich wie ein Privatdozent gestellt bin und z. B. weniger Einkommen habe als ein gleichaltriger Volksschullehrer, zumal ich angesichts des viel zu kleinen Institutsaversums viel wissenschaftliche Literatur privat halten und dem Institut zur Verfügung stellen muß. [...]

³³ FEHR, Germanen und Romanen (wie Anm. 3), S. 350 ff., Kapitel 5.6; SANGMEISTER, Geschichte (wie Anm. 1), passim. Kraft wurde wie Wahle aus einem „Assistenzaversum“ des zuständigen Instituts als „wissenschaftlicher Hilfsarbeiter“ besoldet.

³⁴ Soergel – Badisches Kultusministerium 19.12.1933, UA Freiburg, B1/3358; Dragendorff – Rektorat 12.4.1935, UA Freiburg, B1/3358; Soergel – Rektorat 29.10.1935, UA Freiburg, B1/3358; Dragendorff – Rektorat 20.7.1937, UA Freiburg, B1/3358. Die Schreiben sind zitiert nach FEHR, Germanen und Romanen (wie Anm. 3), S. 350 ff., Kapitel 5.6.

*Bisher habe ich meine persönlichen Belange zurückgestellt. Nachdem aber für das Universitätsfach vorderhand fast jede Hoffnung geschwunden zu sein scheint, beantrage ich für mich das Existenzminimum. [...]*³⁵

Ganz anders verliefen hingegen die Verhandlungen über einen Lehrstuhl in Nordbaden. Krafts Kollege Ernst Wahle erhielt nach mehreren abgelehnten Anträgen seiner Fakultät 1938 in Heidelberg die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor. Die Arbeit des Oberpflegers übernahm Alfred Dauber (1908–1995). Kraft erfuhr Entlastung durch Garscha – seit 1934 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Badischen Landesmuseum – als dieser 1935 Oberpfleger für Südwestbaden wurde. 1938 trat Hermann Stoll (1904–1944) die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfsarbeiters und Assistenten in der Denkmalpflege an. 1941 wurde Kraft schließlich zugesichert, dass man ihn für ein Extraordinariat vorschlagen werde, das noch während des Krieges eingerichtet werden sollte³⁶, aber hinter seinem Rücken wurde anderes verfolgt. Fehr glaubt, dass der Hauptgrund für die Nichteinrichtung eines Ordinariats in der Person von Kraft gelegen habe und verweist auf zwei Schreiben, die beide von Friedrich Metz (1890–1969) im Abstand von fünf Jahren geschrieben worden waren.³⁷

Ich teile die Einschätzung von Fehr nicht. In beiden Briefen geht es nicht primär um Kraft. Im ersten Schreiben aus dem Jahre 1937 handelt es sich um eines von vielen Schriftstücken, die den Wunsch des Berliner Anthropologen Hans F. K. Günther, einen Ruf nach Freiburg zu erhalten zum Thema haben. In besagtem Schreiben von Metz in seiner Eigenschaft als Rektor an Staatsminister Wacker (Reichs- und Preußisches Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Berlin) wird diese Möglichkeit durchgespielt:

Sehr verehrter Herr Minister!

Für Ihr Schreiben vom 2. d. Mts. danke ich verbindlichst. Ich habe die Angelegenheit Günther bereits Herrn Ministerialdirektor Frank vorgetragen mit der Bitte um Prüfung und Unterstützung. Mit Prof. Günther stehe ich in Briefwechsel und ihm dafür gedankt [sic], dass er an seine Heimatuniversität zurückkehren möchte. Daß Prof. Günther gerade für Freiburg ein ganz großer Gewinn bedeuten würde, das wissen alle Beteiligten. Daher habe ich sofort nach einem gangbaren Weg gesucht und glaube, dass es möglich wäre, diesen Weg zu beschreiten. Eine Professur für Rassenkunde gibt es in Freiburg nicht. Prof. Eugen Fischer vereinigte Anatomie und Rassenforschung in seiner Person. Noch immer fehlt uns auch der nach Heidelberg übertragene Lehrstuhl für Volkskunde, dem ebenfalls große Bedeutung in Freiburg zukommt. Schließlich gibt es hier auch keinen Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte. Das Fach wird durch Professor Kraft versehen, der allerdings für ein Ordinariat [ursprünglich stand hier: eine Professur] auf keinen Fall in Frage kommt. Eine neue Professur zu schaffen, dürfte auf Schwierigkeiten beim Finanzministerium stoßen, selbst wenn es sich um ein so wichtiges Fach und eine so bedeutende Persönlichkeit wie Professor Günther handelt. [...] Ich wäre dankbar, wenn Sie gelegentlich Herrn Ministerpräsidenten Köhler auf die wichtige Angelegenheit hinweisen könnten und auch Ihrerseits Herrn Ministerialdirektor Frank unterrichten würden.

Heil Hitler! Ihr ergebenster M[etz]

³⁵ Kraft – Asal (Ministerium für Kultus und Unterricht) 13.5.1935, Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege.

³⁶ FEHR, Ur- und Frühgeschichte (wie Anm. 3), S. 548; Ministerialdirektor im Badischen Ministerium für Kultus und Unterricht Gärtner – Reinert 20.5.1941, Institut für Archäologische Wissenschaften.

³⁷ Siehe die bei FEHR, Ur- und Frühgeschichte (wie Anm. 3) auf S. 548 aufgeführten Schreiben Metz – Wacker 23.7.1937, UAF B24/1116, Metz – Goessler 29.12.1942, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Hist. quart 595 (Nachlass Goessler), VIII, Bl. 447.

Im zweiten Brief, den er 1942 an Peter Goessler (1872–1956), Direktor der Altertümersammlung und des Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart schrieb, sprach er Kraft die Eignung als Hochschullehrer ab. Da Metz seit 1938 nicht mehr Rektor ist, jetzt aber Leiter des Alemannischen Instituts, verwendet er folglich dessen Briefpapier. Um diese Schreiben richtig einordnen zu können, bedarf es eines Blickes auf die Vita des Geografen und Landeskundlers Metz.³⁸ Erst 1935 nach Freiburg berufen und bereits 1937 Rektor, galt Metz als machtbewusst und als jemand, der diese Position gerne nutzte, indem er z. B. bei Lehrstuhlbesetzungen in die Fakultäten hineinregierte. So setzte er die Berufung von Joseph Müller-Blattau gegen die Fakultät durch, nachdem der Musikwissenschaftler Willi Gurlitt, ein Experte für Barockmusik, 1937 wegen seiner jüdischen Herkunft in den Ruhestand versetzt worden war.³⁹ Was waren die Gründe? Müller-Blattau, Nationalsozialist, passte zu den Zielen, die Metz verfolgte: „Die Universität Freiburg sollte gerade in der Volkstumsforschung vor Ort ihr Profil schärfen und gegebenenfalls da, wo es bestritten wurde, die deutschen Wurzeln der Kultur am Oberrhein [also auch im Elsass, Anm. A. B.] ‚konstruieren‘“, so fasst Bernd Grün die Universitätspolitik von Metz zusammen⁴⁰ Die Bestrebungen von Metz waren es, die Freiburger Universität in eine alemannische Grenzlanduniversität umzugestalten. Demzufolge sollten Rufe an Experten für das alemannische Volkstum erfolgen, die auch in der Lage wären, ihre kulturpolitische Aufgabe im benachbarten Ausland zu erfüllen.⁴¹ In dieses Bild passte der Paläolithiker und Prähistoriker Kraft, der wie Metz gute Kontakte nach Frankreich hatte, trotz allem völkischen Pathos nicht. Auch war das Frühmittelalter nicht sein Forschungsschwerpunkt, obwohl er zahlreiche frühgeschichtliche Gräberfelder ausgegraben und in Vorberichten publiziert hatte. So versteht man auch, dass Metz Georg Krafts jüngeren Assistenten Hermann Stoll protegierte, der in Tübingen bei Hennig⁴² promoviert wurde und Frühgeschichtler war. Der Geograph Metz wollte – nach dem vollzogenen Wechsel von der naturwissenschaftlichen in die philosophische Fakultät – auf keinen Fall eine Besetzung des Urgeschichtslehrstuhls mit dem Prähistoriker Kraft, an dem man nicht vorbeigekommen wäre. In dem zitierten Schreiben an Goessler bezog er sich unverblümt auf Interna aus der Sitzung der Fakultät anlässlich des Habilitationsverfahrens von Stoll, um diesen „in Position“ zu bringen.

[...] Ja, von verschiedener Seite, vom Kollegen Ritter wurde erklärt, Stoll solle nach erlangter Dozentur diese ruhig auch praktisch in Freiburg ausüben, nachdem vorher der Dekan erklärt hatte, dass das nicht die Absicht von Herrn Stoll sei. Sie mögen daraus auch die Ansicht der Fakultät über den Kollegen Kraft erkennen, den wir alle für einen sehr guten und verdienstvollen Museumsmann und Denkmalpfleger halten, dem aber das Format eines Hochschul-

³⁸ BERND GRÜN, Universitätsleitung und Philosophische Fakultät, in: Die Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 3), S. 715–730. Metz wurde 1945 entlassen und hatte große Schwierigkeiten an der Universität wieder Fuß zu fassen. 1953 erhält er erneut eine Anstellung als ordentlicher Professor, 1958 wird er emeritiert.

³⁹ SYLVIA PALETSCHEK, Entwicklungslinien aus der Perspektive der Fakultätssitzungen, in: Die Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 3), S. 58–107, hier S. 76 ff. (Müller-Blattau); BERND GRÜN, Der Rektor als Führer? Die Universität Freiburg i. Br. von 1933 bis 1945 (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, N. F. 4), Freiburg/München 2010, S. 347–473; GRÜN, Universitätsleitung (wie Anm. 38).

⁴⁰ GRÜN, Universitätsleitung (wie Anm. 38), S. 727.

⁴¹ GRÜN, Universitätsleitung (wie Anm. 38), S. 724.

⁴² Siehe dazu S. 124 ff. in diesem Text.

*lehrers fehlt. – Also einer besonderen Befürwortung Ihrerseits bei den Herren Maurer und Klewitz hätte es kaum bedurft. [...]*⁴³

Goesslers⁴⁴ Animositäten gegen Schmidt und das UFI Tübingen, dessen erbitterter Gegner er als zuständiger staatlicher Denkmalpfleger von Beginn der Federseegrabungen an war, sind dahingehend nachvollziehbar, als er sich mit 62 Jahren 1934 aus politischen Gründen von seinem Stuttgarter Posten als Landeskonservator nach Tübingen zurückziehen musste, wo er seit 1931 als Honorarprofessor lehrte. Aber was verband nun Goessler außer der Fachrichtung mit dem Machtmenschen und Nationalsozialisten Metz? Auch Goessler gehörte zu den Prähistorikern, die in den Jubel über die deutsche Annexion des Elsass' mit einstimmten⁴⁵ und hierin lag er auf der Linie von Metz. Damit scheint sich der Kreis zu schließen. Standen Kraft möglicherweise sein akademischer Lehrer und seine akademische Herkunft im Wege?⁴⁶ An der Qualifikation kann es vordergründig kaum gelegen haben. Kraft weist ein umfangreiches Schriftenverzeichnis auf – mit dem Tod von Deecke 1934 übernahm er zudem die Schriftleitung der Badischen Fundberichte – und hatte nicht wenige Schüler zur Promotion, wenn nicht gar zur Habilitation geführt – sinnigerweise auch Stoll⁴⁷ und Kimmig, 1940 bzw. 1942 an der Universität Freiburg. Ob Krafts Position tatsächlich so schwach war – wie Metz 1942 formuliert – sei dahingestellt. Ob die Ablehnung politisch begründet war, lässt sich heute ebenfalls nicht mehr nachvollziehen. Kraft war 1942 bereits 48 Jahre alt, Stoll zehn Jahre jünger.

Kraft stand aber dem System nicht nahe und galt als politisch indifferent.⁴⁸ Klar ist – und das zeigen die hier zitierten Schreiben –, dass er ein engagierter Mensch war, der sich unoppor-

⁴³ Metz – Goessler 29.12.1942; Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Hist. quart 595 (Nachlass Goessler), VIII, Bl. 447, zitiert nach FEHR, Ur- und Frühgeschichte (wie Anm. 3), S. 548.

⁴⁴ MICHAEL STROBEL, Lebendige und völkische Vorzeit – Ein Beitrag zur Geschichte der prähistorischen Archäologie in Württemberg zwischen 1918 und 1945, in: Archäologie als Kunst. Darstellung – Wirkung – Kommunikation, hg. von CHRISTOPH KÜMMEL, NILS MÜLLER-SCHESSEL und ALMUT SCHÜLKE, Tübingen 1999, S. 65 ff.; DERS., Die Schussenrieder Siedlung Taubried I (Bad Buchau, Kr. Biberach), Stuttgart 2000, S. 24 ff., bes. S. 31 mit Anm. 85–86 und S. 37. Strobel erwähnt ein Schreiben von Goessler an Hennig vom 14.3.1933, indem dieser rückblickend klagt, dass „wir in Württemberg kein Ausgrabungsgesetz haben“, weshalb „letzten Endes Ausgrabungen selbst durch unerfahrene Liebhaber so gut wie nicht“ zu verhindern seien. „Ich war von jeher der Auffassung, dass ein klares Gesetz wesentlich dazu beitragen würde, Spannungen zwischen Tübingen und Stuttgart vorzubeugen. [...] Es widerstreiten sich daher die Forderungen der Denkmalpflege und die der reinen Wissenschaft in der Frage der Ausgrabung.“

⁴⁵ FEHR, Germanen und Romanen (wie Anm. 3), S. 326 ff., Kapitel 5.2.3. Agitation gegen Frankreich: Goeßler spricht von einem „wunderbare[n] Geschehen der Gegenwart“ und davon, „wertvolle alemannische Stammesgenossen endgültig ins großdeutsche Vaterland heimgeholt“ (1941) zu haben; ebd., S. 327 mit Anm. 221.

⁴⁶ Die Schreiben Kraft – Goessler, 8.7.1941, 29.5.1942, Institut für Archäologische Wissenschaften, zeigen, dass Kraft Wert auf den wissenschaftlichen Austausch mit Goessler gelegt hat. Ein Schreiben von Kraft – Ministerium Kultus und Unterricht, Karlsruhe 27.3.1941, bestätigt dies. Kraft wünscht, dass ein Schreiben Goesslers zu seinen Personalakten hinzugefügt werden soll, da sein Fachurteil sich positiv auf die Lehrstuhlbesetzung auswirken könnte. Das bedeutet wohl eher, dass Metz Goessler gegen Kraft in Stellung bringen wollte.

⁴⁷ Der Schriftwechsel Kraft – Stoll, 3.10.1941, 15.10.1941, Institut für Archäologische Wissenschaften, zeigt die intensive Betreuung der Arbeit durch Kraft, indem er mit ihm kontroverse Thesen diskutiert (*sehr geehrter Herr Kollege*).

⁴⁸ FEHR, Ur- und Frühgeschichte (wie Anm. 3), S. 548, BAB, Personalakte Kraft, Formular Dozentenbeihilfe, nicht datiert (1938). Ferner: NSD-Dozentenbund Freiburg – Reichsamtseiter des NSD-Dozentenbundes zum Gesuch des a. o. Prof. G. Kraft um Gewährung einer laufenden Dozentenhilfe vom 29.4.1938: *Über seine politische Tätigkeit ist wenig zu sagen, da Kraft von Natur aus zurückhaltend, still und verschlossen ist. Ich empfehle aber trotzdem, ihm eine Dozentenbeihilfe in Höhe seiner bisherigen Bezüge zu gewähren.*

tunistisch für manchen Mitmenschen einsetzte, wenn es um die Denkmalpflege ging. Sein privater Briefwechsel liegt mir nicht vor. Kraft war 1940 in die NSDAP eingetreten.⁴⁹ Ob er sich dem Druck gebeugt hat, der auf ihn ausgeübt wurde, als es um die Anhebung seiner Bezüge ging – Kraft arbeitete für einen Hungerlohn – oder ob er sich größere Chancen auf ein Ordinariat in Freiburg oder den im Dritten Reich neu geschaffenen Straßburger Lehrstuhl versprach, der dann 1942 mit Joachim Werner besetzt wurde, muss offen bleiben. Ein Schreiben von Reinerth an Kraft beleuchtet die Hintergründe, warum Kraft auch in Straßburg nicht zum Zuge kam:

*[...] Über die Gründe ihrer Ablehnung in Straßburg habe ich ebenfalls von verschiedenen Seiten Einzelheiten erfahren. Es wird darauf hingewiesen, dass Sie starke kirchliche Bindungen hätten und daher für einen so wichtigen Lehrstuhl im nationalsozialistischen Staate nicht in Frage kämen. Auch manche ihrer wissenschaftlichen Anschauungen wird als schlecht tragbar angesehen [...].*⁵⁰

Von Merhart, der von Kraft informiert wurde, kommentiert den Vorgang wie folgt:

*[...] Na, Straßburg scheint ja eher holprige Wege zu gehen und ich beobachte, dass geradezu eine Reichsschadenfreude über die Opfer dieser merkwürdigen Besetzungsschlacht umgeht. Allerbeste Grüße Ihr G. Merhart.*⁵¹

Landeskatalog

Die Verbindung von Denkmalpflege und Lehre bot eine gute Gelegenheit, Studierende in die Aufarbeitung kleinerer und größerer Fundkomplexe einzuweisen. Auf diese Weise konnte die planmäßige Landesforschung und die Schaffung eines „badischen Landeskatalogs der ur- und frühgeschichtlichen Funde“⁵² in Angriff genommen werden. Aufbauend auf der Inventarisierung der Bodendenkmale, wie es das unverzichtbare Werk von Ernst Wagner (1832–1920)⁵³ für Baden darstellte, machte sich Kraft an die bereits 1921 beschlossene Überarbeitung und Neuaufnahme des Fundmaterials nach Zeitstufen, bei der er sich auf die Mitarbeit seiner Schüler und Studenten aus Marburg stützen konnte. So entstanden die Dissertationen von Wolfgang Kimmig über die Urnenfelderzeit in Baden (Dissertation 1935), Walter Rest (Abb. 22) bearbeitete die Hallstattzeit (Dissertation 1939), Ruprecht Giesler (1916–1942) (Abb. 23) forschte über die ältere Latènezeit am Oberrhein und in der Schweiz, Friedrich Garscha über völkerwanderungs- und merowingerzeitliche Altsachen aus Oberbaden (Dissertation 1934). Leider sind nicht alle

Derselben Akte liegt ein positives Gutachten des Archäologischen Instituts der Universität Freiburg von Prof. W. H. Schuchhardt vom 12.4.1938 bei. Diese Beihilfe wurde schließlich gewährt mit dem Hinweis: *Damit der Bewerber sämtliche Voraussetzungen für die Gewährung der Beihilfe erfüllt, muss von ihm in Zukunft politische aktive Betätigung bei einer NS-Gliederung gefordert werden.* (BAB/BDC 1060/0443/23).

⁴⁹ Der Eintritt erfolgte nach Ausweis der NSDAP-Gaukartei zum 1.7.1940 (BAB/BDC).

⁵⁰ Reinerth – Kraft 17.3.1941, Institut für Archäologische Wissenschaften.

⁵¹ Merhart – Kraft 4.8.1941, Institut für Archäologische Wissenschaften.

⁵² GEORG KRAFT, Neubegründung des „Museums für Urgeschichte“ in Freiburg i. Br., in: Nachrichtenblatt für die Deutsche Vorzeit 13 (1937), S. 18–22; DERS., Der badische Landeskatalog der ur- und frühgeschichtlichen Funde, in: ebd. 15 (1939), S. 61–67.

⁵³ ERNST WAGNER, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Bd. 1: Das Badische Oberland, Tübingen 1908; DERS., Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Bd. 2: Das Badische Unterland, Tübingen 1911.



Abb. 22 (oben): Cand. präh. Walter Rest an seinem Arbeitsplatz im Institut für Ur- und Frühgeschichte und Museum für Urgeschichte im Adelhauser Kloster bei der Arbeit am Badischen Landeskatalog – Hallstattzeit im Frühjahr 1937. Abb. 23 (unten): Ruprecht Giessler bei der Freilegung eines alamannischen Grabes in Breisach-Hochstetten. Fotos: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1286b und o. Nr.

diese grundlegenden Arbeiten veröffentlicht. Eine Edition des Fundmaterials wäre auch heute noch lohnend, da zusammenfassende Studien zur Hallstatt- und Latènezeit in Südbaden nach wie vor fehlen.

Archäologische Ausgrabungen bis 1938/1939

Mit Kraft erlebte die Denkmalpflege einen ungeheuren Aufschwung und es „gelang eine großartige Entdeckung nach der anderen.“⁵⁴ Er erwies sich als versierter Organisator, geschickter Öffentlichkeitsarbeiter und erfolgreich im Einwerben von Drittmitteln. Der 1932 ins Leben gerufene freiwillige studentische Arbeitsdienst und die enge Kooperation mit von Merhart, der regelmäßig Studenten aus seinem vorgeschichtlichen Seminar der Universität Marburg zu Kraft nach Baden sandte, taten das ihre. So konnten ältere Fachstudenten als örtliche Grabungsleiter selbstständig Notgrabungen durchführen. Mit Walter Rest legte er den Hallstattgrabhügel von Schlatt frei, mit Wolfgang Dehn die auf der Niederterrasse des Rheins gelegene spätlatènezeitliche Siedlung von Breisach-Hochstetten (Abb. 24 und 25). In diese Zeit fielen auch die Entdeckungen des spätkeltischen Oppidums von Altenburg am Hochrhein und, mit Rolf Nierhaus zusammen (1922–1996), die des lange vermuteten spätrömischen *castrum* auf dem Breisacher Münsterberg. Die Grabungen wurden vom Alemannischen Institut und der RGK finanziert. Dazu zählen auch das Mithräum von Riegel oder die urnenfelderzeitliche Siedlung auf dem Burgberg bei Burkheim, deren Bedeutung mit der „Wasserburg Buchau“ im Federseemoor gleichgesetzt werden kann. Ein weiterer Schwerpunkt lag auf der vollständigen Freilegung frühmittelalterlicher Gräberfelder wie in Güttingen bei Radolfzell (104 Gräber), Herten bei Lörrach (etwa 50 Gräber) und Mengen bei Freiburg (749 Gräber) (Abb. 26).⁵⁵ Letzteres war wohl das größte und ehrgeizigste Projekt in den Jahren 1932–1936, wobei es Kraft letztendlich um die Erforschung einer ganzen Gemarkung ging. Entsprechend viele Grabungsleiter kennt das Projekt, darunter Wolfgang Dehn, Joachim Werner, Werner Jorns, Joseph Eckerle, die eigenverantwortlich Berichte verfassten und Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Zu den Geldgebern gehörten neben dem Badischen Kulturministerium und der Stadt Freiburg von Anbeginn an das Alemannische Institut (AI). Da zu dessen Gründungsmitgliedern 1931 zahlreiche der Prähistorie nahestehende Personen gehörten, gelang es, das dem Satzungszweck entsprechende Projekt Mengen anfangs über das AI zu finanzieren.⁵⁶ Noch heute macht die Dokumentation Mengen zu einem der bedeutendsten frühmittelalterlichen Gräberfelder Mitteleuropas. Andere Unternehmungen wurden von der Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaftler, heute Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), bzw. vom SS-Ahnenerbe gefördert, wie 1937 die Grabungen am Munzinger Weiher (Abb. 27a und 27b) oder später, 1940, Merdingen im Rahmen des Westwallbaus. Heerscharen besuchten Munzingen und Mengen, unzählige Freiwillige arbeiteten auf den Grabungen. Kraft selbst schätzte die Gesamtbesucherzahl in Mengen nach vierjähriger Grabungszeit auf 10.000 Personen.

⁵⁴ KIMMIG, Georg Kraft (wie Anm. 1), S. 19.

⁵⁵ Ausführlich FEHR, Germanen und Romanen (wie Anm. 3), 290 ff., Kapitel II.5: Das frühmittelalterliche Gräberfeld in Mengen und die Volkstumforschung am Oberrhein.

⁵⁶ „§ 1 Das Institut hat die Aufgabe, das alemannische Volkstum und sein Kulturgut zu erforschen und zu pflegen, um damit der Wissenschaft zu dienen und die Heimatliebe zu stärken“, beschlossen vom Kuratorium in der Sitzung vom 10.12.1931/5.12.1932. Zu dem 25-köpfigen Kuratorium gehörten u. a. folgende Akademiker, die Krafts Projekten nahestanden: W. Deecke, E. Fischer, G. Kraft, R. Lais, W. Noack, J. Rest.



Abb. 24 (oben): Grabung Breisach-Hochstetten. Wolfgang Dehn bei einer Führung über das Grabungsgelände im Sommer 1934. Links: Ernst Fabricius und Georg Kraft. Abb. 25 (unten): Hoher Besuch auf der Grabung Hochstetten im Sommer 1934. Von links nach rechts: Franz Oelmann, Ernst Fabricius und Hans Dragendorf. Aus: INGO STORK, Die späteltische Siedlung von Breisach-Hochstetten, Stuttgart 2007, S. 16, Abb. 3 und 4.



Abb. 26 (oben): Das Reihengräberfeld von Mengen war der damals größte Reihengräberfriedhof in Baden mit ca. 750 Gräbern. Die Skelette wurden alle anthropologisch untersucht. Abb. 27a (unten): Grabung Munzingen-Weiher, Jungpaläolithische Freilandstation. Instrumentalisierung durch die SS (1937/38). Fotos: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 651 und 1700.



Abb. 27b: Grabung Munzingen-Weiher, Jungpaläolithische Freilandstation, 1937/38. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1702.

Was Kraft auf den Grabungen erzählte, ist uns in einem Tondokument⁵⁵ überliefert. Kraft gab vor der Propagandakompagnie ein Radiointerview, das am 6.5.1940 anlässlich der Schanzarbeiten am Westwall bei Merdingen aufgenommen wurde. In sachlich knapper Art erläutert Kraft die frühmittelalterlichen Siedlungsbefunde ohne jegliches völkische Pathos.

Schicksalsschläge und Persönliches

Zum Tod der Eltern in den Jahren 1921 und 1935 kam 1939 der Tod des jüngsten Bruders Johannes, mit dessen Familie er sehr eng verbunden war. Mit ihr verbrachte er schon immer Festtage wie Weihnachten und seine freie Zeit. Die Familie des Bruders besuchte ihn in Freiburg. Die Nichte Susanne Kraft erinnert sich noch an Besuche in Freiburg bei den Familien Lais und Pfannenstiel. Sie schwärmt noch heute von den Ausfahrten mit dem Onkel in seinem Steyr 100. Johannes, Hans genannt, hinterließ eine Frau und drei Kinder: Susanne, die Älteste, geboren 1929, Hans-Georg, Jahrgang 1936 und Dorothea, geboren 1938, gerade ein Jahr alt. Mit seiner Schwägerin verband ihn im Laufe der Jahre mehr als Freundschaft. Mit ihr konnte er offen reden und seine Sorgen und Nöte teilen. Finanziell war sie als Pfarrwitwe versorgt und wohl

⁵⁵ Akten Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege.

kaum auf die spärlichen Einkünfte Krafts angewiesen. Am 30. September 1943 heiratete Kraft die Witwe Klara Anna Mina Kraft, geb. Gauss (1902–1953). Die Familie blieb in Weissach wohnen.

Wenig weiß man über die Freundschaften, die Kraft pflegte. Bekannt ist ein Schriftwechsel mit Max Pfannenstiel, nach dem Krieg Ordinarius für Geologie und Paläontologie, den er duzte,⁵⁶ aber auch mit Peters muss er sehr vertraut gewesen sein.⁵⁷ Susanne Kraft erwähnt auch eine enge Freundschaft mit Prof. Gerhard Ritter (1888–1967), einem anerkannten Regimekritiker, Theologen und Historiker, bei dem sie nach dem Krieg noch Vorlesungen hörte.⁵⁸ Enge Kontakte bestanden auch zu dem



Abb. 28: Das Ehepaar Klara und Georg Kraft am 15. Oktober 1943. Foto: Privatarchiv Susanne Kraft.



Abb. 29: Krafts Steyr 100, 1937. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1122a.

Mediziner Walter Artelt, der in Freiburg studiert hatte und später Professor für Medizingeschichte in Frankfurt war, sowie zu dessen Frau Edith Heischkel-Artelt, ebenfalls Professorin für Medizingeschichte.

⁵⁶ Pfannenstiel – Kraft, 17.7.1942, Institut für Archäologische Wissenschaften: *Vor Weihnachten bekomme ich keinen Urlaub und so wird es noch lange dauern, bis wir wieder uns aussprechen können. Alles Gute und herzliche Grüße in Treue und alter Freundschaft Max.*

⁵⁷ Kraft – Peters, 12.12.1941, Institut für Archäologische Wissenschaften: *Über Weihnachten werde ich bei meinen Angehörigen in Weißach sein. Wenn es möglich sein sollte, würde ich Sie gerne in Stuttgart treffen und bitte um freundliche Mitteilung wie es bei Ihnen steht.*

⁵⁸ Zu Ritter siehe ECKHARD WIRBELAUER, Anhang 2. Das wissenschaftliche Personal der Freiburger Philosophischen Fakultät (1910–1970), in: Die Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 3), S. 885–1026, hier S. 986 f. Ritter, Mitglied der bekennenden Kirche, gehörte der konservativen Opposition an und war in den Staatsstreich vom 20. Juli 1944 gegen Hitler eingeweiht.

Naturwissenschaften und Robert Lais

Eng eingebunden in die Denkmalpflege war von Beginn an Robert Lais, der als der Erfinder der Sedimentanalyse gilt. Die Untersuchung der Sedimente ermöglichte ihm eine Datierung der Erdschichten unabhängig vom archäologischen Fundgut, damals in der Archäologie eine Sensation.⁵⁹ Lais verfolgte neben dem Lehramt mit Einverständnis der Schulbehörde seine Forschungsvorhaben und nutzte dazu die Laboratorien des Geologischen Instituts. 1937 wurde Lais mit 51 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Seine Frau war Jüdin und damit war seine wissenschaftliche Laufbahn zu Ende. Er bekam zwar vereinzelt Unterstützung durch Fachkollegen, doch tatsächlich verblieb ihm für seine Forschungen nur noch das Labor der Denkmalpflege bei Kraft im Adelhauser Kloster, wo er die Boden- und Sedimentproben aus verschiedenen Grabungen des In- und Auslandes analysierte und wissenschaftlich bearbeitete. Selbstverständlich war das nicht, denn auf Kraft wurde deshalb ebenfalls durch das Kultusministerium Druck ausgeübt:

*Hier ist von politischer Seite zur Sprache gebracht worden, dass der jüdisch versippte Professor Lais in Freiburg von Ihnen zu ständiger wissenschaftlicher Mitarbeit am Museum für Urgeschichte herangezogen wurde. Ich ersuche hierwegen um Bericht.*⁶⁰

In einem seiner zahlreichen Briefe an das Ministerium vom 29. Juli 1937 schlägt Kraft vor, Lais wenigstens im Labor der Freiburger Denkmalpflege weiterarbeiten zu lassen.

Als wissenschaftlicher Heimatforscher ist er auf seinem naturwissenschaftlichen Spezialgebiet – Untersuchung von Böden und besonders der darin befindlichen Schnecken – von bahnbrechender Bedeutung. So ist es ihm heute möglich, Böden aus alten Wohngruben, Befestigungsgräben, Pfostenlöchern usw. in die Jungsteinzeit oder Bronzezeit usw. zu datieren, auch wenn archäologische Funde fehlen. Seine Unentbehrlichkeit für die historische Heimatfor-



Abb. 30: Exkursion im Lößgebiet westlich von Straßburg bei Achenheim 1939, wohl vor Kriegsausbruch. Im Vordergrund Paul Wernert, der das Lößprofil erklärt. Links im Bild Robert Lais, ganz rechts Georg Kraft. Foto: Glasplattenarchiv Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege, Nr. 1702.

⁵⁹ Ausführlich: ROBERT LAIS, Die Höhle an der Kachelfluch bei Kleinkems in Oberbaden. Eine Jaspisgrube und Grabstätte der jüngeren Steinzeit, Freiburg 1948; ELISABETH SCHMID, Höhlenforschung und Sedimentanalyse. Ein Beitrag zur Datierung des Alpen Paläolithikums (Schriften des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. 13), Basel 1958; siehe auch: BRÄUNING, Robert Lais (wie Anm. 12).

⁶⁰ Minister des Kultus und Unterricht – Leiter des Museums für Urgeschichte Prof. Kraft, 24.4.1937, Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege.

*schung zeigt sich soeben bei den Untersuchungen am Munzinger Weiher, die auf Anordnung des Reichsführers der SS von der Standarte Freiburg [...] durchgeführt werden.*⁶¹

Auch Berlin beschäftigte sich mit dem Fall Lais. Werner Buttler (1907–1940), Kustos im Reichserziehungsministerium (REM), erwiderte auf Krafts Begehren im Schreiben vom 25. August 1937, dass es nicht möglich sei, *Herrn Lais in irgend einer Form in die Vorgeschichtsforschung einzubauen; anders steht es wohl mit der fallweisen Beauftragung zur Bearbeitung bestimmter Grabungen und Funde* und bat ihn darum, den Fall Karlsruhe, d. h. dem Kultusministerium, zur Entscheidung vorzulegen.⁶² Die mehrseitige Erwidern von Kraft im September 1937 mit ausführlicher Begründung und Vorschlägen ist erhalten geblieben.⁶³ Man kann davon ausgehen, dass das Ministerium ihm gefolgt ist, nämlich Kraft in seiner Funktion als Oberpfleger zu ermächtigen, den Spezialisten Lais fallweise heranzuziehen. Somit stand es im Ermessen von Kraft, Lais weiter zu beschäftigen. Lais hatte bereits vor 1933 an zahlreichen Unternehmungen des Denkmalamtes als Spezialist vor Ort mitgewirkt. Er nahm an mehreren Grabungskampagnen in Mengen teil, führte Analysen an der vorrömischen Keramik vom Breisacher Münsterberg durch (Dünnschliffe) und untersuchte die Bodenschichten – Mollusken – der oben beschriebenen Unternehmung am Munzinger Weiher, einer paläolithischen Station bei Freiburg. Daneben beteiligte sich Lais in der Zeit von 1939–1941 an Rettungsgrabungen am Isteiner Klotz. Als besonders ertragreich erwies sich dabei die Höhle an der Kachelfluh bei Kleinkems. Bezirkspfleger Friedrich Kuhn hatte diese 1939 beim Bahnbau entdeckt. Lais untersuchte die Erdschichten im Freiburger Labor. Dabei gelang ihm mit seinen Methoden erstmals der Nachweis eines neolithischen Jaspisbergwerks.⁶⁴ Auch Zotz,⁶⁵ inzwischen ordentlicher Professor in Prag, zeigte Interesse an den Forschungen von Lais.⁶⁶ Lais konnte mit naturwissenschaftlichen Methoden die Schichten der vom SS-Ahnenerbe finanzierten Ausgrabungen an einem paläolithischen Fundplatz in Moravany nad Vahom⁶⁷ (im Waagtal) in der Slowakei datieren. So nahm er als Spezialist an zwei Kampagnen 1941 und 1943 teil. Den Verantwortlichen des Ahnenerbes war die persönliche Lebenssituation von Lais wohl bekannt.⁶⁸ Reichsführer SS Heinrich Himmler ließ dessen fallweisen Einsatz bestätigen, vermerkte aber: *Prof. Lais soll jedoch nicht Mitglied des „Ahnenerbe“ werden, oder sonst in irgend eine nähere Bezie-*

⁶¹ Privatakten R. Citron-Lais.

⁶² Buttler – Kraft, 25.8.1937, Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege.

⁶³ Kraft – Ministerium des Kultus und Unterricht in Karlsruhe, 23.9.1937, Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege. Auch im BAB BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44 erhalten.

⁶⁴ ROBERT LAIS, Die postglazialen Sedimente einer Höhle am Isteiner Klotz in Baden, in: Deecke-Festschrift. Wilhelm Deecke gewidmet von Schülern und Freunden (Fortschritte der Geologie und Paläontologie, Bd. 11), Berlin 1932, S. 415–438.; LAIS, Kachelfluh (wie Anm. 61).

⁶⁵ Wieweit Zotz sich zur Förderung seiner Karriere mit den verschiedenen Institutionen des Dritten Reichs eingelassen hat, wird derzeit von Volker Klimetzek untersucht, s. dazu den unpubl. Vortrag von VOLKER KLIMETZEK, Lothar Zotz im Spiegel seiner Veröffentlichungen, gehalten in Dresden auf der Tagung: Die prähistorische Archäologie im geschichtlichen Diskurs der politischen Systeme zwischen 1918 und 1989. Schlesien, Böhmen und Sachsen im Vergleich: Perspektiven der Forschung, 24.11.2007–26.11.2007.

⁶⁶ LOTHAR ZOTZ / WALTER VON STOKAR, Die Beziehungen der Vorgeschichtskunde zur Naturwissenschaft, in: Wiener Prähistorische Zeitschrift 25 (1938), S. 4–19.

⁶⁷ ROBERT LAIS, Über Höhlensedimente, in: Quartär 3 (1941), S. 56–108.; LOTHAR ZOTZ, Ein neuer Großrastplatz der Mammutjäger bei Moravany in der Slowakei, in: Forschungen und Fortschritte 17, Nr. 18 (1941), S. 204–205.

⁶⁸ Willvonseder – Ahnenerbe, 8.4.1941, BAB, BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44.

hung zum „Ahnenerbe“ gebracht werden.⁶⁹ Und Kraft wurde gebeten, Lais in den Laboratorien des Museums die Projekte von Zotz bearbeiten zu lassen.⁷⁰

Kriegsdenkmalpflege

Der Bau des Westwalls⁷¹ 1938, das damals größte staatliche Bauvorhaben in Baden, stellte die Denkmalpflege vor extrem schwierige Aufgaben und erforderte alle Kräfte zur Bergung und Dokumentation der archäologischen Funde. Mit Kriegsbeginn am 1. September 1939 – die meisten Mitarbeiter waren eingezogen – hatte die Wehrmacht die ausübende Gewalt übernommen und die Rheinebene zum unmittelbaren Kampfgebiet erklärt. Geheimhaltung und Bautempo erwiesen sich als fast unüberwindbare Hürden. Der Beginn der Oberrheingoffensive am 15. Juni 1940 führte zum vorläufigen Abschluss der Westwallarbeiten und, damit verbunden, der archäologischen Ausgrabungen. Das Ende des Westfeldzugs (10.5.–22.6.1940) brachte der Bodendenkmalpflege eine kurze Verschnaufpause.

Schanzarbeiten und Volkssturm bis 1944

Mit der Landung der alliierten Truppen am 5. August 1944 in Frankreich und deren Vorrücken nach Westen näherte sich die Front wieder dem oberrheinischen Raum. Da das ganze Gebiet mit Panzerabwehr- und Stellungsräben durchzogen werden sollte, wurde die Bevölkerung⁷² von Freiburg zu Schanzarbeiten in der Ebene um Kaiserstuhl und Tuniberg zwangsverpflichtet. Erdbewegungen in nie da gewesenem Ausmaße waren die Folge, für die Denkmalpflege erneut eine kaum lösbare Aufgabe.⁷³ Kraft versuchte, die zu den Schanzarbeiten verpflichtete Bevölkerung aufzuklären und organisierte mit der Unterstützung des 58-jährigen Lais und der 32-jährigen, inzwischen promovierten Assistentin Elisabeth Schmid (1912–1994), die von der Universität Köln vorübergehend beurlaubt wurde, die Rettung, Bergung und Lagerung der Funde. Mit dem Näherrücken der Front ordnete die NS-Führung die Aufstellung des „Deutschen Volkssturms“ an, zu dem alle bisher nicht zum Wehrdienst eingezogenen und unabkömmlich gestellten Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren für die Verteidigung des Heimatgaus „zu den Waffen gerufen“ wurden. Es herrschten desaströse Zustände. Die Verwaltung war nach der Befreiung

⁶⁹ Ahnenerbe – Willvonseder, 4.6.1941, BAB, BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44.

⁷⁰ Ahnenerbe – Kraft, 17.12.1941, BAB, BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44.

⁷¹ WOLFGANG KIMMIG, Tätigkeitsbericht 1940–1947. 1. Die Kriegsjahre 1940–1945, in: Badische Fundberichte 17 (1941–1947), S. 230–237. Das Betreten der Baustellen war trotzdem erst im Januar 1939 möglich. Größere Schäden blieben jedoch aus, da zuerst die Hauptaufmerksamkeit der ersten Linie des Westwalls galt, d. h. im Rheinwald hart am Ufer des Stromes und erst später die Niederterrasse mit einbezogen wurde. Fundstatistik Frühjahr 1938–15. Juni 1940: 121 Fundstätten (512 einzelne Fundpunkte).

⁷² Männer 15–65 Jahre, Frauen 16–50 Jahre. s. HEIKO HAUMANN / DAGMAR RÜBSAM / THOMAS SCHNABEL / GERD UEBERSCHÄR, Hakenkreuz über dem Rathaus. Von der Auflösung der Weimarer Republik bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges (1930–1945), in: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK (Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3), Stuttgart 2001, S. 297–370, hier S. 367.

⁷³ Lais – Ahnenerbe, 6.12.1944, BAB, BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44. Lais erwähnt, dass Kraft per Telegramm vom 21.10.1944 vom Ahnenerbe aufgefordert wurde, die denkmalpflegerischen Arbeiten durchzuführen, die bei den Erdbewegungen des Westwalls entstanden.

von Straßburg durch die Alliierten zusammengebrochen. Doch nährte die Einnahme von Straßburg am 23. November die Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende. Aus der Feder von Kraft stammt ein letztes Schreiben an das Ahnenerbe, noch am Tage seines Todes verfasst, mit der Bitte um Geld. Ferner bat Kraft darum, dass Lais demselben Aufgebot beim Volkssturm zugeordnet würde wie er. Kraft nahm an, dass er dem zweiten Aufgebot zugewiesen würde, das nicht außerhalb von Freiburg Verwendung fand. Die Maßstäbe dafür waren aber außerordentlich streng. *Nach vergeblichen Versuchen meinerseits ist es klar, dass ich in dieser Richtung nichts erreiche. Ich stelle anheim, von dort Schritte bei der Kreisleitung in Freiburg zu tun. Lais ist übrigens am 1.3.1886 in Freiburg geboren, also nahe der Grenze des Volkssturmalters.*⁷⁴

Am selben Tag, am 27. November 1944, kam Kraft im Alter von 50 Jahren mit weiteren 40 Bewohnern im Keller seines Wohnhauses in der Hebelstraße 36 beim Luftangriff „operation tigerfish“ der Royal Airforce auf Freiburg ums Leben.⁷⁵

Denkmalpflege nach dem Tod von Georg Kraft

Der aus rassischen Gründen entlassene Lais übernahm nun die Leitung des Amtes.⁷⁶ Eine paradoxe Situation, die zeigt, dass die staatlichen Stellen sich mehr und mehr in Auflösung befanden.⁷⁷ Die weitere Verschärfung der Kriegslage und der harte Winter machten eine effiziente Denkmalpflege fast unmöglich. Krafts Überleben war unklar, denn über zwei Monate lang, bis zum 20. Januar 1945, konnten die Leichen nicht aus den Trümmern des Wohnhauses geborgen werden.⁷⁸ Die dienstliche Kommunikation war unterbrochen. Die Briefbeförderung dauerte bis zu vier Wochen. Lais kümmerte sich nicht nur um die Denkmalpflege, sondern auch um die finanziellen Angelegenheiten der Witwe Klara Kraft und deren Kinder, wie etwa Versorgungs- und Versicherungsansprüche oder das Verpacken von Krafts Bibliothek.⁷⁹ Zur Unterstützung für die denkmalpflegerischen Aufgaben forderte Lais Leute vom Ahnenerbe an. Der daraufhin gesandte Fritz Brandtner inventarisierte bis zum Eintreffen von Elisabeth Schmid aus Köln die Funde und wies Schmid ein, da Lais – aufgrund einer Rippenfellentzündung, die er sich nur wenige Wochen vor Kriegsende beim Volkssturm zugezogen hatte – nicht mehr sprechen und keinen Besuch mehr empfangen konnte.⁸⁰ Lais starb am 28. März 1945 an den Folgen der Krankheit. Am 21. April 1945, als Freiburg durch die französischen Truppen kampfflos besetzt wurde, fand der Krieg endlich ein Ende. Für eine kurze Zeit übernahm nun Schmid die

⁷⁴ Kraft – Ahnenerbe, 27.11.1944, BAB, BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44.

⁷⁵ Die menschlichen Überreste der Toten des Luftangriffs vom 27.11.1944 wurden im Massengrab auf dem Hauptfriedhof in Freiburg beigesetzt.

⁷⁶ Lais – Ahnenerbe, 6.12.1944, BAB, BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44, mit der Bitte, ihm Krafts Auftrag zu übertragen.

⁷⁷ Lais – Dehn, 8.1.1945, Institut für Archäologische Wissenschaften: *Ich habe Auftrag vom Ahnenerbe zur weiteren Betreuung der Westwallfunde und soll auch die Geschäfte der Denkmalpflege weiterführen. Anders Kimmig – Lais 1.2.1945, Institut für Archäologische Wissenschaften: Sehr gefreut habe ich mich, als ich von Herrn Noack hörte, dass Asal Sie mit der Weiterführung der Geschäfte des Museums für Urgeschichte beauftragt hat. Eigentlich aber ist es erschütternd, dass man zur Rehabilitierung eines verdienten Mannes erst dann Mut findet, wenn es das unbedingte Gebot der Stunde erfordert.*

⁷⁸ Lais – Sievers, 20.1.1945, BAB, BA-DS/Ahnenerbe 8260/0008/44.

⁷⁹ Lais – Frau Kraft, 15.1.1945; 27.1.1945; 1.2.1945, Akten Regierungspräsidium Freiburg, Referat 26 – Denkmalpflege.

⁸⁰ Bericht Brandtner – Ahnenerbe, Sievers, 1.3.–30.3.1945, BAB, BA-DS Ahnenerbe (BDC) 8260/0001/51.

Geschicke des Amtes, bevor sie zurück an die Universität Köln musste. Bis zur Übernahme der seit Krafts Tod vakanten Diätendozentur durch Wolfgang Kimmig im Sommer 1946 und seiner Berufung zum Leiter der Denkmalpflege, sprang der ehrenamtliche Pfleger August Eckerle (1906–1985)⁸¹ ein.

Zusammenfassung

In Personalunion richtete Kraft fast 20 Jahre lang die drei urgeschichtlichen Institutionen in Freiburg neu aus. Unter seiner Leitung erfuhr die archäologische Forschung Südbadens eine immense Intensivierung, die erst wieder in den 1960er und 1970er Jahren mit der Rebflurbereinigung ähnliche Dimensionen annahm. Viele Neuerungen – wie moderne Grabungs- und Aufnahmetechnik, die Integration der Naturwissenschaften in die Archäologie, die Einbindung von Ehrenamtlichen und Studierenden oder eine umfassende Öffentlichkeitsarbeit – fanden mit Kraft Eingang in die Archäologie. Kraft war kein Anhänger des NS-Regimes und verhielt sich m. E. den Machthabern gegenüber nicht opportunistisch. Er agierte teilweise sehr geschickt, indem er die Interessen der Machthaber für seine Projekte ausnutzte. Sein völkisches Pathos hatte seine Wurzeln in der deutsch-nationalen Gesinnung des frühen 20. Jahrhunderts und zeigt, wie Kraft im Denken seiner Zeit verhaftet und gefangen war. Wir lernen Kraft zwar als widersprüchlichen Menschen kennen, der in einer schrecklichen Zeit jedoch Größe und sehr menschliche Züge zeigt, wie das Kondolenzschreiben von Fritz Kuhn vom 1. Januar 1945, das offensichtlich die Zensur passierte, belegt:

[...] Von Herrn Prof. Lais erhielt ich heute die Nachricht, dass ihr Gatte bei dem schweren Fliegerangriff Ende November auf Freiburg den Tod fand. Dieser Bericht hat mich tief erschüttert. Ich habe ihren Gatten im Jahre 1926 kennengelernt, als er nach Freiburg kam. Von dieser Zeit an haben wir erfolgreich und einträchtig im Dienste der Denkmalpflege zusammengearbeitet. Unter seiner Anleitung habe ich mir das wissenschaftliche und praktische Rüstzeug für die Tätigkeit im Gelände erworben. Darüber hinaus fand ich bei ihm in jeglicher Hinsicht Förderung und Hilfe. Diese durfte ich in besonderer Weise erfahren, als ich im vergangenen Juli in Schutzhaft genommen wurde. Wiederholt sprach er bei den zuständigen Stellen in Freiburg und Lörrach vor, damit aus der Haft entlassen werde. Er liess sich dabei auch nicht durch Anweisungen beirren. Nicht zuletzt ist es seinen Bemühungen zu verdanken, dass ich am 2. Weihnachtstagsfeierabend meiner Frau und meinen 6 Kindern wiedergegeben wurde. Zum letzten Mal sah ich ihren Gatten, als er mich im August in Lörrach im Gefängnis besuchte. Es war mir ein Bedürfnis, ihm nach meiner Entlassung für seine Bemühungen persönlich zu danken und ihm die Hand zu reichen.[...]]⁸²

Aus der Feder von Robert Lais an Professor von Merhart stammen diese mitfühlenden Worte:

[...] Für Ihre Teilnahme an Kraft's Tod, der uns alle schwer getroffen hat und umso tragischer ist, als er es ohnehin im Leben nicht gerade leicht gehabt hatte, danke ich Ihnen herzlich [...].⁸³

⁸¹ GERHARD FINGERLIN, Nachruf August Eckerle. 1906–1985, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 10 (1985), S. 721–722.

⁸² Fritz Kuhn – Frau Kraft, 3.1.1945, Privatakten S. Kraft. Zu Kuhn s. a. Anm. 24.

⁸³ Lais – von Merhart, 28.2.1945, Institut für Archäologische Wissenschaften.

Der Nordschwarzwald – das Ruhrgebiet der Kelten?

Neue Ergebnisse zur Landnutzung seit über 3000 Jahren

Manfred Rösch

Einleitung

Gemeinhin galt der Schwarzwald als spät, nämlich erst hochmittelalterlich besiedelt.¹ Diese Auffassung wurde in den 80er Jahren erstmals angezweifelt und später durch archäologische Funde weiter erschüttert.² Neuerdings untersuchte, teilweise in die Späte Bronzezeit zurückreichende Siedlungen liegen allerdings in Randlagen des Mittelgebirges, auf Umlaufbergen in den Tälern von Nagold oder Enz und in typischen Schutzlagen: der Schlossberg von Neuenbürg, der Rudersberg bei Calw, der Schlossberg von Nagold.³ Auch die bisher bekannten Bergbau- und Eisenverhüttungsspuren der Hallstatt- und Latènezeit sind nicht flächig im Nordschwarzwald verteilt. Sie konzentrieren sich im Raum Neuenbürg/Waldrennach auf wenige Quadratkilometer in Höhenlagen zwischen 375 und 600 m.⁴ Ob aus den neuen archäologischen Befunden auf eine großflächige Besiedlung und Nutzung zentraler Teile des nördlichen Schwarzwaldes, vor allem höherer Lagen, geschlossen werden kann, muss derzeit noch offen bleiben.

¹ Für die kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich Dr. Helmut Volk, Freiburg.

² BURKHARD FRENZEL, Über eine vormittelalterliche Besiedlung in einigen Teilen des nördlichen Schwarzwaldes, in: *Geschichte und Naturwissenschaften in Hohenheim. Festschrift für Günther Franz zum 80. Geburtstag*, hg. von HARALD WINKLER, Sigmaringen 1982, S. 239–263; INKEN JENSEN, Der Schlossberg von Neuenbürg. Eine Siedlung der Frühlatènezeit im Nordschwarzwald (Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 8), Stuttgart 1986; GUNTRAM GASSMANN, Neue Forschungen zur keltischen Eisenproduktion in Süddeutschland, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1996* (1997), S. 94–100.

³ JENSEN, Schlossberg von Neuenbürg, (wie Anm. 2); FOLKE DAMMINGER / GÜNTHER WIELAND, Ausgrabungen auf dem Rudersberg, Stadt Calw, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002* (2003), S. 92–95; GÜNTHER WIELAND, Neue frühkeltische Funde aus Nagold, Kreis Calw, in: ebd. 2005 (2006), S. 101–104.

⁴ GUNTRAM GASSMANN / GÜNTHER WIELAND, Archäologische Untersuchung eines Schlackenhügels der späten Hallstatt- und Frühlatènezeit im „Hirschgarten“ bei Neuenbürg-Waldrennach, Enzkreis, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2006* (2007), S. 82–85; DIES., Keltisches Eisen aus dem Nordschwarzwald. Auf den Spuren der frühesten Eisenmetallurgie nördlich der Alpen, in: *Jahrbuch des Enzkreises 12* (2007), S. 71–81; DIES., Systematische Untersuchungen an Eisenproduktionsstätten der Spät-hallstatt- und Frühlatènezeit im Erzrevier von Neuenbürg, Enzkreis, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007* (2008), S. 88–94; DIES., Weitere Untersuchungen zur frühkeltischen Stahlproduktion im Montanrevier von Neuenbürg, Enzkreis, in: ebd. 2008 (2009), S. 94–97; DIES., Heißes Eisen beim kalten Herz. Keltische Eisenproduktion bei Neuenbürg im Nordschwarzwald, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg 37* (2008), S. 140–143; GUNTRAM GASSMANN / GÜNTHER WIELAND / MANFRED RÖSCH, Das Neuenbürgener Erzrevier im Nordschwarzwald als Wirtschaftsraum während der Spät-hallstatt- und Frühlatènezeit, in: *Germania 84,2* (2006), S. 273–306.

Archäologie im Mittelgebirge

Die archäologische Erforschung des Schwarzwaldes ist schwierig: Einblicke in den Untergrund infolge ackerbaulich bedingter Bodenerosion oder infolge von Baumaßnahmen sind nur selten möglich. In jüngerer Zeit bescherten freilich Windwürfe vermehrt Bodenaufschlüsse in Waldgebieten. Doch erbrachten sie bisher nur punktuelle Einblicke. Aufgrund der topographischen Gegebenheiten ist mit der Erosion von Fundstellen in Hanglagen oder mit mächtigen kolluvialen Übersüttungen in den Tälern zu rechnen. Der häufig flachgründige Boden lässt kaum tief gegründete und daher dauerhafte archäologische Strukturen wie Gruben oder Gräben erwarten. Außerdem sind im sauren Milieu der Böden wichtige Fundgattungen wie Keramik oder Knochen kaum oder gar nicht erhaltungsfähig. Der nicht unbegründete Verdacht, die wirtschaftliche Erschließung des Nordschwarzwaldes während der vorrömischen Eisenzeit habe sich nicht nur auf Randlagen wie das Bergbaurevier von Neuenbürg beschränkt, kann daher mit archäologischen Methoden nicht kurzfristig und nur mit hohem finanziellen Aufwand bestätigt oder ausgeräumt werden.

Erkenntnisse für die Archäologie und Landnutzungsgeschichte durch Pollenanalyse

Bessere Prospektionsmöglichkeiten bietet die Pollenanalyse, die im Pollenniederschlag von Seesedimenten oder Torfen historische Vegetationsentwicklungen nachzeichnet. Historische Veränderungen der Vegetation, die durch menschliche Eingriffe verursacht waren, können durch ein Bündel pollenanalytischer und archäobotanischer Indizien erklärt werden.⁵ Auch schon die frühen menschlichen Eingriffe in die Natur bedeuteten eine Störung des Naturzustandes. Sie führten zur Beseitigung der natürlichen Vegetation und zur Entstehung anthropogener Ersatzvegetation. Diese Entwicklungen können in zeitlich genauer datierten Pollenprofilen mithilfe von Analogieschlüssen, die sich an der heutigen Vegetation und der heutigen Ökologie orientieren, also aktualistisch arbeiten, nachgewiesen werden.

Ausgangspunkt einer historischen Analyse der nacheiszeitlichen Vegetationsentwicklung ist der Naturzustand einer Landschaft und der vom Menschen kaum beeinflusste Wald. Im Schwarzwald ist eine geschlossene Walddecke mit starker Dominanz der Weißtanne der wahrscheinliche Naturzustand.⁶ Dieser Zustand war nach neuerer Kenntnis in der mittleren und späten Nacheiszeit, genauer bis zum Ende der Jungsteinzeit, also bis zum Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. noch vorhanden.

⁵ Anthropogenic indicators in pollen diagrams, hg. von KARL-ERNST BEHRE, Rotterdam/Boston 1986; DERS., The interpretation of anthropogenic indicators in pollen diagrams, in: *Pollen et Spores* 23 (1981), S. 225–245; DERS., Evidence for mesolithic agriculture in and around central Europe?, in: *Vegetation History and Archaeobotany* 16 (2007), S. 203–219; AGATHE REINGRUBER / MANFRED RÖSCH, Bemerkungen zu dem Aufsatz von Birgit Gehlen und Werner Schön, Das „Spätmesolithikum“ und das initiale Neolithikum in Griechenland – Implikationen für die Neolithisierung der alpinen und circumalpinen Gebiete. *Archäologische Informationen* 26,2 (2003) [2004], S. 255–273, in: *Archäologische Informationen* 28,1&2 (2005), S. 111–121.

⁶ GERHARD LANG, Seen und Moore des Schwarzwaldes als Zeugen spätglazialen und holozänen Vegetationswandels (*Andrias*, Bd. 16), Karlsruhe 2005.

Die Tanne ist unter den gegebenen klimatischen und edaphischen Bedingungen der stärkste Konkurrent, bedingt durch Wuchshöhe, Lebenserwartung und vor allem durch starken Schattenwurf im Alter und hohe Schattentoleranz in der Jugend.⁷ Neben ihr konnte noch am ehesten die Rotbuche bestehen. Andere Holzarten, die in der Nacheiszeit vor der Tannen- und Buchenausbreitung die Vegetation beherrschten, wie Birke, Kiefer, Hasel, Eiche, Ulme, Linde, Esche oder Ahorn, wurden von den beiden Baumarten Tanne und Buche teilweise abgedrängt. Man kann annehmen, dass die anderen Holzarten in natürlichen Phasen der Waldverjüngung nur kurzfristig an Boden gewinnen konnten, bevor sie wieder von der Tanne überwachsen und verdrängt wurden.

Der menschliche Einfluss auf Veränderungen des Naturzustandes der nacheiszeitlichen Vegetation lässt sich nicht nur anhand abrupter, sprunghafter Veränderungen der Pollenwerte einzelner Baumarten belegen. Die Veränderung der Naturwälder durch Nutzung lässt sich darüber hinaus sehr gut durch sprunghafte Änderungen der Häufigkeiten jener Pollenarten erklären, die dann auftreten, wenn Naturwälder durch Nutzung aufgerissen, gerodet oder anders als Wald genutzt werden. Werden die Bäume abgeschlagen und die entstandenen offenen Flächen beweidet, so stellt sich anstelle des Waldes eine grünlandartige Vegetation mit windblütigen Süßgräsern und vielen, teilweise ebenfalls windblütigen Kräutern ein. Im Pollenniederschlag, der im Pollenprofil in einer zeitlichen Abfolge dargestellt wird, hinterlassen menschliche Eingriffe in die nacheiszeitlichen Naturwälder deutliche Spuren: Im sogenannten Hauptdiagramm, das die Prozentsummen von Bäumen, Sträuchern, Zwergsträuchern und terrestrischen Nichtbaumpollen (Süßgräser und Kräuter) darstellt, steigt der Anteil der terrestrischen Nichtbaumpollen, der unter natürlichen Verhältnissen mit geschlossener Bewaldung weit unter 5 % liegt, deutlich an. Unter den Nichtbaumpollen treten Arten stärker in den Vordergrund, die Weide- oder Acker-nutzung repräsentieren.

Bei den Gehölzpollen verschieben sich durch Nutzungseinflüsse auf die Wälder in der Regel die Gewichtungen der einzelnen Baumarten: Die Tanne geht zurück, schwächere Konkurrenten nehmen zu. Besonders sind das Birke, Hasel und Eiche, bisweilen auch die Buche. Das ist eine Folge der Waldbewirtschaftung: Im – beweideten – Nieder- oder Mittelwald gerät die Tanne rasch ins Hintertreffen, weil sie nicht ausschlagfähig ist, weil sie von Wild wie Vieh bevorzugt verbissen wird und weil sie dünnborkig und daher gegen beispielsweise von Hirten gelegte Bodenfeuer empfindlich ist. Wegen ihres dunklen Schattens ist sie als Überhälter im Mittelwald nicht geeignet. Außerdem ist sie kein Fruchtbaum für die Schweineweide. Insgesamt war die Tanne also, abgesehen von ihrem Wert als Bauholz, für den Menschen der frühen Landnutzungsphasen von vergleichsweise geringem Nutzen.

Das Feuer war stets ein effektives Instrument, um die Landschaft zu bewirtschaften, um den Wald zu regulieren oder zurückzudrängen. Während in Kiefernwäldern auch natürliche Brände wüten können, gelten Laubmisch- und auch Tannenwälder des gemäßigt-humiden Klimas im Allgemeinen als unbrennbar.⁸ Brände, die ab der zweiten Hälfte der Nacheiszeit, nach dem weitgehenden Verschwinden der Kiefer auftreten, können daher in erster Linie auf den Menschen zurückgeführt werden. Sie haben ihre Spuren in den Ablagerungen in Form

⁷ HEINZ ELLENBERG, *Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen in ökologischer Sicht*, Stuttgart 1978, S. 80 ff.

⁸ WALTER RENTEL, *Das Wetter im Jahre 2007*, <http://www.klima-owl.de/presse/Wetter2007.pdf> vom 15.01.2010; *Forest Fire Research and Wildland Fire Safety: Proceedings of the IV International Conference on Forest Fire Research 2002, Wildland Fire Safety Summit*, hg. von DOMINGOS XAVIER VIEGAS, Luso/Coimbra/Rotterdam 2002; ROBERT J. WHELAN, *The ecology of fire*, Cambridge 1995.

feiner Holzkohlepartikel hinterlassen. In den Pollenprofilen zeigen sich im Übrigen öfters dann stärkere Zunahmen der Anteile von Holzkohlepartikeln, wenn auch andere, mit der menschlichen Nutzung in Verbindung stehende Vegetationszeiger wie bestimmte Süßgräser oder Getreidearten in der Häufigkeit zunehmen.

Bei der Interpretation von Pollendiagrammen aus der Nacheiszeit spielt der mögliche Fernflug von Pollen eine Rolle: Welche Pollenarten stammen aus der unmittelbaren Umgebung des Pollenprofils und sind daher aussagekräftig, welche Pollen wurden möglicherweise von weit her angeweht? Der Pollen windblütiger Pflanzen kann wegen seiner geringen Sinkgeschwindigkeit sehr weite Entfernungen zurücklegen, wenn er in die richtigen Luftströmungen gelangt. So finden sich in den Ablagerungen der Nordschwarzwälder Karseen ganz vereinzelt sogar Pollenkörner des Ölbaums oder der Pistazie, die bei geeigneter Luftströmung die Alpen überquert haben müssen. Im Gebirge muss man außerdem mit Polleneintrag aus horizontal nicht sehr weit entfernten Tieflagen rechnen, die eine ganz andere Pflanzendecke haben.⁹ Quantitativ ist dieser Ferneintrag aber geringfügig. Die Masse des Pollens, schätzungsweise 95 bis 99 %, kommt aus einer Entfernung von wenigen Kilometern. Je kleiner der See oder das Moor, desto kleiner ist das umgebende Pollen-Herkunftsgebiet.

Es gibt aber einen weiteren Parameter, um Störungen der Vegetation im Pollenprofil als lokales Ereignis auszumachen und von Einflüssen durch Pollenfernflug zu trennen: Menschliche Landnutzung, insbesondere Ackerbau, ist regelhaft mit Bodeneingriffen verbunden, in deren Folge es zu Bodenerosion und zur Einspülung erodierten mineralischen Bodenmaterials in die Kare kommt. Dieses Material wird in die weitgehend organischen Mudden oder Torfe eingemischt. Der Anteil des erodierten Bodenmaterials wird durch exaktes Wiegen getrockneter Sedimentproben, Glühen im Muffelofen und anschließendes erneutes Wiegen bestimmt. Aus der Gewichts Differenz des organischen Materials vor dem Glühen im Muffelofen und dem Restgewicht nach dem Glühen kann man den organischen und den mineralischen Sedimentanteil ermitteln. In Phasen menschlicher Eingriffe sinkt der Anteil an organischem Material (Glühverlust) ab, umgekehrt nimmt der mineralische Sedimentanteil zu. Das eingespülte mineralische Material stammt aus dem hydrologischen Einzugsgebiet, also von oberhalb der beprobten Seen. Damit ist ein Nachweis möglich, dass menschliche Eingriffe lokal stattfanden und bis in höchste Schwarzwaldlagen reichten.

Die Karseen des Nordschwarzwaldes als Spiegel der Landnutzungsgeschichte

Es gibt im Nordschwarzwald sehr viele eiszeitliche Kare.¹⁰ Die meisten von ihnen enthalten keine Seen mehr, sondern nur noch Moore. Moore waren bislang im Schwarzwald die bevorzugten Studienobjekte der Vegetationsgeschichte, wohl aus dem einfachen Grund, dass hier

⁹ GISBERT GROSSE-BRAUCKMANN, Absolute jährliche Pollenniederschlagsmengen an verschiedenen Beobachtungsorten in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Flora* 167 (1978), S. 209–247; DERS. / ERIKA STIX, Beziehungen zwischen Pollenkonzentration in der Luft und Pollenniederschlagswerten, in: ebd. 168 (1979), S. 53–84.

¹⁰ FRITZ FEZER, Eiszeitliche Erscheinungen im nördlichen Schwarzwald (Forschungen zur deutschen Landeskunde, Bd. 87), Remagen 1957, S. 1–86; WILHELM HALBFASS, Zur Kenntnis der Seen des Schwarzwalds, in: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 44 (1898), S. 241–251.

bei der Entnahme von Kernen weniger logistische Probleme zu überwinden sind als bei Kernentnahmen in Seen.¹¹ Zwar ist auch in den Hochmoortorfen der Schwarzwaldmoore der Pollen im Allgemeinen sehr gut erhalten. Jedoch ist aufgrund der besonderen Wachstumsbedingungen aus Bult- und Schlenkenkomplexen mit kleinräumig sehr differenziertem Wachstum zu rechnen, was bei eng benachbarten Profilen in sehr unterschiedlichen Altern für die gleiche Tiefe resultieren kann. Außerdem kann der Polleneintrag der lokalen Vegetation die Spektren stark beeinflussen; aufgrund von Trockenphasen kann es zu Wachstumsstillständen und damit zu chronologischen Schichtlücken (Hiatus) kommen. Die Ergebnisse eines Torfprofils sind daher nicht in dem Maße reproduzierbar und damit verallgemeinerbar, wie das bei Kernen aus profundalen Seesedimenten der Fall ist.¹² Diese Schwierigkeiten, auf die Hölzer und Schüler wiederholt hingewiesen haben, lassen sich durch eine Beschränkung auf limnische Sedimente umgehen.

Die Karseen des Nordschwarzwaldes sind klein, haben nur 1,3 bis 3,7 ha Wasserfläche und daher ein entsprechend kleines Einzugsgebiet (Tab. S. 160 und Abb. 1). Aus ihnen haben wir, mehr oder weniger an der tiefsten Stelle und in Seemitte, von einem Floß aus mithilfe eines modifizierten Livingstone-Bohrers Sedimentkerne entnommen, die seit drei Jahren im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Drittmittelprojekts untersucht werden.¹³ Erst zu zwei Seen sind die Untersuchungen abgeschlossen, doch liegen von allen Übersichtsanalysen vor, die in größerem zeitlichen Raster die Vegetationsentwicklung seit dem Ende der letzten Eiszeit bis in die frühe Neuzeit nachzeichnen (Abb. 2).¹⁴

¹¹ Vgl. LANG, Seen und Moore (wie Anm. 6).

¹² UTA DIETZ, Zur jüngeren Vegetationsgeschichte im Hotzenwald (Südschwarzwald): Drei Pollenprofile aus dem Lindauer Moos bei Ibach und Untersuchungen zum rezenten Pollenniederschlag, in: Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung 41 (2001), S. 29–42; CLAUDIA ROHRER, Zur jüngeren Vegetationsgeschichte im Schluchseegebiet (Südschwarzwald): Drei Pollenprofile aus dem Steerenmoos, in: ebd. 44 (2006), S. 5–19.

¹³ JOSEF MERKT / HANSJÖRG STREIF, Stechrohr-Bohrgeräte für limnische und marine Lockersedimente, in: Geologisches Jahrbuch 88 (1970), S. 137–148.

¹⁴ Die Datierung des Materials erfolgte mit der Radiocarbonmethode. Dazu wurden aus jedem Bohrprofil etwa 20 Proben entnommen. Im Gegensatz zu Gebieten mit Kalkgesteinen gibt es im Schwarzwald keinen Hartwassereffekt, also keine Altersverfälschung, die durch Aufnahme alten, aus dem Gestein gelösten Karbonats durch Wasserpflanzen entsteht. Daher kann die organische Sedimentmatrix datiert werden. Aus den ¹⁴C-Modellaltern errechnet man durch Kalibration reale Alter in Sonnenjahren, vgl. PAULA J. REIMER u. a., INTCAL04 and CALIB5, in: Radiocarbon 46,3 (2004), S. 1029–1058.

Tabelle: Bohrprofile aus den profundalen Sedimenten der Karsen des Nordschwarzwaldes
 * = Wasserfläche einschließlich der Fläche des Schwingrasens

Fundstelle (Nr. in Abb.)	Bohrungen	Koordinaten rechts	Koordinaten hoch	Höhe m ü. NN	Wasserfläche (ha)	max. Tiefe (m)	Wassertiefe an Bohrstelle	Kern- gewinn (m)
(2) Bruckmisse, Gem. Oberreichen- bach, Kreis Calw	2005	34739	53995	670	—	—	—	—
(3) Wildseemoor, Gem. Wildbad/ Lof- fenau, Kreis Calw/Rastatt	11.11.05/ 16.01.06	34602	53981	909	—	—	—	—
(4) Herrenwieser See, Gem. Forbach, Kreis Rastatt	04.09.2006	3448195	5392537	830	1,3	9,5	9	6,75
(5) Schurmsee, Gem. Forbach, Kreis Rastatt	06.09.2006	3449878	5386380	795	1,5	13	11	5
(6) Mummelsee, Gem. Baiersbronn/ Sasbach, Kreis Freuden- stadt/Ortenau	06.09.2006	3441138	5384770	1028	3,7	17	9	2,58
(7) Hutzenbacher See, Gem. Baiersbronn, Kreis Freudenstadt Kern 1 Kern 2	07.09.2006 16./17.02.2009	3452000 —	5382092 —	742 —	2,5* —	8 —	1,5 7,8	3,05 7,2
(8) Wilder See am Ruhestein, Gem. Bai- ersbronn, Kreis Freu- denstadt	08.09.2006	3443945	5381605	910	2	11,5	9,5	3,9
(9) Buhlbachsee, Gem. Baiersbronn, Kreis Freudenstadt	10.09.2008	3444270	5373944	790	2,2*	2	4,4	8,6
(10) Ellbachsee, Gem. Baiersbronn, Kreis Freudenstadt	11./12.09.2008	3448684	5371962	770	2,9*	2	1,8	10,2
(11) Glaswaldsee, Gem. Baiersbronn, Kreis Freudenstadt	05.09.2006	3445430	5365610	839	2,8	11	8	1,75

Frühe Phasen der Entwaldung des Nordschwarzwaldes

In den Pollenprofilen aller acht Seen zeichnet sich eine mittelalterlich-neuzeitliche Landnutzungsphase ab, in der ein Anstieg der Gräser und Kräuter von weniger als 5 % auf mehr als 20 % zu beobachten ist. Damit wird maximal eine mehr als 50 %ige Entwaldung angezeigt.¹⁵ Gemessen am heutigen, hohen Waldanteil ist diese historische Waldarmut enorm. In der Gemeinde Baiersbronn, auf deren Gemarkung immerhin fünf der acht Karseen liegen, beträgt die waldfreie Fläche heute nur 16 %, was einem Waldanteil von 84 % entspricht. In der Umgebung der übrigen Seen ist die waldfreie Fläche heute ähnlich gering.¹⁶ Im mittelalterlichen Restwald waren Tanne und Buche zugunsten von Eiche, Birke und Hasel zurückgedrängt. Die mittelalterliche Entwaldung setzt bereits im Verlauf des Frühmittelalters ein. Sie erreicht im Hochmittelalter in den meisten Pollenprofilen die maximalen Werte für waldfreie Flächen. Die Gebiete Herrenwieser See, Schurmsee, Mummelsee und Wilder See haben schon in der vorrömischen Epoche der Hallstatt-, Latènezeit fast gleich hohe Werte an Nichtbaumpollen wie im Mittelalter (Abb. 2).

In der Völkerwanderungszeit und in der Merowingerzeit haben die Nichtbaumpollen dagegen viel geringere Anteile. Die Wälder hatten sich wieder ausgebreitet und der menschliche Einfluss war sehr schwach. In den Pollenprofilen ist diese Phase leicht an den höchsten Anteilen der Hainbuche – bis zu zehn Prozent und mehr – zu erkennen. Dies ist die Zeit, die bisher walddeschichtlich als der Urzustand vor dem Beginn wesentlicher menschlicher Eingriffe aufgefasst und daher zur Definition der potentiellen natürlichen Vegetation verwendet wurde.¹⁷ Diese Auffassung wird durch unsere Untersuchungen eindeutig widerlegt.

Geht man nämlich in den Profilen tiefer, in die Spätbronze- und Hallstattzeit, so findet man erneut stark erhöhte Nichtbaumpollenwerte als Anzeiger großflächiger anthropogener Entwaldung (Abb. 2). Außerdem trifft man auf vermehrten Eintrag von Flugholzkohle, verminderten Glühverlust und die bei menschlichen Eingriffen typischen Veränderungen der Gehölz-

¹⁵ Zur Begründung der Rückschlüsse aus dem Anteil Kräuter/Gräser im Profil auf die Entwaldung vgl. MANFRED RÖSCH, Gedanken zur Auswirkung (prä)historischer Holznutzung auf Wälder und Pollendiagramme. Mit Fallbeispielen aus dem Bodenseegebiet und dem Schwäbisch-Fränkischen Wald, in: Festschrift Gerhard Lang: Beiträge zur Systematik und Evolution, Floristik und Geobotanik, Vegetationsgeschichte und Paläoökologie, hg. von ANDRÉ F. LOTTER und BRIGITTA AMMANN (Dissertationes Botanicae, Bd. 234), Berlin/Stuttgart 1994, S. 447–471.

¹⁶ WERNER BRACHAT-SCHWARZ, Auswertungsmöglichkeiten aus dem Landesinformationssystem Baden-Württemberg (LIS) – am Beispiel der Gemeinde Baiersbronn, in: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 6 (2007), S. 47–49.

¹⁷ REINHOLD TÜXEN, Die heutige potentielle natürliche Vegetation als Gegenstand der Vegetationskartierung (Angewandte Pflanzensoziologie, Bd. 13), Stolzenau 1956, S. 5–42; GERHARD SCHLENKER, Zum Problem der Einordnung klimatischer Unterschiede in das System der Waldstandorte Baden-Württembergs, in: Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung 9 (1960), S. 3–15; HERMANN DIETERICH, Nachwämezeitliche Pollenprofile in Baden-Württemberg (Tabelle und Karte), in: Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung 29 (1981), S. 21–27; EBERHARD ALDINGER u. a., Überarbeitung der standortkundlichen regionalen Gliederung im Südwestdeutschen Standortkundlichen Verfahren, in: ebd. 39 (1998), S. 5–71; vgl. aber z. B.: HELMUT VOLK, Über den Beginn der Kulturlandschaft im Rheintal und im Schwarzwald – ein Beitrag zur Naturschutzbewertung der Wälder, in: Raum-Zeit-Probleme in der Kulturlandschaft, hg. von BETTINA BURKART und WERNER KÖNOLD (Culterra, Bd. 51), Freiburg i. Br. 2007, S. 15–19.

sammensetzung: Rückgang der Schatthölzer und Zunahme von Licht-, Halblicht- und Pionierhölzern.

Diese Vorgänge spielen sich im Wesentlichen im ersten vorchristlichen Jahrtausend, also von der Spätbronzezeit bis in die Latènezeit ab. Sie sind in allen Karseen fassbar, verlaufen aber nicht synchron. So gibt es beispielsweise nur im Wilden See am Ruhestein eine völkerwanderungszeitliche Landnutzungsphase. Das spricht für den lokalen Charakter der Ereignisse und schließt zugleich aus, dass hier Vorgänge aus den Tieflagen abgebildet sind. Dann müssten die Vorgänge nämlich in allen Seen gleichläufig sein. Der Vergleich mit dem Hochmittelalter zeigt, dass die prähistorische nutzungsbedingte Entwaldung nicht ganz das Ausmaß der hochmittelalterlichen erreichte, aber auch nicht weit dahinter zurückblieb.

Somit bleibt festzuhalten, dass es im Nordschwarzwald vor der mittelalterlichen Besiedlung und Entwaldung eine frühere, im Wesentlichen vorrömisch-eisenzeitliche gegeben haben muss. Danach, zwischen Römerzeit und Merowingerzeit, kam es zu geschlossener Wiederbewaldung. Die Epoche der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit mit Phasen der Waldausbreitung war also nicht der Urzustand, wie bisher in der forstlichen und pflanzensoziologischen Fachliteratur angenommen wurde, sondern eine Zwischenphase, sozusagen Natur aus zweiter Hand. Der Beginn der Kulturlandschaft setzte viel früher ein. Die eisenzeitliche Erschließung des Nordschwarzwalde war demnach nicht auf tief gelegene Randlagen beschränkt, wo sie bisher archäologisch fassbar ist und auch aufgrund anderer Argumente als plausibel gilt.¹⁸ Vielmehr erfasste sie als weiträumiges Phänomen das gesamte Mittelgebirge bis in die höchsten Lagen. Das Motiv für die Erschließung waren wohl die Eisenvorkommen, wobei vor allem die Initialphase in der Urnenfelderzeit weiterer Untersuchungen und Erklärungen bedarf.

Die bergbauliche und industrielle Erschließung war stets mit Besiedlung, Land- und Waldwirtschaft verbunden. Allein durch Bergbau ließen sich die weitreichenden Vegetationsveränderungen nicht erklären.

Verglichen mit anderen, naturräumlich günstiger ausgestatteten Räumen ist im Pollenierschlag des Schwarzwalde der Spitzwegerich verhältnismäßig stark und Getreidepollen verhältnismäßig schwach beteiligt (Abb. 3). Spitzwegerich ist ein Wechselland-, also ein Brache- und Weidezeiger. Die wenig fruchtbaren Böden des Nordschwarzwalde mussten offenbar zur Erholung länger brach liegen bleiben als anderswo. Die Viehwirtschaft hatte einen höheren Stellenwert, wohl hauptsächlich deshalb, weil der Düngerbedarf höher war, aber auch, weil nicht ackerfähiges, dafür aber weidetaugliches Gelände reichlich vorhanden war. Der diachrone Vergleich zwischen dem ersten Jahrtausend v. Chr. und dem Hochmittelalter ergibt auch im Nordschwarzwald eine Verschiebung zu mehr Getreidebau im Hochmittelalter (Abb. 3), ein Ausdruck der angespannteren Ernährungslage, der man durch Verkürzung und genaue Reglementierung der Brache, beispielsweise bei den Felderwirtschaften, begegnete.

¹⁸ OTTI WILMANN, Zur Landschaftsökologie des Mittleren Schwarzwalde – Von der Römerzeit zum Frühmittelalter, in: Tarodunum/Zarten – Brigobannis/Hüfingen. Kelten, Galloromanen und frühe Alemannen im Schwarzwald in interdisziplinärer Sicht, hg. von WOLFGANG KLEIBER (Akademie der Wissenschaften und der Literatur/Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Nr. 4), Mainz/Stuttgart 2009, S. 77–102.

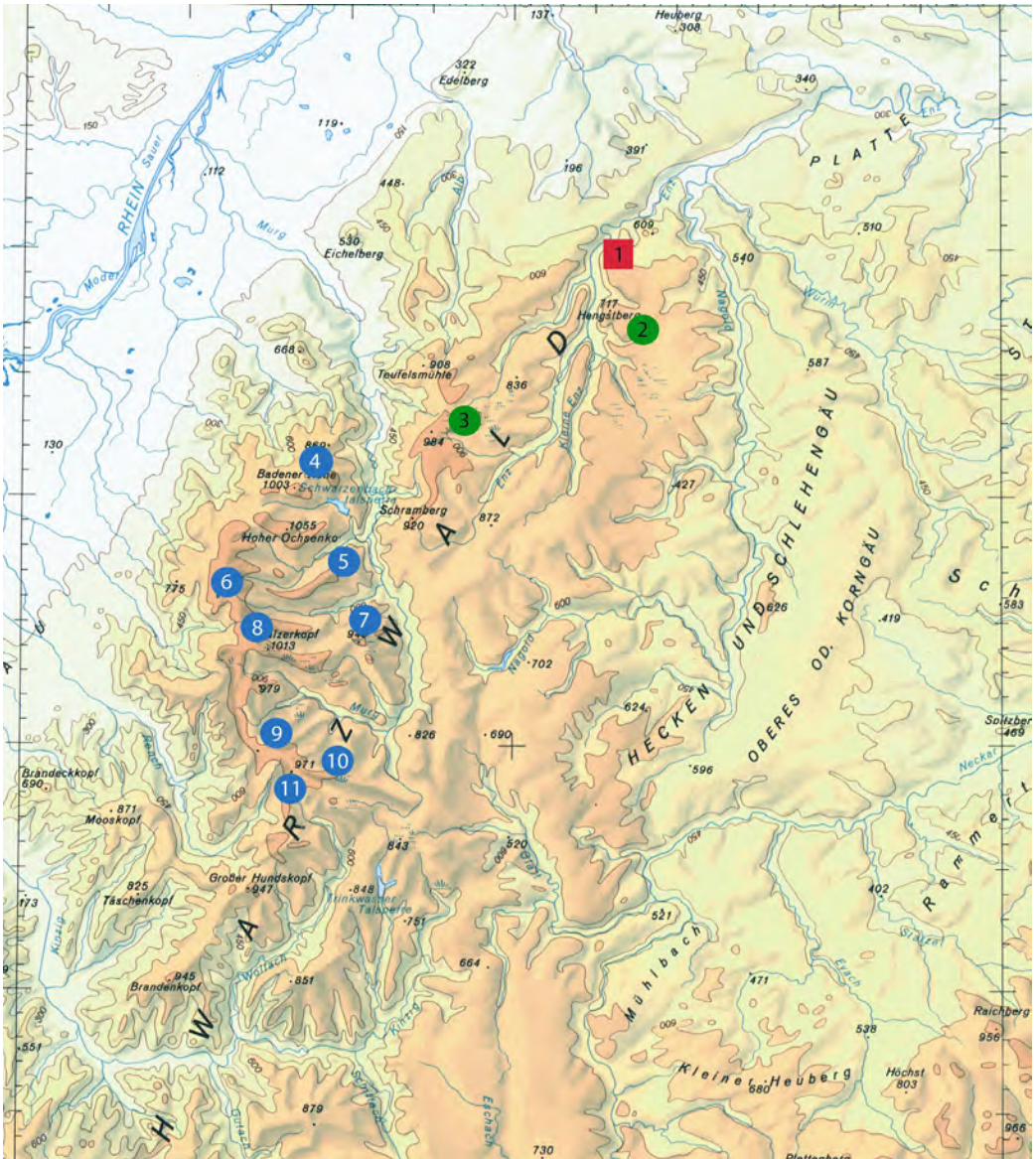


Abb. 1: Die Lage der Karsen im Nordschwarzwald. Nr. 1 = Neuenbürg (Ausgrabungen), übrige Nummern siehe Tabelle 5. 160. Karte: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.

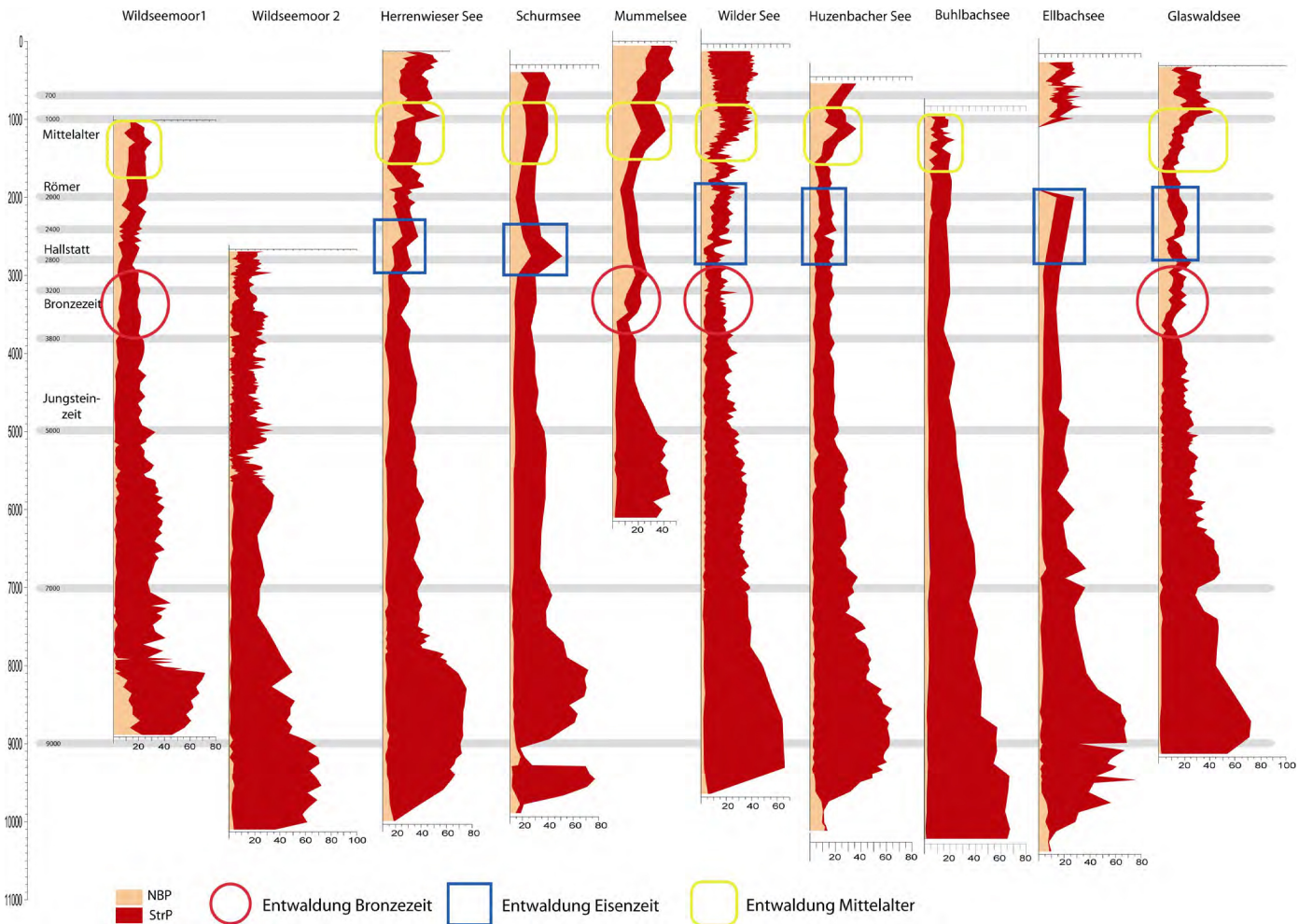


Abb. 2: Veränderungen im Bewaldungsgrad des Nordschwarzwaldes und Phasen stärkerer Entwaldung, erläutert anhand der Strauchpollen/Nichtbaumpollen-Anteile von Pollenprofilen, Ordinate: lineare Zeitachse (Sommerjähre B. P. cal.). Zeichnung: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.

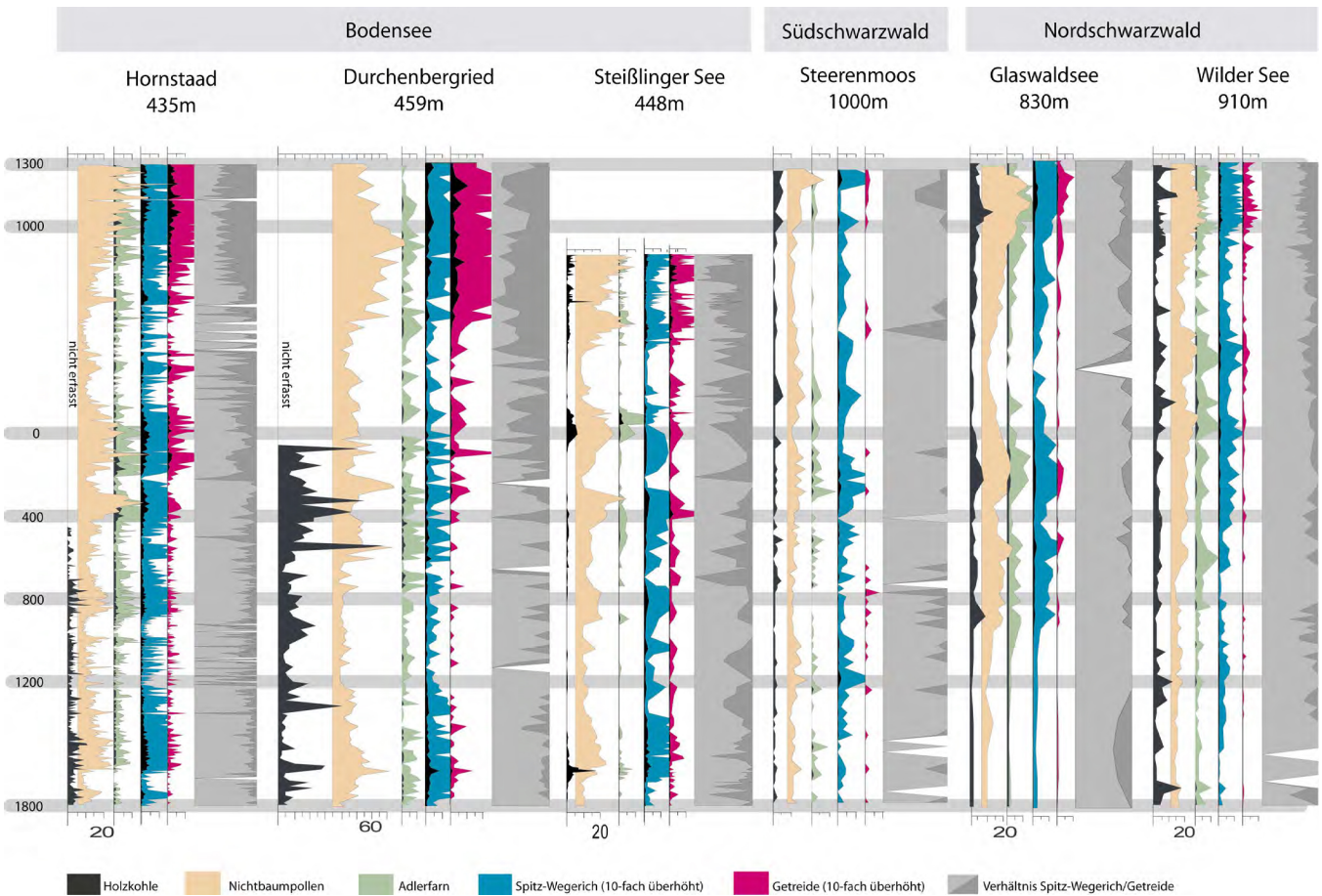


Abb. 3: Getreide- und Spitzweggerichpollen in Pollenprofilen von Nord- und Südschwarzwald und des Bodenseegebietes als Ausdruck der Landnutzung, Ordinate: lineare Zeitachse (Sonnenjahre B.P., cal.). Zeichnung: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.

6000 Jahre Landschaftsgeschichte im Nordschwarzwald bei Bad Peterstal

Die Wald- und Umweltveränderungen der letzten sechs Jahrtausende im Nordschwarzwald werden in ihren Grundzügen anhand des Pollenprofils aus dem in 839 m Höhe gelegenen Glaswaldsees dargestellt (Abb. 4). Dabei sollen die Ergebnisse der Pollenanalyse im Glaswaldsee bei Bad Peterstal die bisher rahmenhaft dargestellten Vegetations- und Landschaftsentwicklungen im Detail untermauern.

Um 4000 v. Chr. war die (Trauben-)Eiche der vorherrschende Baum im Wald. Im Unterwuchs der lichtoffenen, aber alles bedeckenden Bestände wuchs und blühte viel Hasel. Bergulme, Sommerlinde, Esche und Birke waren der Eiche beigesellt. Rotbuche und Weißtanne waren noch sehr selten. Um 3700 v. Chr. wurde zunächst die Rotbuche etwas häufiger, dann kam es zwischen 3600 und 3400 v. Chr. zur Massenausbreitung der Tanne, welche den so genannten Eichenmischwald, aber auch Hasel und Birke rasch in die Tieflagen oder an Sonderstandorte verdrängte. Die Ausbreitung von Buche und Tanne geht mit erhöhten Holzkohlewerten und vermindertem Glühverlust in den Sedimentproben einher (Abb. 4). Da aber handfeste Hinweise auf menschliche Eingriffe in Form von Getreide, Spitzwegerich oder anderen Kulturzeigerpollen weitgehend fehlen, muss auch im Falle des Gebietes bei Bad Peterstal offen bleiben, ob die Schattholzausbreitung vom Menschen ausgelöst wurde, wie das auch in anderen Landschaften der Fall war.¹⁹

Zwischen 3300 und 1200 v. Chr. bestand der Wald hauptsächlich aus Weißtanne und Rotbuche, wobei die Tanne anfangs klar überwog. Später verschob sich das Gleichgewicht allmählich zugunsten der Buche. Eiche, Birke, Hasel und Esche verloren weiter an Bedeutung.

Zwischen 1200 und 1000 v. Chr. kam es erstmals zu großflächiger Entwaldung. Davon waren vor allem Rotbuche und Esche betroffen. Die Birke profitierte hingegen davon und nahm zu. Die starke Entwaldung kann auch als Hinweis auf Nutzung der Birkenwälder gedeutet werden, wobei deren Nutzung in Form der Niederwaldwirtschaft wahrscheinlich ist. Bei dieser beschränkt sich die Bewirtschaftung auf regelmäßiges Abschlagen der Bestände in Abständen von zehn bis 25 Jahren. Nadelhölzer bleiben so auf der Strecke, während sich die Laubhölzer aus dem Stock regenerieren können. Gerade auf armen Böden ist hierbei die raschwüchsige Birke, die sich zudem noch durch Samenanflug ansiedeln und vermehren kann, im Vorteil. Im Niederwald ist der Holzzuwachs besonders hoch, weil die Wurzeln nach dem Einschlag nicht regeneriert werden müssen. Um große Holzmengen ohne höheren Qualitätsanspruch zu erzeugen, also Brennholz oder Holz für die Köhlerei, ist Niederwaldwirtschaft das ideale Verfahren.

Zwischen 1000 v. Chr. und der Mitte des 6. Jh. v. Chr. blieben die Entwaldung und der menschliche Einfluss unverändert stark. Der Holzkohleeintrag ist deutlich erhöht. Die Tanne blieb jedoch unbehelligt. Die Bestandesveränderungen bestehen im Rückgang von Buche, Esche und Eiche bei gleichzeitiger Zunahme von Birke und Hasel. Das spricht für Niederwaldwirtschaft, aber gegen ausgedehnte Waldweide.

Zwischen der Mitte des 6. und der Mitte des 4. Jh. v. Chr. nahm die Bewaldung leicht zu, blieb aber stets geringer als vor der Eisenzeit. Die Landnutzung setzte sich also in abgeschwächter Form fort (Abb. 4).

¹⁹ RICHARD POTT, Nacheiszeitliche Entwicklung des Buchenareals und der mitteleuropäischen Buchenwaldgesellschaften, in: Naturschutzzentrum Nordrhein-Westfalen, Seminarberichte 12 (1992), S. 6–18.

Glaswaldsee 839müNN

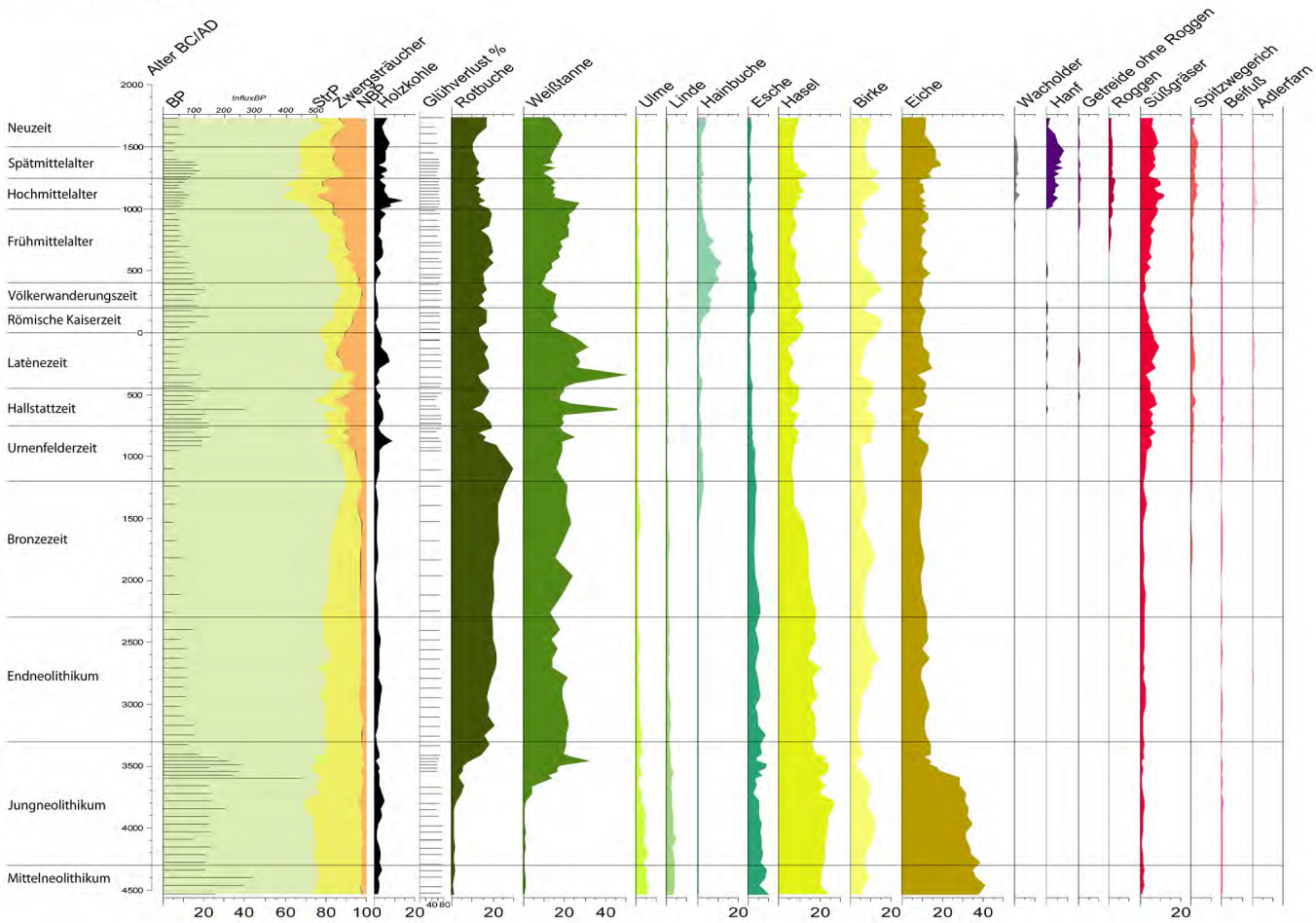


Abb. 4: 6000 Jahre Vegetations-, Landschafts- und Waldentwicklung bei Bad Peterstal. Pollendiagramm Glaswaldsee, Ordinate: lineare Zeitachse (Sonnenjahre B.C./A.D. cal.), Abszisse: prozentuale Anteile an der Landpollensumme. Zeichnung: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.

Von der Mitte des 4. bis zur Mitte des 2. Jh. v. Chr. erreichte die Entwaldung ihren bisherigen Höhepunkt. Das entspricht der mittleren Latènezeit. Jetzt gingen Hasel und Birke zurück, Eiche und Weißtanne nahmen zu. Berücksichtigt man jedoch den Baumpolleninflux, also die pro Jahr und cm² Seeboden insgesamt abgelagerte Baumpollenmenge, so ist dabei ein deutlicher Rückgang zu verzeichnen. Demnach hat die Bewaldung also stark abgenommen. Das bedeutet, dass Tanne und Eiche, deren Anteile im Pollenprofil zwar relativ zunehmen, im Bestand ungefähr gleich geblieben sein dürften. Die Rotbuche, die prozentual gleich bleibt, ist deutlich zurückgegangen. Hasel und Birke sind auch prozentual im Profil rückläufig, absolut sind sie deshalb sehr stark zurückgegangen. Das zeigt eine starke Übernutzung der näheren Umgebung an, bei der die Anzahl blühfähiger Bäume sehr stark zurückging, während in der weiteren Umgebung die Wälder wenig beeinflusst wurden.

Ab dem 2. Jh. v. Chr. nahm der Bewaldungsgrad langsam, aber stetig wieder zu und erreichte um 300 n. Chr. den Zustand geschlossener Bewaldung. Die Wiederbewaldung folgte der natürlichen Sukzession mit der Abfolge: Birke – Esche/Hainbuche – Rotbuche – Weißtanne. Anschließend wurde der Wald allmählich wieder zurückgedrängt. Die Entwaldung nahm ab der Völkerwanderungszeit bis weit ins Mittelalter ständig zu und erreichte im Hochmittelalter ihren Höhepunkt. Betroffen waren zunächst Hasel und Hainbuche, während die Rotbuche stagnierte und die Tanne zunächst noch zunahm. Erst zu Beginn des Hochmittelalters erfolgte ein abrupter Rückgang der Weißtanne (Abb. 4).

Bis zu 25 % Gräser- und Kräuteranteile am Pollenspektrum im Hochmittelalter bedeuten einen Entwaldungsgrad von mehr als 50 %. Die Zunahme von Birke und Hasel deutet auf Niederwaldwirtschaft mit kurzen Umtriebszeiten hin, das stärkere Vorkommen des Wacholders auf extensive Waldweide. Neu ist auch die große Bedeutung des Roggens und des Hanfs.²⁰ Hanfanbau dürfte auf tiefere Lagen beschränkt gewesen sein, doch sind die Pollenwerte zu hoch für Fernflug. Möglicherweise wurde Hanf aus tieferen Lagen zum Rösten an den See geschafft.

Im Spätmittelalter ging die Entwaldung ungefähr auf das Niveau der Hallstattzeit zurück. Der Rückschlag dauerte aber nur etwa 100 Jahre. Jetzt nahm die Eiche zu, dann auch noch einmal die Tanne. Gegen Ende des Spätmittelalters und in der frühen Neuzeit sind die Holzkohleeinträge ständig sehr hoch. Das ist vielleicht ein Hinweis auf die Reutbergwirtschaft, und es würde bedeuten, dass diese erst recht spät eingeführt wurde.²¹ In der Neuzeit nahm die Buche zu. Eiche und Hanf gingen zurück. Das Profil bricht im frühen 19. Jahrhundert ab; der

²⁰ Im Gegensatz zu den anderen Getreidearten ist Roggen windblütig und hinterlässt daher ein deutliches Signal im Pollenniederschlag. Er taucht vereinzelt, wohl als Unkraut, schon in prähistorischer Zeit auf, wird aber wohl erst seit der römischen Kaiserzeit angebaut. Für die armen, zur Versauerung neigenden Böden des Schwarzwaldes ist er besser geeignet als die Weizenarten. Vgl. auch: KARL-ERNST BEHRE, The history of rye cultivation in Europe, in: *Vegetation History and Archaeobotany* 1 (1992), S. 141–156.

²¹ OTTI WILMANN, Exkursionsführer Schwarzwald. Eine Einführung in Landschaft und Vegetation, Stuttgart 2001. Besonders aus dem Bodenseegebiet gibt es Indizien, dass Brandverfahren bereits und besonders in der späten Jungsteinzeit in der Landwirtschaft von großer Bedeutung waren, vgl.: J. S. CLARK / J. MERKT / H. MÜLLER, Post-glacial fire, vegetation, and human history on the northern alpine forelands, South-Western Germany, in: *Journal of Ecology* 77 (1989), S. 897–925; MANFRED RÖSCH, Zur Umwelt und Wirtschaft des Neolithikums am Bodensee. Botanische Untersuchungen in Bodman-Blissenhalde, in: *Archäologische Nachrichten aus Baden* 38/39 (1987), S. 42–53; WOLFRAM SCHIER, Extensiver Brandfeldbau und die Ausbreitung der neolithischen Wirtschaftsweise in Mitteleuropa und Südkandinavien am Ende des 5. Jahrtausends v. Chr., in: *Prähistorische Zeitschrift* 84 (2009), S. 15–43.

Anstieg der Fichtenkurve als Ausdruck der Aufforstungen des 19. Jahrhunderts ist nicht mehr erfasst. Um die jüngste Waldentwicklung betrachten zu können, müssen nämlich Kurzkerne aus dem See entnommen werden, in denen auch die sehr dünnflüssigen jüngsten Ablagerungen ungestört enthalten sind. Das ist am Glaswaldsee noch nicht geschehen.

Ausgeplündert, multifunktional, strukturreich – die Entwicklung der Zürcher Wälder im 19. und 20. Jahrhundert

Matthias Bürgi

1. Einleitung

In zahlreichen Berichten aus dem 19. Jahrhundert wird der schlechte Zustand der Wälder moniert und es werden Maßnahmen zur Verbesserung des Waldzustandes vorgeschlagen. Solche historischen Aussagen führten in den 1990er Jahren zur sogenannten „Holznotdebatte“.¹ Beteiligt waren Vertreter der klassischen Forstgeschichte, die diese Quellen als Belege für eine übernutzungsbedingte Degradation der Wälder im 19. Jahrhundert interpretierten. Historiker warfen ihnen eine Fehlinterpretation der zeitgenössischen Aussagen vor. Es sei zu berücksichtigen, dass diese Quellen die Sicht der Obrigkeit wiedergeben würden, und diese sei in erster Linie an der Durchsetzung von Nutzungsbeschränkungen und der Disziplinierung der Untertanen interessiert gewesen. Die Holznotdebatte belebte die forstgeschichtliche Forschung und es konnte schließlich eine differenzierte Sicht bezüglich der Knappheit der Ressource Holz gewonnen werden.

Im Zuge dieser Debatte wurde deutlich, wie wenig gesichertes Wissen über den tatsächlichen Zustand der Waldungen im 19. Jahrhundert vorliegt. Winfried Schenk forderte daher dazu auf, Forstgeschichte wieder vermehrt von den Quellen her zu betreiben, um verlässlichere Angaben über die früheren Waldverhältnisse zu erhalten.² Derartige Angaben über die früheren Waldverhältnisse interessieren nicht nur im Hinblick auf die oben beschriebenen ressourcenökonomischen Fragen, sondern auch aus ökologischer Sicht, denn die Artenvielfalt in den Wäldern hat in den letzten Jahrzehnten offensichtlich abgenommen. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Abnahme durch Veränderungen in der Waldstruktur mitverursacht wurde.

Der Wandel der Artenvielfalt wird meistens mittels Vergleichen zwischen früheren und heutigen Artenlisten belegt. In einer Studie wurde die heutige Flora des Juraausläufers Lägern mit jener vor hundert Jahren verglichen.³ Dabei wurde das Verschwinden von 13 Pflanzenarten des Waldes sowie ein starker Populationsrückgang für weitere zehn Arten, die früher im Wald wuchsen, dokumentiert. Als Grund für die Entwicklung wurde die zunehmende Verdunkelung der Waldbestände genannt. Für Waldpflanzen im Kanton Aargau wurde – ebenfalls für die letzten hundert Jahre – eine Aussterbensrate von 4–8 % berechnet. In einem weiteren Vergleich

¹ WINFRIED SCHENK, Holznöte im 18. Jahrhundert? – Ein Forschungsbericht zur „Holznotdebatte“ der 1990er Jahre, in: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen 157 (2006), S. 377–383.

² WINFRIED SCHENK, Waldnutzung, Waldzustand und regionale Entwicklung in vorindustrieller Zeit im mittleren Deutschland (Erdkundliches Wissen, Bd. 117), Stuttgart 1996, S. 154.

³ FABIAN G. EGLOFF, Dauer und Wandel der Lägernflora, in: Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 136 (1991), S. 207–270.

von alten Waldvegetationsaufnahmen mit Wiederholungsaufnahmen wurden entlang eines Transektes von Schaffhausen bis ins Tessin 37 Standorte alter Vegetationsaufnahmen aus dem Zeitraum 1940–1965 besucht und erneut vegetationskundlich erhoben.⁴ Dabei konnte ein mittlerer Verlust von 15 Gefäßpflanzenarten (von 41,0 auf 25,9) pro Aufnahme ermittelt werden. In nur fünf der 37 Aufnahmen stieg die Artenzahl. Ein Vergleich der mittleren Zeigerwerte erbrachte eine Abnahme der Licht-Zahl, d. h. eine Abnahme der Halbschatten- und Saumpflanzen, und eine Zunahme der Nährstoff- und Temperaturzahlen. Ähnliche Veränderungen in der Zusammensetzung der Vegetation des Waldes wurden für weitere Regionen der Schweiz dokumentiert.⁵

Es scheint somit, dass im Zuge der zunehmenden Verdunklung der Wälder viele Arten, die noch vor hundert Jahren im Waldareal vorkamen, in Bedrängnis gerieten. Um gezielte Maßnahmen zum Schutz dieser Arten treffen zu können, müssen genaue Angaben darüber vorliegen, unter welchen Bedingungen diese einst wuchsen, d. h., welche Bestandesstruktur die Wälder aufwiesen, die ihnen früher Lebensraum boten.

Die folgenden Ausführungen basieren weitgehend auf einer Untersuchung der Waldentwicklung im Zürcher Unter- und Weinland, die auf einer systematischen Auswertung von 583 forstlichen Planungswerken aus der Region beruht.⁶ Die ältesten ausgewerteten Planungswerke sind die 1823 über die öffentlichen Waldungen des Kantons Zürich erstellten Visitationsberichte, die späteren Planungswerke wurden Waldwirtschaftspläne genannt. Ähnliche Untersuchungen wurden in anderen Teilen des Kantons Zürich erstellt und zeigen vergleichbare Veränderungen des Waldzustandes, so beispielsweise auf der Albis- und Zimmerbergkette.⁷ Im Bereich der Voralpen hingegen ist die Waldentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert teilweise von Aufforstungsprojekten geprägt, was insbesondere für das Tösstal gut untersucht ist.⁸ Die dort dokumentierten Waldveränderungen unterscheiden sich dementsprechend von denjenigen in den tiefer gelegenen Teilen des Kantons.

⁴ GIAN-RETO WALTHER / ANDRE GRUNDMANN, Trends of vegetation change in colline and submontane climax forest in Switzerland, in: *Bulletin of the Geobotanical Institute ETH* 67 (2001), S. 3–12.

⁵ NINO KUHN, Ursachen floristischer und ökologischer Vorgänge in Waldbeständen, in: *Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen* 144 (1993), S. 347–367; ROLF HOLDEREGGER / LEA WIRTH, Flora von Küsnacht und ihre Veränderung während der letzten zwei Jahrhunderte, Birmensdorf 2007, S. 43; JOHN H. SPILLMANN / ROLF HOLDEREGGER, Die Alpenpflanzen des Tössberglandes, einhundert Jahre nach Gustav Hegi (Bristol-Schriftenreihe, Bd. 22), Bern 2008.

⁶ MATTHIAS BÜRGI, Waldentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Veränderungen in der Nutzung und Bewirtschaftung des Waldes und seiner Eigenschaften als Habitat am Beispiel der öffentlichen Waldungen im Zürcher Unter- und Weinland (Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Forstwesen, Bd. 84), Zürich 1998 – darin auch ausführliche Angaben zu Quellen und Methodik.

⁷ ERNST KREBS, Die Waldungen der Albis- und Zimmerbergkette, Winterthur 1948.

⁸ DIETHELM STEINER, Die Waldgeschichte des oberen Tösstales. Ein Beispiel für die volkswirtschaftliche Bedeutung von Aufforstungen in der Voralpenzone (Mitteilungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Winterthur, H. 27), Zürich 1954; vgl. SPILLMANN / HOLDEREGGER, Tössbergland (wie Anm. 5).

2. Waldentwicklung im 19. Jahrhundert

2.1 Beschreibungen des Waldzustandes

Auch für den Kanton Zürich finden sich teilweise drastische Schilderungen des Waldzustandes, die auf eine Übernutzung des Waldes schließen lassen. Ein Beispiel dafür ist im regierungsrätlichen Rechenschaftsbericht von 1832 zu finden. Darin wurde das Aussehen der auf Privatpersonen aufgeteilten Gemeindewaldungen folgendermaßen beschrieben: *Der Zusammenhang des Forstes ist unterbrochen; der allzu starke Einfluss von Licht und Wärme, und besonders die schädliche Wirkung von Sturm und Wind auf entblösste Stellen, bringen auch das Wachstum der Waldbäume, die auf des Nachbars Boden stehen, zum Stocken [...].*⁹

Ein Blick auf den Kontext dieses Zitates legt allerdings Zurückhaltung bei seiner Interpretation als Quelle für Informationen zum Waldzustand nahe, versuchte der Regierungsrat des Kantons Zürich doch mit dieser Schilderung zu begründen, wieso er Teilungsbegehren in Zukunft mehrheitlich abzulehnen gedenke. Es wäre also verfehlt, aufgrund dieser kurzen Beschreibung generell auf das damalige Waldbild schließen zu wollen.

Angezeigt ist eine Unterscheidung der Verhältnisse in den öffentlichen Waldungen und in den Privatwaldungen. Die Zustände in den letzteren wurden Mitte der 1820er Jahre durch die vier damaligen Kreisforstmeister im Auftrag des Oberforstamtes erhoben. Interessanterweise wird in diesem Bericht darauf hingewiesen, dass in Gegenden ohne holzverbrauchsintensive Gewerbe die Privatwaldungen aufgrund des fehlenden Absatzes noch holzreicher seien als anderswo, wo kaum mehr Sagholz zu finden sei.¹⁰ Generell werden in dieser Erhebung des Zustandes der Privatwaldungen jedoch ebenfalls intensiv genutzte Wälder beschrieben.

In den frühen Visitationsberichten und Wirtschaftsplänen der öffentlichen Waldungen wurde das Aussehen der Wälder selten direkt angesprochen, allerdings kam oftmals die Bewirtschaftungsweise zur Sprache. Elias Landolt beschrieb das in seinen Augen *höchst trostlose Bild der Bewirtschaftung* der Wälder von Flaach in einem Waldwirtschaftsplan über die Gemeindewaldungen mit den Worten: [...] *das alles geschieht auf die möglichst schädlichste Weise, indem man in der Regel die schönsten Laubholzausschläge ausschneidet, oder mitten in den Beständen ganze Traglasten Brennholz auf einem Fleck aushaut, die Forren viel zu hoch aufästet, wohl gar den Gipfel mit herunter schlägt und nicht etwa nur im Winter, sondern zu jeder Jahreszeit sammelt.*¹¹

Landolt störte vor allem die Regellosigkeit der Nutzung, wobei er allerdings erwähnte, dass eine derartige Waldwirtschaft im Kanton Zürich nicht ihresgleichen finde – es darf also wiederum nicht verallgemeinert werden.

⁹ Rechenschaftsbericht des Regierungsrathes an den Grossen Rath des Standes Zürich, 1832, S. 19.

¹⁰ Bericht über den Stand der Privatwaldungen 1825 – sämtliche in diesem Aufsatz erwähnten Archivalien, insbesondere die Visitationsberichte und die Waldwirtschaftspläne, befinden sich im Staatsarchiv des Kantons Zürich.

¹¹ Beschreibung und Wirtschaftsplan Gemeindeverwaltung Flaach 1853, Staatsarchiv Zürich Z 31.1223, S. 12.

2.2 Die waldbaulichen Betriebsformen

Im Zuge der Einführung einer auf wissenschaftlichen Grundsätzen basierenden Forstwirtschaft, die in der Schweiz in den ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts vollzogen worden ist, wurden vielerorts klar definierte waldbauliche Betriebsformen eingeführt. Grundsätzlich kann dabei unterschieden werden zwischen Hochwäldern, die aus Kernwüchsen bestehen, die also aus Samen und Keimlingen aufgewachsen sind, und Wäldern, die durch Stockausschläge verjüngt werden. Die letzteren, auch Ausschlagwälder genannt, können entweder rein sein, man spricht dann von Niederwäldern, oder aber aus einer Mischung aus Stockausschlägen und einzelnen Kernwüchsen bestehen. In diesem Fall ist die Rede von Mittelwäldern. Charakteristisch für den Nieder- und Mittelwald ist der periodische Abtrieb der Stockausschläge. Dabei ist eine sogenannte Umtriebszeit von 15–25 Jahren die Regel. Die aus den Stockausschlägen gewonnenen Holzsortimente dienen meistens als Brennholz. Bauholz wird dagegen aus den Hochwäldern sowie den Kernwüchsen des Mittelwaldes gewonnen, die mehrere Nutzungsperioden der Hauschicht stehen gelassen werden und zu größeren Durchmessern heranwachsen können.

Ausschlagbestände sind wesentlich älter als die Forstwirtschaft im heutigen Sinn. So zeigen Hinweise aus Etymologie und aus den Schriften römischer und griechischer Schriftsteller, dass bereits im Altertum der Niederwald als Waldform verbreitet war.¹² Für Deutschland stammen die frühesten schriftlichen Hinweise auf den Ausschlagwaldbetrieb aus dem 13. Jahrhundert.¹³ Eine Übersicht über frühe Hinweise auf die Ausschlagwirtschaft im Gebiet der heutigen Schweiz fehlt. In seiner Untersuchung über die zürcherische Forstpolitik und Landesverwaltung im Ancien Régime stellte Witschi unter Zitierung mehrerer Beispiele fest, dass in den Holzordnungen des 16. Jahrhunderts ein deutlicher Trend zur Mittelwaldwirtschaft erkennbar sei.¹⁴ Die Bezeichnungen Niederwald und Mittelwald sind allerdings wesentlich jünger als die schriftlichen Hinweise auf Ausschlagbestände, wurde der Begriff Mittelwald doch erst im Jahr 1817 von Cotta eingeführt.¹⁵

Die Begriffe Nieder- und Mittelwald fanden in der Schweiz somit erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts Verbreitung und wurden von den ersten akademisch ausgebildeten Forstleuten angewendet. Deren Aufgabe war es, die Wälder einzurichten, d. h. unter anderem, in wenige, klar definierte Betriebsarten einzuteilen. Bei ihren Bemühungen, Ordnung in die Wälder zu bringen, stand ihnen das neue forstliche Vokabular als kategorisierendes Instrument zur Verfügung. Die Taxatoren sahen sich anfänglich vielerorts Beständen mit vorherrschenden Kernwüchsen gegenüber. Die Ausschlagbestände wurden oftmals nicht schlagweise, sondern einzelstammweise genutzt. Derartige Bestände und ihre Struktur stimmten somit bei ihrer erstmaligen Klassifizierung noch nicht mit den Betriebsarten Nieder-, Mittel- oder Hochwald überein. Vielmehr wurden sie erst durch die anschließende Bewirtschaftung vom Forstdienst auf die mit den Begriffen assoziierten Bestandesbilder hingelenkt. Das Waldbild wurde in anderen Worten also erst im Laufe des 19. Jahrhunderts sukzessive in die forstlichen Kategorien hinein entwickelt.

¹² JOST TRIER, Holz. Etymologien aus dem Niederwald, Münster/Köln 1952, S. 14.

¹³ KURT MANTEL, Wald und Forst in der Geschichte, Hannover 1990, S. 334 ff.

¹⁴ PETER WITSCHI, Zürcherische Forstpolitik und Landesverwaltung im Ancien Régime, Diss. Univ. Zürich 1981, S. 87.

¹⁵ HEINRICH COTTA, Anweisungen zum Waldbau, Dresden 1856, S. 216.

Die Entwicklung der Waldbestände hin zu Waldbildern, wie sie von der Forsteinrichtung durch die neuen Betriebsformen vorgesehen waren, dauerte bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein. So beschreibt Landolt im Wirtschaftsplan von Flaach aus dem Jahr 1853:

In keiner dieser Betriebsklassen herrscht jedoch die mit ihrem Begriffe verbundene Betriebsform rein. Im Hochwald wird das unter den lichten Beständen bald in grösserer, bald geringerer Zahl vorhandene Laubholz im unregelmässigen Niederwaldturnus mit den Erzeugnissen dieser letzteren genutzt, der Mittelwald nähert sich in nicht ganz geringer Ausdehnung, seines übermässig starken Oberholzbestandes wegen, dem Hochwald und in den Niederwaldungen endlich sind – ohne dass eine genaue Ausscheidung möglich oder bisher ein wesentlicher Unterschied in der Bewirtschaftung gemacht worden wäre – lichte, räumliche Forrenplänterbestände eingeschlossen, die sich ganz allmählig in Niederwald verlieren.¹⁶

Aufgrund der Angaben in den Wirtschaftsplänen lässt sich für das Zürcher Unter- und Weinland sagen, dass in den 1820er Jahren auf 68 % der öffentlichen Waldfläche Bestände stockten, die der Struktur nach als Ausschlagbestände bezeichnet werden können. Rund 2820 ha oder 45 % waren Mittel- und 1450 ha oder 23 % waren Niederwälder.¹⁷ Die übrigen 32 % waren Hochwälder, wobei neben Eichenhochwäldern¹⁸ auch Nadelholzreinbestände und gemischte Bestände anzutreffen waren.

2.3 Die agrarischen Waldnutzungen

Der Mensch beeinflusste den Wald im 19. Jahrhundert einerseits im Rahmen der Holznutzung, andererseits in einem beträchtlichen Ausmaß durch diverse Aktivitäten, die nicht die Gewinnung von Holz, sondern von anderen Waldprodukten zum Ziel hatten. Dazu gehören agrarische Waldnutzungen wie die Waldweide, die Waldstreunutzung, die Gewinnung von Waldheu, das Sammeln von Harz, Beeren, Pilzen und Tannzapfen und die landwirtschaftliche Zwischennutzung von kahlgeschlagenen Beständen sowie die teilweise durch den Forstdienst betriebene Gerbrindenutzung.¹⁹ Diese Nutzungen wurden durch den in erster Linie am Holzertrag interessierten Forstdienst als „Nebennutzungen“ bezeichnet.

Die Waldweide wurde bereits seit ca. 1820 in den öffentlichen Waldungen im Kanton Zürich kaum mehr ausgeübt,²⁰ allerdings war sie in Richterswil bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht gänzlich verschwunden.²¹ Für den nördlichen Kantonsteil ist aus dieser Zeit lediglich

¹⁶ Wirtschaftsplan Gemeindeverwaltung Flaach (wie Anm. 11), S. 10.

¹⁷ Vgl. BÜRGI, Waldentwicklung (wie Anm. 6), S. 118.

¹⁸ MATTHIAS BÜRGI, Zum Eichenhochwald in der Schweiz, in: Beiträge für Forstwirtschaft und Landschaftsökologie 31 (1997), S. 145–150.

¹⁹ Für eine Übersicht über die Entwicklung und Bedeutung der agrarischen Waldnutzungen in der Schweiz siehe MARTIN STUBER / MATTHIAS BÜRGI, Agrarische Waldnutzungen in der Schweiz 1800–1950. Waldweide, Waldheu, Nadel- und Laubfutter, in: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen 152 (2001), S. 490–508; DIES., Agrarische Waldnutzungen in der Schweiz 1800–1950. Nadel- und Laubstreue, in: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen 153 (2002), S. 397–410; DIES., Agrarische Waldnutzungen in der Schweiz 1800–1950. Waldfeldbau, Waldfrüchte und Harz, in: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen 154 (2003), S. 360–375.

²⁰ ELIAS LANDOLT, Forst-Statistik des Kantons Zürich, Winterthur 1880, S. 36.

²¹ ANTON SCHULER, Forstgeschichte des Höhronen, Stäfa 1977, hier S. 94.

die Beweidung eines Eichenhochwaldes durch Schafe dokumentiert.²² Es ist davon auszugehen, dass die Situation in den Privatwäldern weitgehend ungeregt und entsprechend vielfältig war, allerdings finden sich in den Quellen kaum Hinweise darauf.

Für die Waldentwicklung von Bedeutung war die jahrhundertelange Nutzung der Waldstreue. Hans Caspar Hirzel, der erste akademisch ausgebildete Forstmann der Eidgenossenschaft, der seine Ausbildung in Freiburg i. Br. absolvierte, erwähnt, dass Moos aus Nadelwäldern oft als Streue benutzt wurde.²³ Er beklagt, dass dadurch *der Waldboden entblösst und seines natürlichen Düngers beraubt* werde. Im Kanton Zürich wurden vor allem die abgefallenen Blätter, aber auch Nadeln, schwaches Reisig und Moos als Waldstreue gesammelt.²⁴ Die Waldstreue wurde nicht nur als Streue auf den Viehlägern zur Erzeugung von Mist, sondern auch direkt zur Düngung der Felder und Reben verwendet. Bei dieser Art Streue, die direkt auf die Felder ausgebracht wurde, bestand die Tendenz, zusammen mit der Streue auch möglichst viel Waldhumus einzusammeln – man kann von einer eigentlichen Walderdenutzung sprechen. Zudem war die Verwendung von trockenem Buchenlaub als Füllmaterial von Matratzen weit verbreitet – darauf wird im Kapitel 3.3 näher eingegangen.

Im Zürcher Unter- und Weinland wurde die Streuenutzung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelegentlich auch als *Miesen und G'heiden* erwähnt.²⁵ Während mit *Miesen* die Nutzung von Moos bezeichnet wurde, war mit *G'heiden* das Entfernen des Heidekrautes gemeint. In den Quellen wird oftmals auf die Nachteile der Waldstreuenutzung für den Holzsertrag hingewiesen und es werden Bestände erwähnt, die durch diese Nebennutzung lückenhaft geworden sind.

Die Waldstreuenutzung wurde nicht im ganzen Kanton gleichermaßen ausgeübt, kam die Waldstreue doch in erster Linie dort zum Einsatz, wo Feuchtwiesen für einen Schnitt von Streue fehlten und auch das aus dem Ackerbau anfallende Getreidestroh den Bedarf nach Streumaterial nicht zu decken vermochte: *Das Laub- und Moosrechen ist – das in die Bettsäcke nöthige Buchenlaub abgerechnet – im südlichen und östlichen Theile des Kantons gar nicht üblich, im nördlichen und westlichen dagegen wird in denjenigen Ortschaften, die magere, trockene Felder und wenig Wiesen haben, Streulaub gesammelt, wobei hie und da Uebertretungen der diessfälligen gesetzlichen Bestimmungen vorkommen.*²⁶ Noch im Mai 1893 erteilte der Regierungsrat des Kantons Zürich eine Bewilligung zum Bezug von Waldstreue in den Bezirken Dielsdorf und Andelfingen, die dort in sehr ausgedehntem Maß genutzt wurde.²⁷ Diese Bewilligung umfasste nicht nur das Laub, sondern auch das Heide- und Heidelbeerkraut, also das erwähnte G'heiden.

Die landwirtschaftliche Zwischennutzung ist eine kurzzeitige, ackerbauliche Nutzung des Waldbodens mit künstlicher Verjüngung bei der letzten Fruchtsaat. Sie stellt im Prinzip eine spezielle Form des Waldfeldbaues – die Verbindung von Feldbau und Waldbau auf derselben Fläche – dar. Da bei der landwirtschaftlichen Zwischennutzung die ackerbaulich bewirtschaftete Fläche ausgedehnt werden konnte, ohne dadurch das Waldareal zu verkleinern, kam sie sowohl den Interessen von Forstdienst als auch der übrigen Bevölkerung in Zeiten erhöhter Nach-

²² Vgl. BÜRGI, Waldentwicklung (wie Anm. 6), S. 151.

²³ HANS CASPAR HIRZEL, Instruction über die Wissenschaften und Grundsätze, worauf eine regelmässige Behandlung und Verwaltung des Forstwesens beruhet, 1809, StAZH III Oo 2 (1).

²⁴ ELIAS LANDOLT, Der Wald. Seine Verjüngung, Pflege und Benutzung, Zürich ²1872, S. 435.

²⁵ Visitationsbericht Gemeindefeldung Hochfelden 1823, Staatsarchiv Zürich Z 31.1223.

²⁶ Rechenschaftsbericht des Regierungsrathes an den Grossen Rath des Standes Zürich, 1864, S. 41 f.

²⁷ Rechenschaftsbericht des Regierungsrathes an den Grossen Rath des Standes Zürich, 1893, S. 419.

frage nach Ackerland entgegen, so beispielsweise im September 1845, als im Kanton Zürich die Kartoffelkrankheit ausbrach.²⁸ Die Zwischennutzung erfuhr eine wesentliche Ausdehnung, da die auf den Waldfeldern gepflanzten Kartoffeln nicht angesteckt wurden und der Rodungsdruck durch die Verpachtung der Schläge für die Erzeugung von Lebensmitteln vermindert werden konnte. Diese Argumentation findet sich explizit im Rechenschaftsbericht des Regierungsrates für das Jahr 1846, in dem zu lesen ist, dass es zur *Nachhilfe für die Lebensmittelerzeugung durch Anbau von Kartoffeln und Feldfrüchten auf Waldboden der Zerstörung des unentbehrlichen Waldes* nicht bedürfe, da die Zwischennutzung diese beiden Anliegen zu erfüllen vermöge und gleichzeitig der Boden für die anschliessenden Kulturen gereinigt und vorbereitet werde.²⁹ Auf den Schlägen wurden bedeutende Mengen von Hafer und Kartoffeln produziert, zudem stellt man Anbauversuche mit Mais und Bohnen zwischen den Pflanzungen an.³⁰ Mit der Kombination von Kahlschlag, Stockrodung, landwirtschaftlichem Zwischenanbau und anschließender künstlicher Nadelbaumverjüngung war ein System gefunden worden, das bei den Waldeigentümern großen Anklang fand. Die Verbreitung dieser Nutzungsweise zeigt sich darin, dass wahrscheinlich ein Großteil der heutigen Nadelbaumbestände im schweizerischen Mittelland auf zwischengenutzten Böden stockt.³¹ Allerdings wurde noch lange Zeit in den Wirtschaftsplänen auf die aus Sicht des Forstdienstes negativen Auswirkungen der landwirtschaftlichen Zwischennutzung hingewiesen, beispielsweise auf den schädlichen Überzug von „Haftmoosen“ als Merkmal von durch Waldfeldbau heruntergewirtschafteter Böden.³²

2.4 Bilanz: Wandel des Waldbildes im 19. Jahrhundert

Dieser Überblick über die leider etwas spärlichen Quellen zum Waldzustand im 19. Jahrhundert legt die Vermutung nahe, dass sich der aufkommende Forstdienst tatsächlich mancherorts unregelmäßig bestockten und lichten Wäldern gegenüber sah. Dieses Waldbild entstand einerseits durch eine auf den Bedarf ausgerichtete Holznutzung, andererseits wurden den Wäldern durch diverse Nebennutzungen über lange Zeit Nährstoffe entzogen, was zu einer Ausmagerung der Böden führte und die Bestände weniger wüchsig und lichter werden ließ. Die Auflichtung der Bestände war für die Ausübung von Nebennutzungen wie Waldweide und Waldgrasnutzung durchaus erwünscht, da der vermehrte Lichteinfall den Graswuchs förderte. Während die Waldweide im Laufe der ersten Jahrhunderthälfte aufgegeben wurde, nahm die Verbreitung der Waldstreunutzung vermutlich vorerst noch zu. Eine starke Ausdehnung erfuhr die landwirtschaftliche Zwischennutzung der Schläge in den im Kahlschlagverfahren bewirtschafteten Hochwäldern, insbesondere in Zeiten von Nahrungsmittelknappheit.

Generell waren die Wälder zu Beginn des 19. Jahrhunderts inhomogen und somit stark strukturiert, vor allem infolge der großen Verbreitung von Ausschlagbeständen. Darin lagen

²⁸ Bruno FRITZSCHE / Max LEMMENMEIER, Die revolutionäre Umgestaltung von Wirtschaft, Gesellschaft und Staat 1780–1870, in: BRUNO FRITZSCHE u. a., Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, S. 20–157, hier S. 142.

²⁹ Rechenschaftsbericht des Regierungsrathes an den Grossen Rath des Standes Zürich, 1846, S. 36.

³⁰ Rechenschaftsbericht des Regierungsrathes an den Grossen Rath des Standes Zürich, 1847, S. 42.

³¹ HEINRICH GROSSMANN, Das Forstwesen im Kanton Zürich von 1798 bis 1960, in: 650 Jahre Zürcherische Forstgeschichte, Bd. 2: Forstpolitik, Forstverwaltung und Holzversorgung im Kanton Zürich von 1789 bis 1960, hg. von LEO WEISZ u. a., Zürich 1983, S. 93.

³² Wirtschaftsplan Gemeindewaldung Rafz 1927, Staatsarchiv Zürich Z 31.1262.

dichte, kurz vor dem Schlag stehende Unterholzbestände unmittelbar neben frischen Schlagflächen. Die Lichtverhältnisse und weitere mikroklimatische Faktoren wiesen daher auf kleiner Fläche starke Gradienten auf. Zwar ist zu bezweifeln, dass die als Nieder- und Mittelwälder ausgewiesenen Bestände bereits in der ersten Jahrhunderthälfte ausnahmslos den damit verbundenen Waldbildern entsprachen. Vielmehr fand erst in dieser Zeit infolge der Einführung forstwirtschaftlich definierter Betriebsarten eine Schematisierung der Waldbewirtschaftung und der Waldtypen statt. Die Fläche der Niederwälder sank seit den 1820er Jahren und die entsprechenden Bestände wurden noch im 19. Jahrhundert fast vollständig umgewandelt. Auch die Mittelwaldwirtschaft verlor im Laufe des 19. Jahrhunderts an Bedeutung. Seit den 1860er Jahren ist in den Wirtschaftsplänen die Rede von deren Umwandlungen in Hochwälder. Darunter dominierten Nadelhochwaldungen, gleichzeitig ging die Fläche der Laubhochwaldungen, beispielsweise der Eichenhochwälder, zurück.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Kahlschlagwirtschaft in den Hochwäldern allgemein verbreitet. Das Waldbild wurde somit zunehmend von homogenen Nadelwäldern geprägt. Föhrensaaten waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitet, verloren jedoch anschließend an Bedeutung und wurden durch Fichtenpflanzungen abgelöst.

3. Waldentwicklung im 20. Jahrhundert

3.1 Die waldbaulichen Betriebsformen

Im Jahr 1907 trat ein neues Forstgesetz in Kraft. Laut dem Jahresbericht des Oberforstamtes 1907 verlangt der darin enthaltene neue § 27 für den Hochwald den Übergang von der Flächen- zur Massenkontrolle.³³ Mit der Aufgabe des Flächenfachwerks und der Flächenkontrolle entfiel für die Forstverwaltung einer der Hauptgründe für den Kahlschlagbetrieb, der zudem bereits in der Revision der eidgenössischen Forstgesetzgebung von 1902 und der Vollziehungsverordnung von 1903 verboten worden war. Die Kahlschlagwirtschaft war auch unvereinbar mit den in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aufkommenden Ideen einer naturgemäßen Waldbehandlung. Daher ging in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht nur der Mittelwaldbetrieb, sondern auch die Kahlschlagwirtschaft in den Hochwäldern im Kanton Zürich stark zurück. Diese Abkehr von der Kahlschlagwirtschaft ist auch in den Waldwirtschaftsplänen aus dieser Zeit gut dokumentiert. So wurde in Obersteinmaur der Kahlschlagbetrieb durch eine *allmähliche, langsam fortschreitende Abnutzung der Bestände in Form von Durchforstungen, Vor- und Saumhieben* abgelöst.³⁴ In einem Wirtschaftsplan aus dem Jahr 1920 erwähnte der Taxator die negativen Folgen der Stockrodung als Begründung für die Aufgabe der Kahlschlagwirtschaft. Möglicherweise bot der Wechsel in der Bewirtschaftungsweise einen willkommenen Anlass, diese ungeliebte Nutzungsweise zu unterbinden. Die Wirtschaftspläne zeigen, dass vor allem in den 1910er und 1920er Jahren letzte Kahlschläge geführt wurden, so 1912 im Staatswald Eglisau und 1914 im Gemeindewald von Bülach.

Die Umwandlung der Mittelwaldbestände erfolgte vorwiegend auf indirektem Weg, d. h. auf dem Durchforstungsweg oder mittels Kesselhieben. Dadurch behielten die Bestände die

³³ Jahresbericht des Oberforstamtes des Kantons Zürich 1907, S. 14.

³⁴ Wirtschaftsplan Gemeindewaldung Steinmaur – Obersteinmaur 1931, Staatsarchiv Zürich Z 31.1553.

charakteristische Struktur von Mittelwäldern noch einige Zeit nach der Umstellung von Mittelwald- auf Hochwaldbetrieb. Viele Betriebe führten in den 1920er Jahren die letzten Mittelwaldschläge aus. Der letzte Mittelwaldschlag in den öffentlichen Waldungen des Zürcher Unter- und Weinlandes wurde allerdings wahrscheinlich erst 1958 in Andelfingen ausgeführt.³⁵ Möglicherweise war dies zugleich einer der letzten im ganzen Kanton. In den Waldungen der Albis- und Zimmerbergkette wurde der letzte Mittelwaldschlag bereits in den 1930er Jahren ausgeführt.³⁶ Grossmann stellte fest, dass im Kanton Zürich die Kahlschläge im Mittelwald seit 1934 fast und die Erträge aus der Mittelwaldwirtschaft bis 1945 ganz verschwunden seien.³⁷ Somit hatte die Mittelwaldwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg keine große Bedeutung mehr. Erst in den letzten Jahren wurden an einigen Orten aus Gründen des Naturschutzes erneut Mittelwaldbestände angelegt.

3.2 Entwicklung des Waldzustandes

Das forstliche Planen und Wirken blieb nicht ohne Folgen für die Waldbilder. Dies lässt sich für den öffentlichen Wald im Zürcher Unter- und Weinland im 20. Jahrhundert mit Zahlen belegen, denn die Waldwirtschaftspläne aus dieser Zeit beinhalten zunehmend quantitative Angaben.³⁸ So stiegen von den 1920er bis in die 1960er Jahre die Stammzahlen pro Hektar von 281 auf 387 Bäume, was einer Zunahme von rund 38 % entspricht. Die Holzvorräte stiegen sogar um 90 % von 188 m³ auf 358 m³. Folglich erhöhte sich auch der Mittelstamm, und zwar von 0,67 m³ auf 0,92 m³ pro Baum. Während die 1960er Jahre für die Stammzahlen und den Holzvorrat eine Trendumkehr brachten, stieg der Mittelstamm weiter auf 1,14 m³ an, da die Stammzahlen bei annähernd gleichbleibenden Vorratszahlen auf 309 Bäume pro Hektar zurückgingen. Von 1965 bis 1985 sank die Stammzahl pro Hektar um 20 %, während der Rückgang des Holzvorrats pro Hektar lediglich 1,5 % betrug.³⁹

Bezüglich der Baumartenzusammensetzung stieg der Vorrat der Fichten von 1925 bis 1985 kontinuierlich von 64 m³ auf 141 m³ an. Die Stammzahlen erreichten hingegen, ausgehend von 91 Bäumen pro Hektar, 1955 mit 122 Bäumen ein Maximum und sanken anschließend bis 1985 um rund 17 % auf 101 Bäume pro Hektar. Diese beiden Entwicklungen bewirkten einen immer stärker werdenden Anstieg des Mittelstammes, der sich in der untersuchten Zeitperiode von 0,71 m³ auf 1,40 m³ pro Baum verdoppelte.

Völlig anders entwickelte sich die Föhre. Ihre Stammzahlenwerte erreichten bereits in den 1930er Jahren mit 127 Bäumen pro Hektar ihr Maximum und zehn Jahre später kulminierte auch die Vorratsdichte mit 104 m³. Seither verzeichneten beide Parameter starke Rückgänge. So sank die Stammzahl auf 36 Bäume pro Hektar, was 28 % des maximalen Wertes entspricht, und der Vorrat beträgt noch 57 m³, dies sind 55 % des Wertes von 1945. Dieser Rückgang ging einher mit einem starken Anstieg des Mittelstammes von 0,67 m³ auf 1,58 m³ pro Baum.

Die wichtigste Laubbaumart im Zürcher Unter- und Weinland ist die Buche. Auch ihre Vorratszahlen stiegen seit 1925. Ausgehend von einer im Vergleich zur Fichte allerdings wesentlich

³⁵ Wirtschaftsplan Gemeindewaldung Andelfingen – Grossandelfingen 1953, Staatsarchiv Zürich Z 31.928; Wirtschaftsplan Gemeindewaldung Andelfingen – Grossandelfingen 1964, Staatsarchiv Zürich Z 31.929.

³⁶ Vgl. KREBS Waldungen (wie Anm. 7), S. 258.

³⁷ Vgl. GROSSMANN, Forstwesen (wie Anm. 31), S. 211.

³⁸ Vgl. BÜRGI, Waldentwicklung (wie Anm. 6).

³⁹ Ebd., S. 175 ff.

kleineren mittleren Vorratsdichte von knapp 18 m³ pro Hektar, wuchsen diese Werte in der Untersuchungsperiode um 350 % auf 61 m³ pro Hektar an. Das Maximum in der Stammzahl wurde mit 79 Bäumen pro Hektar in den 1970er Jahren erreicht. Der Mittelstamm wies in den 1930er Jahren mit 0,72 m³ ein erstes Maximum auf, ging anschließend bis 1955 etwas zurück und stieg bis 1985 auf 0,82 m³ pro Baum an.

Die Stammzahlen der Eiche erreichten in den 1960er Jahren mit 44 Bäumen pro Hektar den größten Wert. Wie bei der Föhre kulminierten die Vorratswerte mit 48 m³ zehn Jahre nach denjenigen der Stammzahlen, nämlich 1975. In der letzten Untersuchungsdekade sanken die Werte der Stammzahlen um 29 % auf 30 Bäume pro Hektar, während die Vorräte um 6 % zurückgingen. Dadurch stieg der Mittelstamm auf 1,5 m³ pro Baum stark an. Ein erstes relatives Maximum hatte dieser Wert in den 1940er Jahren erreicht.

Obschon keine analogen Zahlen für die Privatwaldungen vorliegen, ist damit zu rechnen, dass diese Entwicklung zu vorratsreicheren Beständen im Privatwald verzögert verlief. Sonst wäre es kaum erklärbar, wieso Huber noch gegen die Mitte des 20. Jahrhunderts hin in seiner Studie über den Zustand der Privatwaldungen den Waldzustand folgendermaßen beschrieb:

„Der erste Eindruck, den man heute beim Überblick über ein grösseres parzelliertes Privatwaldgebiet gewinnt, ist oft der eines verwirrenden Mosaiks der verschiedensten Holzarten und Bestandesformen. Ausgeplünderte, von Unkraut überzogene Grundstücke mit einigen kümmerlichen Fichtenpflanzungen oder vereinzelt Stockausschlägen wechseln mit sorgfältig gepflegten, gemischten Beständen. [...] Meist sind es die flachgründigen, trockenen, schlechtesten Standorte auf Juraboden, an Molassehängen oder auf durchlässigen Schotterterrassen, die eine vorratsarme, verunkrautete Niederwaldvegetation tragen, wie z. B. in der Gemeinde Glattfelden.“⁴⁰

3.3 Die Waldnutzungen

In die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts fällt auch die vollständige Aufgabe von agrarischen Waldnutzungen wie Waldstreunutzung, landwirtschaftlicher Zwischennutzung und Gerbrindenutzung, auch wenn letztere teilweise während der beiden Weltkriege erneut ausgeübt wurden. Einzig die Verwendung von Buchenlaub zum Füllen der Matratzen war eine Verwendung von Waldstreumaterial, die, wie das folgende Zitat zeigt, zumindest im Zürcher Unterland bis ins 20. Jahrhundert verbreitet war: „Bettlauben. An trockenen Novembertagen gingen in Windlach, Raat, Stadel, Bachs und anderen Orten die Dorfbewohner beiderlei Geschlechts mit Karren, Säcken oder Blachen und Rechen in den Buchenwald, um zu ‚lauben‘, d. h. um dürres Buchenlaub zu sammeln. Nachdem dieses zu Hause aufs sorgfältigste gereinigt und an der Sonne oder auf dem Ofen ‚rösch‘ gemacht, d. h. gedörrt worden war, füllte man damit die Laubsäcke für die Betten. [...] Man pflegte auch an schönen Märztagen zu lauben; dieses Laub war aber, weil schon zum Teil vermodert, weniger dauerhaft als das Herbstlaub. Im Stadler- und Bachsertal gingen die Leute nach freien Ermessen ‚ins Laub‘; in Niederwenigen hingegen wurde der Laubtag durch den Waibel in den Wohnungen der nutzungsberechtigten Bürger angesagt. Betten mit einem Laubsack sind im Unterland noch heute vorhanden.“⁴¹

⁴⁰ ALFRED HUBER, *Der Privatwald in der Schweiz*, Zürich 1948, S. 164 f.

⁴¹ GOTTLIEB BINDER, *Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes*, Basel 1925, S. 46.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts sind zahlreiche neue gesellschaftliche Ansprüche an den Wald entstanden. Im Zentrum steht dabei die Nutzung des Waldes als Freizeit- und Erholungsraum. Bike-Trails, Vita-Parcours und Feuerstellen können lokal durchaus die Waldbilder prägen und sind in der modernen Waldplanung zu berücksichtigen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts sah sich der Forstdienst auch zunehmend mit dem Naturschutz und seinen Vorstellungen vom Wald und von der Waldwirtschaft konfrontiert. Diese führten in einem segregativen Ansatz zur Schaffung von Waldreservaten, es galt jedoch auch Anpassungen bei der Bewirtschaftung der Wälder vorzunehmen. Spechtbäume, Altholzinseln und die gezielte Auflichtung von Beständen für den Schutz von im zunehmend dunklen Wald in Bedrängnis geratenen Arten sind die sichtbaren Folgen der Auseinandersetzung des Forstdienstes mit den Gedanken des Naturschutzes.

3.4 Bilanz: Wandel des Waldbildes im 20. Jahrhundert

Die Waldentwicklung in der zweiten Jahrhunderthälfte steht im Zeichen einer Stabilisierung der Holzvorräte auf hohem Niveau. Der Mittelstamm stieg aufgrund sinkender Stammzahlen weiter an. Dass hinter größer werdenden Mittelstämmen völlig unterschiedliche Entwicklungen stehen können, kann am Beispiel von Föhren und Fichten gezeigt werden. Trotz vergleichbarer Mittelstammentwicklung gingen die Föhrenvorräte in der zweiten Jahrhunderthälfte stark zurück, während die Fichtenvorräte weiterhin kontinuierlich anstiegen. Aufgrund der Buchenverjüngungen in der ersten Jahrhunderthälfte stiegen die Buchenstammzahlen und -vorräte stark an. Generell stieg durch den Rückgang der Föhren und die Zunahme der Buchen der Anteil der Laubbaumarten in den Beständen. In der künstlichen Verjüngung hingegen dominierten zwischen der Mitte der 1950er Jahre und den 1970er Jahren Fichtenpflanzungen. Seither gingen die Pflanzzahlen stark zurück und der Anteil natürlich verjüngter Flächen nahm zu. Dies bewirkte, dass in den letzten Jahrzehnten auch in der Verjüngung Laubbaumarten eine größere Bedeutung erhielten.

Die steigenden Vorratszahlen könnten zur Vermutung veranlassen, dass die Holznutzung zurückgegangen sei, aber das Gegenteil ist der Fall: Seit der Jahrhundertmitte hat sich die Menge des jährlich genutzten Holzes annähernd verdoppelt. Größere Sturmereignisse führten zudem zu Nutzungsspitzen und schufen ungeplante Freiflächen im Wald. Bei der in der Steigerung der Holzerträge sichtbaren Zunahme der Ertragskraft der Wälder mag das Wegfallen der Nebennutzungen eine gewisse Rolle spielen. In erster Linie ist sie jedoch durch die parallel zu den Vorräten steigende Holzzuwachsleistung bedingt.

Aus Sicht des Naturschutzes von besonderem Interesse ist der Vorrat an liegendem und stehendem Totholz. Dazu lässt sich sagen, dass infolge zunehmender Verwendung von einfach handhabbaren fossilen Brennstoffen im 20. Jahrhundert das Dürreholz sammeln im Wald weitgehend verschwand. Zudem werden immer mehr Holzereiabfälle im Wald zurückgelassen – entsprechend ist der heutige Vorrat an liegendem Totholz im Wald höher als je zuvor im untersuchten Zeitraum. Die Menge des stehenden Totholzes mag sich in den letzten 20 Jahren ebenfalls erhöht haben, vor allem aufgrund gezielter Bemühungen um die Erhaltung sogenannter „Spechtbäume“ – dazu sind jedoch in den Wirtschaftsplänen keine quantitativen Angaben zu finden.

4. Waldentwicklung im Kanton Zürich in Bildern

Grundsätzlich waren die Privatwälder, die auch im 19. Jahrhundert mehr als 50 % der Waldfläche umfassten, stärker genutzt, vorratsärmer und durch die unregelmäßige Bewirtschaftung und die kleinen Parzellengrößen struktureicher als die öffentlichen Waldungen. Während sich im Laufe des 19. Jahrhunderts im öffentlichen Wald eine geregelte Bewirtschaftung mit geordneter Schlagführung verbreitete, blieben die Zustände im kleinräumig überaus heterogenen, stark genutzten Privatwald aus Sicht der Forstwirtschaft unerfreulich (Abb. 1).



Abb. 1: „Vier verschiedene Privatwaldeigentümer, vier verschiedene Bestände! Dorf (Zürich).“ Aus: HUBER, Privatwald (wie Anm. 40), Abb. 14, vor S. 167.

Die schlagweise Bewirtschaftung hatte sowohl im Hochwald als auch in den Ausschlagbeständen im Laufe des 19. Jahrhunderts weite Verbreitung gefunden. Allerdings liegen aus dem westlich an den Kanton Zürich anschließenden Kanton Aargau Fotografien aus den 1930er Jahren von geplenterten Niederwäldern vor (Abb. 2). Es ist gut möglich, dass auch im Kanton Zürich noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts vergleichbare Bestände vorkamen.

Mittelwälder zeichnen sich durch eine große strukturelle raumzeitliche Dynamik aus. Abbildung 3 zeigt Mittelwald vor und nach dem Schlag. Während in der linken Bildhälfte dichtes Unterholz steht, zeigt die rechte Bildhälfte die Situation nach dem Schlag. Durch den sehr licht gewordenen Bestand wird am Horizont eine Häusergruppe sichtbar – der Wald wurde also gewissermaßen schlagartig durchsichtig. Zwei Jahre später sind die neuen Ausschläge der Hauschicht erkennbar (Abb. 4). Sechs Jahre nach dem Schlag ist das Unterholz bereits wieder zu einem dichten Buschbestand aufgewachsen, der den Blick aus dem Wald verdeckt (Abb. 5).



Abb. 2: Geplenterter Niederwald an der Lägern, Gemeinde Wettingen. Foto: W. Nägeli, 1932, Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) Fotoarchiv Nr. 5182.



Abb. 3: Ruemlang. Mittelwaldbild, vor und nach dem Schlag. WSL Fotoarchiv Nr. A1082, 1924.



Abb. 4: Ruemlang. Mittelwaldbild, zwei Jahre nach dem Schlag. WSL Fotoarchiv Nr. A1081, 1924.



Abb. 5: Ruemlang. Mittelwaldbild, sechs Jahre nach dem Schlag. WSL Fotoarchiv Nr. A1083, 1924.



Abb. 6: Käferberg. Vertikal-Fliegeraufnahme. Mittelwald (mit großen, kugeligen Oberholzbäumen) und gleichförmige Nadelholzbestände. Aus: ERNST KREBS, Zürcherische Holzversorgung und Forstverwaltung im 19. und 20. Jahrhundert, in: 650 Jahre Zürcherische Forstgeschichte (wie Anm. 31), S. 43**.



Abb. 7: Flugaufnahme bei Bättershausen (Thurgau), 1935. Oberer Teil: Standortgemäßer Mittelwald im Eigentum einer Korporation. Unterer Teil: Parzellierter Privatwald mit zahlreichen Fichtenkulturen. Aus: HUBER, Privatwald (wie Anm. 40), Abb. 12, nach S. 166.

Mittelwälder sind im Luftbild generell gut erkennbar (Abb. 6 und 7). Luftbilder erlauben teilweise eine grobe Klassierung der Mittelwaldbestände nach Oberholzvorrat. Im Luftbild kann gut zwischen Fichtenkulturen – oftmals im kleinparzellierten Privatwald (Abb. 7) – und dem reich strukturierten Mittelwald unterschieden werden.

Im Fotoarchiv der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL, Birmensdorf befindet sich ein Glasnegativ, das den letzten Kahlschlag in Bülach zeigt (Abb. 8) – dies gemäß eines Bildkommentars auf einer ebenfalls vorliegenden Papierkopie derselben Aufnahme. Durch das in dieser Bildunterschrift enthaltene Ausrufezeichen nach dem Begriff Föhrenbrennholzwald machte der Kommentator deutlich, dass er nicht viel von derartigen, mit nur einer Umtriebszeit von 70 Jahren betriebenen Nadelbrennholzbeständen hält. Diese eher exotisch anmutende Betriebsklasse von Nadelbrennholzbeständen bestand in Bülach wahrscheinlich seit ungefähr 1780.⁴²



Abb. 8: „70-jähriger ‚Föhrenbrennholzwald‘(!) im Kahlschlagbetrieb (früher ebenfalls Eichenwald) letzter Kahlschlag 1912/13“/„Bülach. Gemeindewald Hard. Föhrenkahlschlag“. WSL Fotoarchiv, Nr. V 2/Nr. B 5020, H. Knuchel, April 1914. In einer kolorierten Variante im StAZ in der Glasnegativ-Sammlung aus dem Oberforstamt, Dia Nr. 196.

⁴² Wirtschaftsplan Gemeindewaldung Bülach 1822, Staatsarchiv Zürich Z 31.1182.



Abb. 9: Bülach, Gemeindewald Hard. Rest des ursprünglichen Eichenwaldes. WSL Fotoarchiv, Nr. B 5018, H. Knuchel, 24. April 1914.

Im Kanton Zürich stockten um 1825 noch gegen 400 ha Eichenhochwälder.⁴³ Sie lagen im Norden des Kantons, vorwiegend in einem Gürtel bestehend aus den Gemeinden Rüm- lang, Kloten, Bülach, Hochfelden, Glattfel- den, Weiach, Hüntwangen, Wasterkingen, Wil und Rafz. In diesen Gemeinden waren um 1825 rund ein Drittel der Hochwälder Eichen- hochwälder. Eichenhochwälder zeichnen sich durch langschäftige Eichen aus, deren Krone in Abhängigkeit von der Bestockungsdichte unterschiedlich schlank oder breit ausgebildet ist (Abb. 9).

5. Bilanz

Der kurze waldgeschichtliche Überblick über die Entwicklung von Waldnutzung und Wald- struktur der Wälder im Kanton Zürich im 19. und 20. Jahrhundert zeigt einen großen Wan- del. Dieser Wandel umfasst weitgehende Ver- änderungen in der Bedeutung der Wälder für die Gesellschaft, grundlegende Entwicklungen in der Bewirtschaftung und Pflege der Wäl- der, große Veränderungen in der Waldzu- sammensetzung und Waldstruktur und schließlich die damit einhergehenden ökologischen Kon- sequenzen. Der Wald wurde von einer zentralen Ressource zu einem volkswirtschaftlichen Ne- benschauplatz und im Zuge davon wurden ehemals lichte Wälder dunkel. Zu Beginn der vorge- stellten Periode, dienten Wälder nicht nur zur Holzproduktion, sondern vielfältigen Bedürf- nissen einer primär bäuerlichen Bevölkerung. Die dadurch entstandenen Waldstrukturen erschienen den wissenschaftlich ausgebildeten Forstleuten als ausgeplündert und devastiert. Zü- richs Wälder waren aus forstlich-obrigkeitlicher Sicht in schlechtem Zustand oder gar „ausge- plündert“. Zugleich waren sie jedoch für die bäuerliche Bevölkerung multifunktional, indem sie nicht nur Holz hergaben, sondern zahlreiche weitere Bedürfnisse nach Weide, Laubstreue und anderen Waldprodukten befriedigten. Dazu Schenk: „Die Waldbilder, die durch bäuerliche und städtische Nutzungen entstanden, mögen den ausgebildeten, auf die Interessen der Herrscher und des Staates orientierten Forstleuten als ‚üble‘ erschienen sein; unter dem Aspekt der Ver- sorgungsvielfalt und -sicherheit konnten bäuerliche Wälder dennoch ‚gute‘ Wälder sein.“⁴⁴

Im Zuge der Professionalisierung der Waldbewirtschaftung mit dem Ziel einer Erhöhung der Holzproduktion wurden uniforme, holzreiche Wälder geschaffen. Der Forstdienst war lange Zeit stolz auf die herangewachsenen, vorratsreichen Bestände: „Während 175 Jahren hat eine lange Reihe von Forstleuten, Bannwarten und Waldarbeitern fleissig und beharrlich gearbeitet.

⁴³ Vgl. BÜRGI, Eichenhochwald (wie Anm. 18), S. 148.

⁴⁴ Vgl. SCHENK, Waldnutzung (wie Anm. 2), S. 298.

Der heute erfreuliche Waldzustand, die schönen Waldbilder und das durchwegs stark verbesserte Ertragsvermögen der Bestände ist ihr Werk.“⁴⁵

Allerdings genügen diese strukturarmen Bestände den heutigen Ansprüchen an den Wald nur teilweise, indem beispielsweise die damit einhergehende Biodiversität gegenüber derjenigen in den früheren, reich strukturierten Beständen, reduziert ist: „In einem Wald, der als Teil der bäuerlichen Kulturlandschaft bewirtschaftet wurde, war auch das Habitatsangebot für Tiere und Pflanzen durch eben diese bäuerlichen Aktivitäten geprägt. [...] Entsprechend gross war die Vielfalt der lokalen Ausprägungen von Nutzungsarten und der dadurch geschaffenen Habitate.“⁴⁶ Dass Wälder multifunktional sind, ist keine neue Erfindung. Der Wandel der gesellschaftlichen Bedürfnisse hat jedoch zu einer starken Veränderung in den nachgefragten Funktionen geführt. Bestände, die aufgrund der intensiven Nutzung vorratsarm und lückig geworden waren, erschienen einst dem Forstdienst als geplündert und minderwertig. Aus heutiger Sicht, und unter Berücksichtigung der Anliegen des Naturschutzes, sind der Strukturreichtum und die Habitatsvielfalt in diesen intensiv genutzten Beständen positiv zu werten.

Die historische Perspektive illustriert das dynamische Zusammenspiel von den Veränderungen in den Ansprüchen, deren zeitlich meist etwas verzögerten Umsetzung in der Waldbaupraxis und der in der Regel trägen Reaktion des Ökosystems Wald auf die Nutzungsänderungen. Einsichten in diese Dynamik sollten bei der Entwicklung von neuen, gesellschaftlich, ökonomisch und ökologisch nachhaltigen Nutzungskonzepten berücksichtigt werden.

⁴⁵ ERNST WULLSCHLEGER, Über frühere Waldnutzungen. Ein Beitrag zur aargauischen Forstgeschichte (Berichte Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft, Bd. 196), Birmensdorf 1979, S. 102.

⁴⁶ MATTHIAS BÜRGI / THOMAS WOHLGEMUTH, „Natur aus Bauernhand“ – auch im Wald?, in: Infoblatt Landschaft 55 (2002), S. 1–3.

Nützlich und schön – Bäume in der Agrarlandschaft in Vergangenheit und Zukunft

Tatjana Reeg / Werner Konold

1. Baumpflanzungen in Vergangenheit und Zukunft

Baumpflanzungen haben seit alters her eine sehr große praktische wie ideelle Bedeutung für den Menschen: Bis ins letzte Jahrhundert waren die zahlreichen Funktionen, die Bäume erfüllten, und die vielfältigen Produkte, die sie lieferten, auch in Deutschland mitentscheidend für das (Über-)Leben der Menschen. Daneben besaßen Bäume einen hohen symbolischen Wert im gesellschaftlichen und spirituellen Leben, und nicht zuletzt prägten sie durch ihre nutzungsbedingt große Verbreitung auch außerhalb des geschlossenen Waldes das Aussehen der Landschaft. Erst in den letzten Jahrzehnten haben Bäume ihren Platz in unseren Agrarlandschaften und ihre existenzielle Rolle im Leben der meisten Menschen verloren. Gleichzeitig haben Bäume einen starken Einfluss auf die empfundene Schönheit und das (emotionale) Erleben von Landschaften; Offenlandschaften mit Gehölzen üben fast immer einen besonderen ästhetischen Reiz auf Menschen aus.

Seit einigen Jahren werden gezielte Kombinationen von landwirtschaftlicher Nutzung und Gehölzen auf der gleichen Fläche, sogenannte Agroforstsysteme, auch in Deutschland von Neuem als mögliche Landnutzungsalternative diskutiert. Ist es denkbar, dass Bäume auf diese Weise wieder ihren Platz und ihre Funktion in heute ausschließlich landwirtschaftlich genutzten Gebieten finden? Was können wir diesbezüglich aus Erfahrungen mit früheren Baumpflanzungen lernen? Und wie können nutzungsbedingte Vorgaben mit einer für das Landschaftsbild ansprechenden Gestaltung verbunden werden; welche Gestaltungsprinzipien gilt es zu beachten, welche visuellen Wirkungen können erzielt werden?

Bäume spiegeln Art und Bedeutung der landwirtschaftlichen Nutzung in der jeweiligen Zeit, die Nachfrage nach bestimmten Produkten wider. Heute gepflanzte Bäume werden Menschen in der zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts einen Teil der aktuellen Landnutzungsgeschichte erzählen. Wer heute ein Agroforstsystem anlegt, wird Wertholzbäume in den meisten Fällen nicht selber ernten. Wie zu früheren Zeiten ist das Pflanzen von Bäumen eine Investition für die nächste oder übernächste Generation. Doch nicht nur das Holz stellt ein Vermächtnis dar, die Pflanzungen prägen auch das Bild der Landschaft, die wir der nächsten Generation hinterlassen, und entwickeln ihre volle Wirkung erst, wenn diese ihre Schönheit genießt – keineswegs ein Argument gegen Bäume, sondern im Gegenteil ein besonderer Ansporn!

Früher wie heute, in Deutschland wie in anderen Gegenden der Welt, sind Bäume im Agrarland dann für den Bewirtschafter interessant, wenn ihre Multifunktionalität zur Geltung kommt, wenn die Bäume also bereits vor der nach vielen Jahrzehnten erfolgenden Fällung spürbare Vorteile entfalten. Dies kann ein wirksamer Erosionsschutz, die Schaffung neuer Habitate oder der Schutz von Gewässern vor Stoffeinträgen aus der Landwirtschaft ebenso sein wie die Freude des Besitzers an seiner Pflanzung. Verständlicherweise fragen Landnutzer nach

der Wirtschaftlichkeit neuer Nutzungssysteme, aber umfassend betrachtet greifen rein ökonomische Berechnungen, die den Ertrag der landwirtschaftlichen Kultur gegen den Holzertrag aufrechnen, zu kurz.

Immer wieder werden Gehölzpflanzungen als das wirksamste Mittel der Landschaftsgestaltung genannt. Dies bedeutet im Umkehrschluss, dass auch zu Produktionszwecken gepflanzte Bäume unweigerlich das Landschaftsbild stark beeinflussen. Wir stehen also vor der doppelten Herausforderung: einerseits die Baumlandschaften der Vergangenheit mit denen der Zukunft zu verbinden sowie andererseits den Nutzen von heutigen Baumpflanzungen zu gewährleisten und gleichzeitig eine positive Wirkung auf das Landschaftsbild zu erzielen. Diese beiden letztgenannten Aspekte müssen sich nicht widersprechen: Da die Nutzung den Charakter einer Landschaft wesentlich bestimmt, ist die unter Produktionsgesichtspunkten geeignetste Gestaltung einer Baumpflanzung unter Umständen auch aus ästhetischer Sicht die, die sich am besten in die Landschaft einfügt.

Für die meisten Menschen heute besteht der Zusammenhang zwischen Wirtschaften und Landschaft nicht mehr, das „Leben in der Landschaft“ wurde durch ein „Erleben der Landschaft“ ersetzt.¹ Gerade in einer Zeit, in der immer weniger Menschen erfahren, wie Lebensmittel in der heimischen Landwirtschaft produziert werden, und in der der Gegensatz zwischen geschützten Natur- und Landschaftsteilen einerseits und intensiv bewirtschafteten Flächen andererseits immer größer wird, ist es wünschenswert, auch in der „Alltagslandschaft“ wieder ein Landschaftserleben zu ermöglichen. Neue Agroforstsysteme könnten dazu beitragen, auch Produktionslandschaften wieder attraktiver zu machen.²

2. Genutzte Bäume und das Landschaftsbild – Stand der Forschung und methodisches Vorgehen

Da es speziell zu modernen Agroforstsystemen im Landschaftsbild in Deutschland bisher so gut wie keine Literatur gibt, wurde für den vorliegenden Beitrag Fachliteratur aus verschiedenen Bereichen ausgewertet, um daraus Aussagen über die visuelle Wirkung genutzter Bäume in der Agrarlandschaft abzuleiten. Auf dieser Grundlage sollen im Folgenden Prinzipien für die Gestaltung von landwirtschaftlich geprägten Landschaften durch Baumpflanzungen benannt und für künftige Anwendungen empfohlen werden.

Moderne Agroforstsysteme, wie sie in Kapitel 5.1 beschrieben werden, sind in Deutschland in den vergangenen Jahren allmählich bekannter geworden, doch gibt es nach wie vor kaum – und schon gar keine älteren – Bestände, die bereits eine Wirkung auf das Landschaftsbild entfalten. Häufiger als die sehr langfristige Investition in Wertholzbäume findet man Kulturen mit schnellwachsenden Baumarten in Kurzumtriebsplantagen, wobei auch Leitfäden zur Gestaltung von Kurzumtriebsplantagen – die im Übrigen keine Agroforstsysteme, sondern reine Gehölzäcker sind! – den Aspekt des Landschaftsbildes in aller Regel nur am Rande berühren.³

¹ THOMAS HORLITZ, Zur Rolle der Eigenart in der Landschaftsplanung, in: Berichte der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL), H. 21 (1997), S. 39–46, hier S. 43.

² CHRISTIAN DUPRAZ / FABIEN LIAGRE, Agroforesterie – des arbres et des cultures, Paris 2008, S. 184.

³ Z. B. Energieholzproduktion in der Landwirtschaft – Chancen und Risiken aus Sicht des Natur- und Umweltschutzes, hg. vom NABU-Bundesverband, Berlin 2008; Aussagen zur Veränderung des Landschaftsbildes durch Energieholz und zur Wirkung auf die Landschaftserlebnisfunktion finden sich auf S. 49 ff.

In anderen Ländern der gemäßigten Zone gibt es bereits seit mehreren Jahrzehnten moderne Agroforstsysteme. Doch auch hier fanden die Auswirkungen auf das Landschaftsbild bisher kaum Eingang in Forschungsaktivitäten. In Praxis-Broschüren beispielsweise der Forstverwaltungen bilden Handlungsempfehlungen für die Gestaltung nur einen kleinen Teilaspekt.⁴ Diese können grundsätzlich auch für Deutschland gelten, dennoch muss man sich der Unterschiede in Bezug auf Landschaft und ihre Dimensionen, Baumarten und Holzproduktionsziele, Art der landwirtschaftlichen Nutzung etc. bewusst sein.

Grundsätzliche Auswirkungen von Bäumen auf das Bild der Landschaft werden im Rahmen der Landschaftsplanung und -ästhetik beschrieben und daraus Hinweise zur Landschaftsgestaltung mit Gehölzen abgeleitet.⁵ Diese gelten prinzipiell auch für Agroforstsysteme, zusätzlich muss jedoch der Nutzungsaspekt bedacht werden, der einerseits gewisse Einschränkungen im Gestaltungsspielraum mit sich bringt und andererseits selber die Gestalt der Bäume beeinflusst.

Im 18. und vor allem 19. Jahrhundert entstanden im Zusammenhang mit Gedanken des Gartenbaus, der Landeskultur und der Landesverschönerung einige bemerkenswert detaillierte Anleitungen für Baumpflanzungen in der offenen Landschaft, in denen der ästhetische Aspekt ausführlich bedacht wird.⁶ Diese Werke können auch heute noch wichtige Anregungen für eine ganzheitliche Gestaltung von Agrarlandschaften mit Bäumen liefern.

3. Gedanken zu Beginn: Sesshaftwerdung und generationenübergreifende (Ver-)Bindungen – die Bedeutung von Bäumen für den Menschen

Die Beziehung von Mensch und Baum ist eine enge und lange; schon immer nutzten Menschen Bäume auf die eine oder andere Art. Verschiedene Autoren bringen die Sesshaftwerdung des Menschen mit der Nutzung von Bäumen in Verbindung. So schreibt Victor Hehn (1874) bezogen auf Vorderasien, erst mit dem Pflanzen von Bäumen hätten die vorher nomadisch oder halbnomadisch lebenden Menschen einen Anlass gehabt, an einem bestimmten Ort ansässig zu werden. Ein Baum müsse jahrelang „erzogen und getränkt“ werden, bevor er Frucht trage, dann aber gebe er sie jedes Jahr. Damit unterscheide er sich von einer Weide oder auch einem Acker, den man ein Jahr bestellen und dann wieder liegen lassen könne.⁷ Michael Machatschek (2002) beschreibt, dass wandernde Landnutzer mit Beginn der Laubheunutzung der Esche lagerbares

⁴ Z. B. für Australien: GRANT REVELL, Trees for scenic quality management, in: NICK ABEL u. a., Design Principles for Farm Forestry: A Guide to Assist Farmers to Decide Where to Place Trees and Farm Plantations on Farms. Rural Industries Research and Development Corporation (RIRDC), Kingston, Australia 1997, S. 74–79; für die USA: G. BENTRUP / M. DOSSKEY / G. WELLS, Indicators and guidelines for landscape assessment and planning for agroforestry (Agroforestry Note 40), hg. vom USDA National Agroforestry Center (NAC), Lincoln/Nebraska 2008, 4 Seiten, www.unl.edu/nac/agroforestrynotes/an40g12.pdf (Zugriff: 14.05.2010).

⁵ Z. B. WERNER NOHL, Landschaftsplanung – Ästhetische und rekreative Aspekte, Berlin/Hannover 2001; HANS HERMANN WÖBSE, Landschaftsästhetik – Über das Wesen, die Bedeutung und den Umgang mit landschaftlicher Schönheit, Stuttgart 2002.

⁶ Z. B. CARL GOTTLIEB BETHE, Ueber Trift- und Feldpflanzungen, in: Verhandlungen des Vereines zur Beförderung des Gartenbaues in den Königlich Preussischen Staaten (1824), S. 270–349; LOTHAR ABEL, Die Baumpflanzungen in der Stadt und auf dem Lande – Aesthetische und volkswirtschaftliche Begründung der Dendrologie, Wien 1882.

⁷ VICTOR HEHN, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, Berlin 1874, S. 103 f.

Winterfutter gewinnen konnten und damit keine Notwendigkeit mehr bestanden habe, im Winter aus dem Gebirge in mildere Gegenden zu ziehen.⁸

Im Gegensatz zu Vorderasien war das vorgeschichtliche Mitteleuropa großflächig bewaldet, so dass zunächst Holzgewächse mühsam beseitigt werden mussten, um auf Lichtungen in der Nähe der Siedlungen Getreide anbauen zu können.⁹ Da die prähistorischen Siedlungen nach einigen Jahrzehnten immer wieder aufgegeben und an anderer Stelle neu errichtet wurden, gab es Baumpflanzungen, die an die Existenz dauerhafter Siedlungsplätze gebunden waren, erst viel später. Das Pflanzen eines Baumes sei daher seit antiker Zeit ein „Zeichen für Beständigkeit“, da es nur an Orten geschah, an denen Menschen sich langfristig niederließen.¹⁰

Mit ihrer langen Lebensdauer stellen Bäume eine Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft her, sowohl bezogen auf eine Familie als auch auf eine Landschaft. Wer Bäume pflanzt, tut dies auch im Hinblick auf die nächste Generation. Es ist ein Vermächtnis an die Nachkommen, ökonomisch und ideell, ein Weitergeben von Wissen über die Pflege und Nutzung von Bäumen und ein Stück „Verwurzelung“ an einem Ort. Kurz und Machatschek nennen die Baumwirtschaft „das wohl anschaulichste Beispiel für eine Kultur der Mehrgenerationenwirtschaft“.¹¹ Lothar Abel schrieb 1882, die Motivation des Grundbesitzers für Baumpflanzungen liege darin, dass er „in den vollwüchsigen Bäumen ein Glied erblickt, welches ihn mit seinen Vorfahren verbindet; hingegen in seinen jungen Pflanzungen ein anderes erblicken kann, welches ihm die Verbindung mit seiner Nachkommenschaft für das nächste Menschenalter sichert.“¹²

4. Baumnutzungen prägten das Landschaftsbild: Bäume, ihre Funktionen, ihre Gestalt und ihre Verteilung in der Landschaft

Die strenge Teilung in Wald und Offenland, die wir heute fast überall in Deutschland antreffen, besteht in dieser Form erst seit dem vorvergangenen Jahrhundert. Bis dahin herrschten fließende Übergänge und unterschiedliche Formen der Verbindung von Landwirtschaft und Gehölznutzung vor.¹³ Daher waren halboffene Flächen häufig zu finden und Bäume auch in der Agrarlandschaft sehr präsent. Die durch die Nutzung entstehenden charakteristischen Baumgestalten beeinflussten das Landschaftsbild außerhalb des Waldes also beträchtlich.

Müller schreibt über extensiv genutzte Landschaftselemente, zu denen auch die verschiedenen Gehölzstrukturen der Landschaft zählen: „Die Vielfalt ihrer Formen, ihre nachvollziehbare Logik und innere Ordnung, ihre höhere Natürlichkeit und ihre unverwechselbare Eigenheit macht sie zu den wichtigsten Fixpunkten der Landschaftsästhetik.“¹⁴ Ihre Entstehung, Lage und Ausprägung gehorchten einer inneren Logik – „innerhalb des Rahmens, den der landwirtschaft-

⁸ MICHAEL MACHATSCHKEK, *Laubgeschichten – Gebrauchswissen einer alten Baumwirtschaft, Speise- und Futterlaubkultur*, Wien/Köln/Weimar 2002, S. 93.

⁹ HANSJÖRG KÜSTER, *Geschichte des Waldes – Von der Urzeit bis zur Gegenwart*, München 1998, S. 69 ff.

¹⁰ Ebd., S. 103.

¹¹ PETER KURZ / MICHAEL MACHATSCHKEK, *Alleebäume – Wenn Bäume ins Holz, ins Laub und in die Frucht wachsen sollen*, Wien/Köln/Weimar 2008, S. 11.

¹² ABEL, *Baumpflanzungen* (wie Anm. 6), S. 49.

¹³ RAINER BECK, *Ebersberg oder das Ende der Wildnis – eine Landschaftsgeschichte*, München 2003, S. 37.

¹⁴ JOHANNES MÜLLER, *Landschaftselemente aus Menschenhand: Biotope und Strukturen als Ergebnis extensiver Nutzung*, München 2005, S. 6.

lich tätige Mensch im Wechselspiel mit den natürlichen Gegebenheiten setzte¹⁵. So machen sie bis heute historisch gewachsene Strukturen wie z. B. die Flurform sichtbar.

Die Anordnung von Gehölzen in der Landschaft war unter anderem abhängig von:

- Besitzrechten und damit Parzellengrenzen: Die Flurform stellt eine wesentliche Grundlage der Landschaftsentwicklung dar, in der sich sowohl die Nutzungs- und Siedlungsgeschichte als auch die natürlichen Standortverhältnisse widerspiegeln; Müller nennt sie das „Prägemuster der Landschaft“¹⁶. Parzellengrenzen fungieren als wichtige Leitlinien und Ansatzpunkte, welche die Lage, Verteilung (regelmäßig oder unregelmäßig) und Orientierung (z. B. hangsenkrecht oder hangparallel) von Gehölzen in der Landschaft definieren;
- den Bedürfnissen der Landwirtschaft: Je weniger geeignet ein Standort aufgrund von Relief, Boden oder Wasserhaushalt für die landwirtschaftliche Nutzung war, desto eher fanden Bäume dort ihren Platz. Aber auch auf nicht genutzten Kleinflächen, z. B. an Böschungen oder entlang von Wegen, störten Bäume die Landwirtschaft nicht.

So entstanden Baumgruppen oder Feldgehölze in der Regel auf „Sonderstandorten“, die zu steil, zu steinig, zu flachgründig, zu trocken oder zu nass für eine landwirtschaftliche Nutzung waren. In sehr waldarmen Regionen mit Gunstlagen für den Ackerbau gab es Feldgehölze auch auf Standorten, die eigentlich ackerfähig waren. Am Rande von Ackerflächen angesiedelt, deckten diese Gehölze den Holzbedarf der Bauern; sie waren gut zugänglich und wurden teils auch niederwaldartig genutzt.¹⁷

4.1 Multifunktionale Nutzung von Bäumen und von Flächen

Vor allem ein Baum, der bewusst gepflanzt und gepflegt wurde, hatte in aller Regel mehr als eine Funktion: „Die Grundstücksgrenze, welche von einer Reihe aus Bäumen markiert wird, die zugleich Schatten spenden, das Klima beeinflussen und selbst produktive Erträge in Form von Früchten, Holz, Laub und Streu liefern, ist wahrscheinlich so alt, wie es dauerhaft besiedelte und landwirtschaftlich genutzte Landschaften gibt.“¹⁸ Beispiele in Deutschland aus den letzten Jahrhunderten für eine multifunktionale Baumnutzung sind die Obstbestände und die Alleen, die von Beginn an nicht nur wegen des Ertrags an Obst oder Holz gefördert wurden.

So betont Johann Caspar Schiller schon 1767/68 in seinen oft zitierten Worten die zahlreichen Vorteile von Obstbäumen in der Landschaft: Die Baumzucht sei die „Zierde eines Landes“, diene der Reinigung der Luft, biete Schutz und Schatten und trage damit zu „Lust und Bequemlichkeit des Lebens für Menschen und Tiere“ bei.¹⁹ Unzählige Alleen wurden „auf obrigkeitliche Anordnung aus landes- und agrikulturellen, verkehrstechnischen und militärischen Motiven angelegt. Die konkrete Arbeit der Pflanzung, Herstellung und Pflege sowie der praktische Gebrauch lagen dann vielfach in bäuerlicher Hand.“²⁰ Alleen versorgten die Bevölkerung mit

¹⁵ MÜLLER, Landschaftselemente aus Menschenhand (wie Anm. 14), S. 22.

¹⁶ Ebd., S. 27 ff.

¹⁷ Ebd., S. 224.

¹⁸ KURZ/MACHATSCHEK, Alleebäume (wie Anm. 11), S. 27.

¹⁹ JOHANN CASPAR SCHILLER, Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge im Herzogthum Wirtemberg, 1767/68, zitiert aus RUPPRECHT LUCKE / ROBERT SILBEREISEN / ERWIN HERZBERGER, Obstbäume in der Landschaft, Stuttgart 1992, S. 42.

²⁰ KURZ/MACHATSCHEK, Alleebäume (wie Anm. 11), S. 25.

Früchten, Holz, Reisig und Laub. Daneben waren sie Windschutz und Schattenspender für Reisende und marschierende Soldaten, sie markierten Straßen und Grenzen. In der verschneiten Landschaft, in der Dunkelheit oder bei Nebel erlaubten sie eine bessere Orientierung und sie begrenzten die Straße nach beiden Seiten, so dass Kutscher bei entgegenkommenden Fahrzeugen nicht auf die Felder ausweichen konnten.²¹

Eine derartige Mehrfachnutzung von Bäumen war sehr lange Zeit ein wichtiges Prinzip und ist es heute vor allem in tropischen Ländern immer noch. So beschreibt beispielsweise Dewees für Kenia, dass Bäume Grenzen zwischen verschiedenen Nutzungsgebieten kennzeichnen, gleichzeitig als Schutz vor Wildtieren und Feinden dienen, eine Quelle für Medizin und Nahrung bieten und für religiöse Praktiken genutzt werden.²² Ein sehr wichtiger Aspekt bei der Pflanzung von Bäumen auf Agrarland weltweit ist der Schutz vor Wind- und Wassererosion. In Extremfällen ist eine dauerhafte landwirtschaftliche Produktion ohne den Schutz von – auch anderweitig nutzbaren – Bäumen kaum möglich.²³

Die Mehrfachnutzung nicht nur des einzelnen Baumes, sondern auch der umgebenden Fläche gehörte zu den Prinzipien traditioneller Landnutzung.²⁴ So waren Bäume im Agrarland nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Gerade Obst- und Nussbäume wuchsen zahlreich auf Feldern oder Wiesen, Schneitelbäume stellten oft die zweite Nutzungsetage einer Wiese dar oder standen auf Weiden oder Triften.²⁵ Sie beeinträchtigten die landwirtschaftliche Nutzung des Bodens kaum, da sie durch den Schnitt, vor allem bei der Astschneitelung, keine breiten und dichten Kronen ausbilden konnten und damit den Boden nur wenig beschatteten.²⁶ Zur Nutzungsintensivierung und zur Wertsteigerung wurden Allmenden im 19. Jahrhundert vielerorts mit Obst- und Waldbäumen in weiten Abständen bepflanzt.²⁷

Auch die positiven Auswirkungen von Baumpflanzungen auf die Schönheit der Landschaft wurden immer wieder hervorgehoben, so z. B. von Johann Caspar Schiller: „Der Anwuchs mehreren Holzes ist noch weit beträchtlicher und sicherer [als der Obstertrag], und hiernächst kömmt die Verschönerung eines Landes, und die Reinigung der Luft [...] in billige Betrachtung.“ Diese Verschönerung sollte dem Vergnügen der einheimischen Bevölkerung ebenso wie dem von fremden Reisenden dienen: „[...] es sollten gewißlich viele reisende Ausländer Lust bekommen, ein Land zu sehen, und sich darinn aufzuhalten, wo man Meilenlang unter dem angenehmsten Schatzen wandeln und an herrlichen Baumfrüchten sich ergötzen und sich damit erquicken kann.“²⁸

²¹ Vgl. AXEL KLAUSMEIER, Vom Nutzen und der Funktionsvielfalt der Alleen, in: Alleen in Deutschland, hg. von INGO LEHMANN und MICHAEL ROHDE, Leipzig 2006, S. 58–63.

²² Vgl. PETER A. DEWEES, Trees and Farm Boundaries: Farm Forestry, Land Tenure and Reform in Kenya, in: Africa: Journal of the International African Institute 65 (1995), S. 217–235.

²³ Vgl. K. F. S. KING, Agroforestry and the utilisation of fragile ecosystems, in: Forest Ecology and Management 2 (1979), S. 161–168.

²⁴ Vgl. WERNER KONOLD, Kulturlandschaftsentwicklung – den Weg zwischen Tradition und Fortschritt finden, in: Flurneuordnung und Landentwicklung – aktiv für Natur und Landschaft (Schriftenreihe des Landesamts für Flurneuordnung und Landentwicklung Baden-Württemberg, Bd. 9), Kornwestheim 1999, S. 7–16.

²⁵ Vgl. MACHATSCHEK, Laubgeschichten (wie Anm. 8), S. 61.

²⁶ Vgl. MARTIN STUBER / MATTHIAS BÜRGI, Agrarische Waldnutzungen in der Schweiz 1800–1950: Waldweide, Waldheu, Nadel- und Laubfutter, in: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen 152, H. 12 (2001), S. 490–508.

²⁷ Vgl. WERNER KONOLD / TATJANA REEG, Historische agroforstliche Nutzungsformen in Mitteleuropa, in: Alemannisches Jahrbuch 2007/2008 (2010), S. 173–203.

²⁸ JOHANN CASPAR SCHILLER, Die Baumzucht im Großen aus Zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen in Rücksicht auf ihre Behandlung, Kosten, Nutzen und Ertrag beurtheilt, Neustrelitz 1795, S. 4 ff.

4.2 Nutzung der verschiedenen Baum-Produkte

Die vielseitige Nutzung von Zweigen und Laub und ihre „verkrüppelten Bäume“

Die Gewinnung von Laub und Zweigen war bis ins 20. Jahrhundert in allen europäischen Gebirgen eine weit verbreitete Praxis (Abb. 1). Das Laub verschiedener Baumarten diente als Einstreu für den Stall und war ein wichtiges Futter vor allem für Kleinvieh, je nach zur Verfügung stehender Heumenge auch für Großvieh und in gekochtem Zustand sogar für Schweine.²⁹ Zum Teil diente das Laub auch als Medizinal- und Mineralstofffutter, da es andere Inhaltsstoffe aufweist als Gras und Heu und häufig bevorzugt gefressen wird.³⁰ Zweige wurden unter anderem zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen, zum Zaunbau, für Flechtwerk oder als Feuerholz verwendet.³¹



Abb. 1: Geschneitete Eschen in den Grajischen Alpen (Piemont, Italien). Foto: Tatjana Reeg, 2007.

²⁹ Vgl. HEINRICH BROCKMANN-JEROSCH, Futterlaubebäume und Speiselaubebäume, in: Berichte der Schweizerischen Botanischen Gesellschaft 46 (1936), S. 594–613.

³⁰ Ebd.

³¹ MACHATSCHKEK, Laubgeschichten (wie Anm. 8), S. 45 ff.

Im Wald wurde im Herbst das abgeworfene Laub mit sogenannten Streurechen zusammengebracht und als Einstreu in die Ställe gebracht.³² Das Futterlaub konnte auf verschiedene Weise direkt vom Baum gewonnen werden: durch Rupfen des Laubes, indem es vom Zweig abgestreift wurde, durch das seitliche Abschneiden von Zweigen (schneiteln) oder das „Köpfen“ des Baumes, wobei in einer bestimmten Höhe der gesamte Stamm gekappt wurde.

Vor allem die Ast- oder Kopfschneitelung, in regelmäßigem Turnus alle paar Jahre durchgeführt, ließ sehr spezielle Baumgestalten entstehen, die nicht unbedingt als schön empfunden wurden: „Knorrig, mit den gehäuften Ansätzen abgehauener Zweige, dazwischen dem hundert-



Abb. 2: Geschneitelte Plosso-Bäume (*Butea monosperma*) im Aravalli-Gebirge in Rajasthan (Indien). Foto: Tatjana Reeg.

fachen Ersatz durch Adventivknospen, meist ohne Gipfel, das ist das Bild dieser verkrüppelten Baumgestalten.“³³ Da große Bäume zur Laubnutzung nicht geeignet waren, waren Schneitelbäume oft nur halbhoch.³⁴ Landschaftsbilder dieser Art, die uns heute sehr befremdlich anmuten, sind beispielsweise in asiatischen Ländern noch verbreitet zu finden (Abb. 2).

³² Vgl. MARTIN STUBER / MATTHIAS BÜRGI, Agrarische Waldnutzungen in der Schweiz 1800–1950: Nadel- und Laubstreu, in: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen 153, H. 10 (2002), S. 397–410.

³³ BROCKMANN-JEROSCH, Futterlaubebäume (wie Anm. 29), S. 595.

³⁴ Ebd.

Futterlaub wurde schon im 19. und verstärkt im 20. Jahrhundert fast immer von Bäumen außerhalb des Waldes gewonnen. Genutzt wurden Bäume entlang von Gräben, Bächen, Rainen, Straßen, Wegen oder Grundstücksgrenzen, auf privaten Wiesen und Weiden oder auf Gemeindeweiden, die mal einzeln, mal in Reihen standen und manchmal auch ganze Wäldchen bildeten.³⁵ Schneitelbäume waren Bestandteile von Hecken, Windschutzpflanzungen und dienten der Stabilisierung der Böschungen von terrassierten Äckern. In der Nähe der Hofstellen wurden besonders Eschen als beliebteste Schneitelbäume gepflanzt.³⁶ Der große Bedarf an Futterlaub sowie praktische Erwägungen der Futterlaubgewinnung waren also bedeutende Faktoren für die Verteilung und die Gestalt von Bäumen im Offenland und veränderten die Artenzusammensetzung, da die genutzten Arten die menschlichen Siedlungen und Nutzflächen begleiteten.

Flächige Baumbestände zur Erzeugung von Früchten

Baumarten, die dem Menschen verwertbare Früchte liefern, wurden schon früh in der Nähe von Siedlungen gezielt angepflanzt. Landschaftsprägend bis heute ist die mehr oder weniger großflächige Pflanzung von Bäumen, so z. B. im Streuobstbau oder in Kastanienselven.

Zunächst kleine, dann immer größere Pflanzungen betteten viele Dörfer in Mitteleuropa richtiggehend in Obstbäume ein. Seit Beginn der überlieferten mitteleuropäischen Siedlungsgeschichte hatten großkronige Obstbäume ihren Platz in der Landschaft, wie beispielsweise Orts- und Landschaftsbilder aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zeigen.³⁷ Nach der Dezimierung der Obstbaumbestände im und nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden große Anstrengungen zur Wiederbelebung des Obstbaus unternommen, die im 18. und 19. Jahrhundert zu einer starken Ausdehnung der Obstbaumbestände auch in die freie Landschaft führten, mit der größten Anzahl an Bäumen etwa um 1930.³⁸ Häufig förderte die Obrigkeit die Baumpflanzungen, indem sie harte Gesetze gegen Baumfrevler erließ, sowie Gebote, die von den Untertanen eine aktive Mitwirkung, z. B. durch Pflanzung von Obstbäumen auf Gemeindeflächen zur Erlangung des Bürgerrechts, forderten. Die Ausbreitung des Obstbaus wurde als Möglichkeit zur Förderung der Wirtschaft gesehen. Zuerst wurden nur Allmenden und Straßenränder bepflanzt, später, als der wirtschaftliche Nutzen anerkannt war, breitete sich der Obstbau auf private Flächen, auch auf Äcker, aus.³⁹ Ende des 19. Jahrhunderts stellte die Pflanzung von Obstbäumen eine moderne und intensive Nutzungsweise dar.⁴⁰

Die südlich der Alpen wachsenden Kastanien waren gerade in Ungunstlagen ein unersetzlicher Teil der Subsistenzwirtschaft: „Auch im rauhen italienischen Apennin lebt der Gebirgsbewohner, da wo der Ackerbau unmöglich oder unergiebig geworden ist, einen grossen Theil des Jahres von Kastanien und Kastanienmehl.“⁴¹ Im Laufe der Kulturgeschichte wurden zahlreiche

³⁵ Vgl. STUBER / BÜRGI, Agrarische Waldnutzungen (wie Anm. 26).

³⁶ Vgl. BROCKMANN-JEROSCH, Futterlaubebäume (wie Anm. 29).

³⁷ LUCKE / SILBEREISEN / HERZBERGER, Obstbäume in der Landschaft (wie Anm. 19), S. 14.

³⁸ MARKUS ZEHNDER / FRIEDRICH WELLER, Streuobstbau – Obstwiesen erleben und erhalten, Stuttgart 2006, S. 17 ff.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ MÜLLER, Landschaftselemente aus Menschenhand (wie Anm. 14), S. 69 f.

⁴¹ HEHN, Kulturpflanzen und Haustiere (wie Anm. 7), S. 343.

verschiedene Sorten von Kastanien gezüchtet, die sich zu einer komplexen Kastanien-Kultur zusammenfügten: Die Sorten unterschieden sich sowohl hinsichtlich der Verwertbarkeit und dem Reifezeitpunkt als auch der Standortansprüche.⁴² Genau wie Streuobstbestände bei uns, denen sie vom Aussehen her ähneln, wurden die Kastanienselven z. B. im Tessin auch beweidet,⁴³ es fand also auch hier eine doppelte Nutzung der Fläche statt.



Abb. 3: Obstbäume, Freiamt. Foto: Werner Konold, Mai 2009.

4.3 Mast und Schatten – Baumgestalten auf Viehweiden

Die oft bemerkenswerte Gestalt von Hutebäumen mit ihren weit ausladenden Kronen entstand unter dem Einfluss der Weidewirtschaft. Hutebäume, meist Buchen und Eichen, wurden in erster Linie wegen ihrer Früchte angepflanzt und/oder gepflegt, d. h. vor allem frei gestellt, damit sie eine große Krone entwickeln konnten. Für die Schweine war die Baummast ein unent-

⁴² Vgl. MARCO CONEDERA u. a., Distribution and economic potential of the Sweet chestnut (*Castanea Sativa Mill.*) in Europe, in: *Ecologia mediterranea* 30 (2004), S. 179–193.

⁴³ Vgl. STUBER / BÜRGI, Agrarische Waldnutzungen (wie Anm. 26).

behrliches Futter,⁴⁴ anderen Weidetieren – und manchmal auch ihren Hirten – dienten die Bäume als Wetterschutz.

Nutztiere, die auf ihrer Weide verschiedene Vegetationsstrukturen zur Verfügung haben, nutzen diese ganz gezielt: Gehölze dienen als Unterstand bei Hitze oder Regen und als Deckung und Rückzugsmöglichkeit sowohl bei empfundener Bedrohung von außen als auch bei sozialem Stress innerhalb der Herde.⁴⁵ Zweige und Laub werden von den Weidetieren auch dann als Nahrung gewählt, wenn noch genug Gras auf der Weide vorhanden ist.⁴⁶ Da viele Gehölze hohe Anteile an Mineralstoffen und Spurenelementen enthalten,⁴⁷ ergänzen die Tiere bei Bedarf ihre Nahrung damit, wobei Unterschiede zwischen verschiedenen Gehölzarten gemacht werden.

Durch den Gehölzfraß erhalten die Bäume eine bestimmte Form, die entscheidend durch die Reichweite der Viehmäuler bestimmt ist. So werden junge Bäume zuerst von oben und dann von den Seiten gestutzt, ältere erhalten von unten eine Fraßkante. Auch die sogenannten Kuhbüsche, die schließlich zu vielstämmigen Weidebuchen werden, entstehen durch den Fraßdruck des Weideviehs.⁴⁸

Alte Huteebäume geben ein höchst romantisches und beeindruckendes Bild ab, und die Kombination mit Weidetieren lässt an arkadische Idylle denken. Die schwärmerische Verehrung für alte Huteebäume und die Entdeckung ihres mythologischen Wertes entwickelte sich allerdings zu einem Zeitpunkt, an dem der praktische Nutzen kaum mehr vorhanden war.⁴⁹ Über die halboffenen Schweizer Wytweiden schrieb Bavier 1949: „Wir möchten die bestockten Weiden auch im Landschaftsbild nicht missen, denn sie geben diesem mit ihren tief beasteten Wettertannen oder dem lichten



Abb. 4: Huteeiche bei Neuhäuser im Dreisamtal.
Foto: Werner Konold.

⁴⁴ Dargestellt am Beispiel des Schönbuch in: R. JOHANNA REGNATH, Die Schweinemast im Schönbuch – Eine spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Waldnutzungsform im Spannungsfeld von Territorialpolitik und Subsistenzökonomie, in: Landnutzung und Landschaftsentwicklung im deutschen Südwesten, hg. von SÖNKE LORENZ und PETER RÜCKERT, Stuttgart 2009, S. 179–197.

⁴⁵ ANGELIKA SCHWABE / ANSELM KRATOCHWIL, Weidbuchen im Schwarzwald und ihre Entstehung durch Verbiß des Wälderviehs (Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Beiheft 49), Karlsruhe 1987, S. 24 ff.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ GEROLD RAHMANN, Gehölzfutter – eine neue Quelle für die ökologische Tierernährung, in: Landbauforschung Völknerode, Sonderheft 272 (2004), S. 29–42.

⁴⁸ SCHWABE / KRATOCHWIL, Weidbuchen im Schwarzwald (wie Anm. 45).

⁴⁹ KÜSTER, Geschichte des Waldes (wie Anm. 9), S. 182.

Grün ihrer Lärchen, mit dem Geläute weidender Herden und dem Spiel von Licht und Schatten, einen ganz besonderen Reiz.“⁵⁰

4.4 Bäume als Orte des gesellschaftlichen und spirituellen Lebens

Auch im gesellschaftlichen und spirituellen Leben der Menschen hatten Bäume ihren Platz. Bekannt sind die Gerichtsbäume, die häufig den Mittelpunkt eines Dorfes bildeten und Orte der Rechtsprechung ebenso wie von Tanz und Geselligkeit waren. Während in Deutschland die Linde die Funktion des Gerichtsbaumes erfüllte, war es in Frankreich, Portugal und der Schweiz die Ulme, in Griechenland die Esche. Auch in der Religion haben bestimmte Baumarten ihre Bedeutung; so galten in verschiedenen europäischen Ländern Esche, Linde und Walnuss als „heilige Bäume“, die man deswegen häufig vor Kirchen oder in der Nähe von heiligen Höhlen fand und immer noch findet.⁵¹

Bäume an Wegkreuzungen dienten der Orientierung und als Treffpunkt. Es gab Rastbäume an vielbegangenen Wegen und Versammlungsbäume, z. B. für Holzverlosungen, an einem bestimmten Punkt im Wald.⁵² Heute noch findet man Bäume, die zum Gedenken an eine Person oder ein historisches Ereignis oder von Eltern zur Geburt eines Kindes gepflanzt wurden, und andere, die eine „architektonische Einheit“ mit sakralen Gebäuden oder Kreuzen in der Landschaft bilden (Abb. 5). Auf diese Weise machen Bäume Tradition, Religion und Lokalgeschichte in der Landschaft sichtbar.



Abb. 5: Von zwei Linden gerahmtes Sandsteinkreuz in der offenen Flur (Grenzgebiet Spessart – Vorrhön). Foto: Tatjana Reeg, 2009.

⁵⁰ JOHANN BAPTISTA BAVIER, *Schöner Wald aus treuer Hand*, Aarau 1949, S. 294, zitiert aus STUBER / BÜRGI, *Agrarische Waldnutzungen* (2001) (wie Anm. 26), S. 496.

⁵¹ IOANNIS IPSIKOUDIS / OLYMPIA DINI-PAPANASTASI / TATJANA REEG, *Cultural Associations with Valuable Broadleaved Trees*. Vortrag auf der Tagung „COST Action E 42: Growing Valuable Broadleaved Tree Species“, Freiburg, 6.–8.10.2008.

⁵² ALFRED RINGLER / WOLFGANG SIESS, *Lebensraumtyp Einzelbäume und Baumgruppen* (Landschaftspflegekonzept Bayern, Bd. 2,14), hg. von der Bayerischen ANL, München 1995, S. 68 f.

5. Jenseits der Nutzung: Ästhetische Wirkung von Bäumen im Offenland

5.1 Ästhetische Bewertung von Gehölzen im Offenland

Im Offenland wachsende Bäume sind auffällige, „visuell spektakuläre“ Landschaftselemente, die in einer ausgeräumten Agrarlandschaft die dritte Dimension betonen.⁵³ In sozial empirischen Studien, in denen Fotos, Skizzen oder reale Landschaftsausschnitte von befragten Personen beurteilt werden, gehören Gehölze in der Regel zu den am positivsten empfundenen Strukturelementen einer Landschaft.⁵⁴ Landwirtschaftlich genutzte Landschaftsausschnitte mit Gehölzen, z. B. Windschutzstreifen, werden als schöner bewertet als solche ohne.⁵⁵ Allerdings werden auch Einschränkungen deutlich:

- Aus mittlerer Distanz werden Gehölzstreifen positiv bewertet; sind sie aber zu nah am Betrachter, beeinträchtigen sie das Sichtfeld, sind sie zu weit weg, werden sie für die direkt erlebte Landschaft unbedeutend.⁵⁶
- Besonders in den Mittelgebirgen spielt der Wechsel von Wald, anderen baumbestandenen Flächen und Offenland eine entscheidende Rolle für die Schönheit der Landschaft. Mehr Bäume sind hier häufig aus ästhetischer Sicht nicht wünschenswert.
- Offensichtlich gibt es ein Optimum bezüglich der Baumanzahl auf einer Fläche bzw. in einem Landschaftsausschnitt, über das hinaus weitere Bäume unter Umständen nicht mehr als Bereicherung, sondern als Beeinträchtigung empfunden werden.⁵⁷ Schroeder zeigte für Parks, dass sich die Beziehung zwischen Baumanzahl und visueller Attraktivität in einer U-förmigen Kurve abbilden lässt; d. h., die empfundene Schönheit steigt mit zunehmender Baumanzahl bis zu einem Optimum, jenseits dessen die Fläche dann als weniger attraktiv beurteilt wird.⁵⁸

5.2 Warum finden Menschen Gehölze im Offenland schön? Versuche der Erklärung

Die Savanne als das menschliche Ur-Habitat

Es gibt zahlreiche Ansätze und Theorien, die offensichtliche Beliebtheit von locker mit Bäumen bestandenen Flächen zu erklären, die unabhängig von Kultur, Alter und Herkunft bei den meis-

⁵³ NOHL, Landschaftsplanung (wie Anm. 5), S. 97 ff.

⁵⁴ Z. B. HANS HERMANN WÖBSE, Erlebniswirksamkeit der Landschaft und Flurbereinigung – Untersuchungen zur Landschaftsästhetik, in: *Landschaft + Stadt* 16 (1984), S. 33–54.

⁵⁵ Vgl. DANIEL FRANCO u. a., The impact of agroforestry networks on scenic beauty estimation – The role of a landscape ecological network on a socio-cultural process, in: *Landscape and Urban Planning* 62 (2003), S. 119–138; PHILIP S. COOK / TED T. CABLE, The scenic beauty of shelterbelts on the Great Plains, in: *Landscape and Urban Planning* 32 (1995), S. 63–69.

⁵⁶ COOK / CABLE, Scenic beauty (wie Anm. 55).

⁵⁷ Vgl. MARCEL SCHMITT / FELIX SCHLÄPFER / ANNA ROSCHEWITZ, Bewertung von Landschaftsveränderungen im Schweizer Mittelland aus Sicht der Bevölkerung, Birmensdorf 2005, S. 55.

⁵⁸ HERBERT W. SCHROEDER, Estimating park tree densities to maximize landscape esthetics, in: *Journal of Environmental Management* 23 (1986), S. 325–333.

ten Menschen zu beobachten ist. Nach Orians' Savannentheorie⁵⁹ bietet die Savanne – die Urheimat des Menschen – alles, was dieser zum Überleben braucht: Nahrung, Wasser, Möglichkeiten der freien Bewegung und des Sich-Versteckens. Appleton reduziert diese ursprünglichen Grundbedürfnisse auf die Notwendigkeit von Ausblick (*prospect*) und Versteck (*refuge*) und begründet diese Einschränkung damit, dass „sehen, ohne gesehen zu werden“ einen Zwischenschritt zur Erfüllung der meisten anderen Bedürfnisse darstelle.⁶⁰ Unbewusst reagiere der Mensch noch heute auf die Charakteristika eines zum menschlichen Überleben geeigneten Habitats, die daher für die Bevorzugung bestimmter Landschaften nach wie vor ausschlaggebend seien. Köhler und Preiß argumentieren dagegen, diese ursprünglichen Instinkte würden längst von individuell unterschiedlichen und überwiegend kulturbedingten Ansprüchen an Landschaft überlagert.⁶¹



Abb. 6: Halboffene Landschaft als Schönheitsideal? Foto: Tatjana Reeg, 2009.

Tatsache ist, dass zahlreiche Untersuchungen eine grundlegende Präferenz für savannenähnliche Landschaften bestätigen. So bevorzugen Menschen in der Regel in einer Landschaft eher

⁵⁹ GORDON H. ORIAN, An ecological and evolutionary approach to landscape aesthetics, in: Landscape meanings and values, hg. von E. C. PENNING-ROWSELL und D. LOWENTHAL, London 1986, S. 3–25.

⁶⁰ Original: JAY APPLETON, The experience of landscape, London 1975; ausführlich dargestellt und kommentiert in: STEVEN C. BOURASSA, The Aesthetics of Landscape, London/New York 1991, S. 75 ff.

⁶¹ BABETTE KÖHLER / ANKE PREISS, Erfassung und Bewertung des Landschaftsbildes, in: Informationsdienst Naturschutz Niedersachsen 1 (2000), S. 1–60, hier S. 31.

offene Bereiche mit niedriger Bodenvegetation, Gehölze in eingestreuten Gruppen sowie Bäume mit breiten, runden Kronen, die an die Form von breitkronigen Akazien erinnern.⁶² Diese Ergebnisse können jedoch auch aus den aktuellen praktischen Ansprüchen an den Ort eines Spazierganges gedeutet werden: Auch heute noch vermitteln großkronige Bäume in der Agrarlandschaft dem Menschen das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, indem sie ihn vor Sonne, Wind und Regen schützen und ihm einen Orientierungspunkt bieten. Gleichzeitig bevorzugen Menschen lichte Baumbestände, die eine bessere Sicht und ein einfacheres Vorwärtskommen gewährleisten als ein dichter Wald.⁶³ Insofern scheint es nicht verwunderlich, dass halboffene Landschaften sich großer Beliebtheit erfreuen (Abb. 4) und der enorme Wert beispielsweise von Streuobstbeständen für Ästhetik, Erholung und regionale Identität immer wieder betont wird.⁶⁴



Abb. 7: Birnbäume. Foto: Werner Konold, Mai 2009.

⁶² Vgl. RUSS PARSONS / TERRY C. DANIEL, Good looking: in defense of scenic landscape aesthetics, in: *Landscape and Urban Planning* 60 (2002), S. 43–56; VIRGINIA I. LOHR / CAROLINE H. PEARSON-MIMS, Responses to scenes with spreading, rounded, and conical tree forms, in: *Environment and Behaviour* 38 (2006), S. 667–688.

⁶³ Vgl. ROGER ULRICH, Human responses to vegetation and landscapes, in: *Landscape and Urban Planning* 13 (1986), S. 29–44.

⁶⁴ Z. B. FELIX HERZOG, Streuobst: a traditional agroforestry system as a model for agroforestry development in temperate Europe, in: *Agroforestry Systems* 42 (1998), S. 61–80.

Informationen aus der Landschaft

Doch nicht nur Schutz und Bewegungsfreiheit sind ein Grundbedürfnis des Menschen, auch die Informationen, die aus einem Landschaftsausschnitt gewonnen werden können, sind essentiell: Menschen bevorzugen Landschaften, die die Informationsbeschaffung stimulieren und erleichtern.⁶⁵ Komplexität, Mysteriosität (Exploration), Kohärenz und Lesbarkeit (Verständnis) sind nach Kaplan und Kaplan die entscheidenden Eigenschaften einer attraktiven Landschaft, wobei Komplexität und Kohärenz nur bis zu einem bestimmtem Grad positiv seien und danach in Verwirrung oder Langeweile umschlagen, während Mysteriosität und Lesbarkeit immer und uneingeschränkt vorteilhaft blieben.⁶⁶ Bäume in der Agrarlandschaft haben Einfluss auf alle vier genannten Aspekte (Tab. 1).

Tabelle 1: Einfluss von Bäumen auf die entscheidenden Attribute einer nach Kaplan und Kaplan (wie Anm. 65) als attraktiv empfundenen Landschaft

Aspekt	Beitrag von Bäumen zur Attraktivität der Agrarlandschaft
Komplexität	Wird durch Gehölze als vertikales Strukturelement erhöht; Vielfalt und Abwechslungsreichtum durch unterschiedliche Gehölzstrukturen (Unterschiede in Gehölzart, Alter, Anordnung, Ausrichtung, Ausdehnung etc.).
Mysteriosität	Bäume verdecken Landschaftsausschnitte oder andere Landschaftselemente; sie bieten einen Wechsel von einsehbaren Räumen und sich immer wieder neu öffnenden Blickwinkeln sowie ein Spiel von Licht und Schatten; besonderer Reiz spezieller, eigenartiger Baumformen.
Kohärenz	Abhängig von Art und Anordnung der Gehölze: Positive Auswirkungen, wenn landschaftliche Leitstrukturen aufgegriffen werden und neu gepflanzte Gehölze sich in bestehende Muster und die vorhandene Maßstäblichkeit der Landschaft einfügen; ⁶⁷ negative Auswirkungen, wenn neue Gehölzpflanzungen anderen Schemata folgen, die den bisherigen Mustern der Landschaft widersprechen oder diese stören.
Lesbarkeit	Gehölze strukturieren Landschaften, andererseits erlaubt halboffener Bewuchs Durchblicke; bestehende Strukturen können durch zusätzliche Gehölze hervorgehoben und ihre Muster besser verständlich gemacht werden; (Einzel-)bäume als markante Orientierungspunkte.

Nohl fasst die landschaftsästhetischen Bedürfnisse des Menschen in fünf Punkten zusammen (Tab. 2); er ergänzt die bereits genannten Aspekte um „Freiheit“ und „Heimat“.⁶⁸ Auch hier wird der wichtige Beitrag, den Bäume im Offenland zu den verschiedenen Landschaftsqualitäts-

⁶⁵ RACHEL KAPLAN / STEPHEN KAPLAN, *The experience of nature: a psychological perspective*, Cambridge/ New York/Melbourne 1989, S. 52 ff.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ IVO GERHARDS, *Die Bedeutung der landschaftlichen Eigenart für die Landschaftsbildbewertung, dargestellt am Beispiel der Bewertung von Landschaftsbildveränderungen durch Energiefreileitungen* (Culterra, Bd. 33), Freiburg i. Br. 2003, S. 14.

⁶⁸ Vgl. NOHL, *Landschaftsplanung* (wie Anm. 5), S. 105 ff.

ten leisten, offensichtlich und somit die hohe Wertschätzung der Bäume durch Menschen erklärbar.

Tabelle 2: Landschaftsästhetische Bedürfnisse des Menschen nach Nohl (wie Anm. 5) und der Beitrag von Bäumen zu den entsprechenden Landschaftsqualitäten

Bedürfnis	Vorästhetische Landschaftsqualität	Beitrag von Bäumen in der Agrarlandschaft
Information	Vielfalt	Wird durch Gehölze als vertikales Strukturelement erhöht; Vielfalt und Abwechslungsreichtum durch unterschiedliche Gehölzstrukturen (Unterschiede in Gehölzart, Alter, Anordnung, Ausrichtung, Ausdehnung etc.).
Orientierung	Gliederung	Entsteht v. a. durch Gehölzreihen (Baumreihen, Hecken) und sich wiederholende, nachvollziehbare Muster, die „ein bestimmtes Gesetz, [...] also eine Ordnung“, erkennen lassen. ⁶⁹
Lesbarkeit	Ferne	In halboffenen Landschaften noch gut gegeben (im Gegensatz zum geschlossenen Wald).
Freiheit	Naturnähe	Bäume als naturnah empfundenes Landschaftselement erhöhen die Naturnähe vor allem in intensiv genutzten Agrarlandschaften.
Heimat	Eigenart	Entsteht v. a. durch bestimmte Anordnungen von Gehölzen.

Die Eigenart von Baumlandschaften

Noch vor der Vielfalt ist die Eigenart das, was eine Landschaft schön und unverwechselbar macht. Die aus typischen Charakteristika der jeweiligen Landschaft entstehende Eigenart verleiht ihr Identität und Individualität.⁷⁰ Entscheidend für diese Eigenart sind unter anderem Anordnungsmuster einzelner Elemente sowie Größenverhältnisse und Proportionen, die alle in den Kontext der jeweiligen Landschaft passen und in ihr eine relative Konstanz des Landschaftsbildes ermöglichen sollten.⁷¹

Schon 1922 betonte der württembergische Forstmeister Otto Feucht die Bedeutung der Anordnung von Bäumen für die Eigenart der Landschaft: „[...] das andere Mal aber hängen wir an ihm [dem Baum], weil er, obzwar nach Art und Wuchs alltäglich, so wie und wo er steht die ganze Eigenart des Landschaftsbildes bedeutet, dessen Ausdruck mit ihm steht und fällt.“⁷² Gerade charakteristische Anordnungen und wiederkehrende Muster von Gehölzen erzeugen eine

⁶⁹ JOHANNES THOENE, Ästhetik der Landschaft, M. Gladbach 1924, S. 106.

⁷⁰ Vgl. NOHL, Landschaftsplanung (wie Anm. 5), S. 119.

⁷¹ Vgl. BEATE JESSEL, Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft. Die Bewertung des Landschaftsbildes im Spagat zwischen rationaler Analyse und ganzheitlicher Betrachtung, in: Landschaft in einer Kultur der Nachhaltigkeit, Bd. 1: Die Verwissenschaftlichung kultureller Qualität, hg. von ULRICH EISEL und STEFAN KÖRNER (Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung, H. 163), Kassel 2006, S. 128–144.

⁷² OTTO FEUCHT, Der Naturschutz in Württemberg, Stuttgart 1922, S. 56.

starke Eigenart und geben ganzen Landschaften ihr typisches Gesicht, so z. B. bei traditionellen Heckenlandschaften (Abb. 8). Bäume können also weit mehr als nur „Aus schmückung und Akzent“ in der Landschaft sein.⁷³ Grundsätzlich besitzen gerade streng formal gestaltete Pflanzungen „eine ausgeprägte Eigenart und damit einen hohen Erinnerungswert.“⁷⁴

5.3 Einflussfaktoren auf ästhetische Präferenzen

Trotz der dargestellten objektiven Präferenzen wird das ästhetische Empfinden des individuellen Menschen vom persönlichen wie vom gesellschaftlichen Geschmack geprägt. Steven Bourassa stützt sich in seinem theoretischen Rahmen der Landschaftsästhetik auf die entwicklungspsychologische Erklärung menschlichen Verhaltens, wenn er die Entwicklung des ästhetischen Geschmacks der einzelnen Person in drei Phasen strukturiert.⁷⁵

- die biologische Evolution, welche die angeborene, instinktive Präferenz für Landschaften, die überlebenswichtige Umweltbedingungen aufweisen, bestimmt;
- die kulturelle Geschichte, durch die kultur- bzw. gruppenspezifische soziale Regeln aufgestellt werden, die auch den Geschmack betreffen;
- sowie, basierend auf den anderen beiden Punkten, die individuelle Entwicklung.

Andere Autoren betonen die entscheidende Bedeutung von Kindheitserfahrungen, auf die sich die Landschaftserfahrung und -bewertung immer wieder berufe. Landschaftserlebnis und -bewusstsein seien stets Erzeugnisse der Erinnerung, entweder an natürliche Landschaften oder an gemalte oder fotografierte.⁷⁶ Schönheit entstehe erst „durch die Deutung der Sinneseindrücke durch die Erinnerung.“⁷⁷



Abb. 8: Traditionelle Heckenlandschaft in den französischen Alpen in der Nähe von Gap. Foto: Tatjana Reeg, 2006.

⁷³ Vgl. RINGLER / SIESS, Lebensraumtyp Einzelbäume und Baumgruppen (wie Anm. 52), S. 82.

⁷⁴ GUSTAV OBERHOLZER, Die Weiterentwicklung der Kulturlandschaft (Landespflege in der Flurbereinigung, Teil V), Neubiberg 2000, S. 103.

⁷⁵ BOURASSA, The Aesthetics of Landscape (wie Anm. 60), S. 47 ff.

⁷⁶ Vgl. ALBRECHT LEHMANN, Landschaftsbewußtsein – Zur gegenwärtigen Wahrnehmung natürlicher Ensembles, in: Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt, hg. von ROLF W. BREDNICH, ANNETTE SCHNEIDER und UTE WERNER, Münster u. a. 2001, S. 147–154.

⁷⁷ THOENE, Ästhetik der Landschaft (wie Anm. 69), S. 126.

5.4 Baumanordnungen zwischen Nutzen und Ästhetik

Ungeachtet der oft idealisierten Savannen-Landschaften entstanden die meisten Baumstrukturen in der Agrarlandschaft aus der Nutzung heraus und mussten in erster Linie die Ansprüche der Nutzer erfüllen. Die Ästhetik ergab sich in den meisten Fällen als Nebenprodukt im Sinne einer „beiläufigen ästhetischen Gestaltung“.⁷⁸ Während die Auswahl der Baumart und die Bewirtschaftung des Baumes entsprechend der erwünschten Produkte erfolgten, spiegelt der Wuchsort eines (gepflanzten) Baumes die sonstigen Funktionen wider, die er für den Menschen erfüllte, z. B. Erosionsschutz oder Beschattung. Daneben kamen Gehölze auch spontan an Stellen auf, die zur landwirtschaftlichen Nutzung nicht geeignet waren und aus der Nutzung herausfielen. Die Anordnung von Bäumen, die für das Aussehen und die Eigenart einer Landschaft so bedeutend ist, entstand also aus der Nutzung sowohl der Bäume selber als auch der landwirtschaftlichen Flächen heraus. Ausnahmen, bei denen der ästhetische Aspekt wenn nicht im Vordergrund, so doch zumindest gleichberechtigt neben der Nutzung stand, gab es beispielsweise im Zuge der Landesverschönerung im 19. Jahrhundert.

Die Verbindung des Schönen mit dem Guten und Nützlichen in der Landesverschönerung

Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts fanden die Ideen des Landschaftsgartens und die Ausbreitung der Parks in die Landschaft hinein, etwa in Form von „ornamented farms“, ihren Weg von England auch nach Deutschland.⁷⁹ Bei diesen Ansätzen standen bereits ästhetische und ökonomische Aspekte nebeneinander, z. B. betont C. C. L. Hirschfeld, Theoretiker der landschaftlichen Gartenkunst, dass Verschönerung gleichzeitig Verbesserung bedeute: „sein Land mehr ins Schöne zu bebauen gebe ihm zugleich mehr Fruchtbarkeit und Nutzbarkeit“.⁸⁰

Der Ursprung der Landesverschönerung lag in der Verbindung der Vorstellungen des Landschaftsgartens mit denen der frühen Landeskultur, die wiederum im Zeichen der Aufklärung entstanden war. Der Begründer der Landesverschönerung, Gustav Vorherr, formulierte einen sehr umfassenden Ansatz, wonach das Ziel „die wirtschaftliche Besserstellung bei gleichzeitiger Verschönerung“ sei.⁸¹ Der Kreis um Vorherr war davon überzeugt, dass sich das Schöne aus dem Nützlichen und umgekehrt von selber ergebe, dass also zum einen „die hauptsächlichsten Mittel zur Verbesserung der Landwirtschaft auch zugleich von selbst die freundlichere Gestaltung der Felder und Fluren, und der Dörfer zur Folge haben“⁸² und zum anderen mit zunehmender Landesverschönerung die Landeswohlfahrt – bezüglich der Ökonomie sowie vor allem des Wohlbefindens der Einwohner – steige.⁸³ Baumpflanzungen stellten eine Möglichkeit dar, diese Ziele zu erreichen, z. B. als Straßenbäume⁸⁴ oder Windschutz (Einhägung von Feldern und Weiden) und gleichzeitig zur ästhetischen Aufwertung der Landschaft.

⁷⁸ NOHL, Landschaftsplanung (wie Anm. 5), S. 159.

⁷⁹ GERD DÄUMEL, Über Landesverschönerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Dissertation an der Fakultät für Gartenbau und Landeskultur der Technischen Hochschule Hannover, 1960, S. 18 ff.

⁸⁰ C. C. L. HIRSCHFELD, Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst, Leipzig 1773, S. 170.

⁸¹ DÄUMEL, Über Landesverschönerung (wie Anm. 79), S. 57.

⁸² HUMANUS, Ueber Landesverschönerung als Gegenstand der Staatsvorsorge, Augsburg 1831, S. 59.

⁸³ DÄUMEL, Über Landesverschönerung (wie Anm. 79), S. 72.

⁸⁴ J. E. FÜRST, Ueber das Bepflanzen der Strassen mit Bäumen, in: Allgemeine deutsche Garten-Zeitung, 18. Jahrgang, Nr. 6 (1840), S. 41–47.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird dieses Ideal des „Nützlich-Schönen“ kritischer gesehen: So betonen Döll und Petzold, „Das Schönste auch zum Einträglichsten zu machen, liegt außer unserer Macht“.⁸⁵ Baumpflanzungen, wie J. P. Jöndl sie zur „Garnierung“ von Straßen und Feldern vorschlägt, müssen nicht mehr nützlich sein, entscheidend ist die gute Wirkung.⁸⁶ Hermann Jäger bezeichnet die Landesverschönerung bereits als „Illusion“ und führt aus, dass man in den meisten Fällen Prioritäten setzen müsse, entweder für eine ungestörte landwirtschaftliche Produktion oder, unter bestimmten Umständen, für ein aufgewertetes Landschaftsbild.⁸⁷

6. Baumuster in neuer Gestalt: Möglichkeiten moderner Agroforstsysteme

Vor allem seit der Technisierung der Landwirtschaft ab den 1950er Jahren sind Bäume mehr und mehr aus der Agrarlandschaft verschwunden, da sie vor allem als Hindernisse auf landwirtschaftlichen Flächen gesehen wurden und ihre vielfältigen, früher so geschätzten Funktionen an Bedeutung verloren. Diese Entwicklung setzte allerdings schon weit früher ein, wie beispielsweise der Stuttgarter Landeskonservator Eugen Gradmann deutlich macht, der bereits 1910 über die zunehmende Rationalisierung und ökonomische Ausrichtung der Landwirtschaft klagte, die keinen Platz für Bäume lasse.⁸⁸

Fast überall in Deutschland kann man heute baumlose Agrarlandschaften finden, auch wenn der Maßstab, was als „öde und ausgeräumt“ empfunden wird, von der ästhetischen Prägung des einzelnen Menschen abhängt. All die bisher genannten Funktionen von Bäumen in der Landschaft können dort nicht zum Tragen kommen, bei enormer Produktivitätssteigerung gibt es also gleichzeitig Probleme im Umgang mit den natürlichen Ressourcen.

Eine Möglichkeit, wieder mehr genutzte Bäume in die Landschaft zu bringen, besteht darin, sie auf landwirtschaftlichen Nutzflächen bewusst anzupflanzen, also Landwirtschaft und Gehölze auf der gleichen Fläche gezielt zu kombinieren. Derartige Landnutzungssysteme bezeichnet man als „Agroforstsysteme“. „Agroforstsystem“ ist dabei eine aktuelle Bezeichnung für diverse Arten von Landnutzungssystemen, die es in der Vergangenheit überall gab;⁸⁹ viele der zuvor beschriebenen Baumanpflanzungen kann man daher als historische Agroforstsysteme ansehen. „Moderne“ Agroforstsysteme dagegen müssen vor allem mit dem aktuellen technischen Stand in der Landwirtschaft vereinbar sein.

⁸⁵ JOHANN CHRISTOPH DÖLL / EDUARD PETZOLD, Zur Landschaftsgärtnerei, in: Wochenschrift des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den königlich-preußischen Staaten (1858), S. 9 ff., zitiert aus: DÄUMEL, Über Landesverschönerung (wie Anm. 79), S. 141.

⁸⁶ DÄUMEL, Über Landesverschönerung (wie Anm. 79), S. 142.

⁸⁷ Ebd., S. 146–147.

⁸⁸ EUGEN GRADMANN, Heimatschutz und Landschaftspflege, Stuttgart 1910, S. 56.

⁸⁹ RAMACHANDRAN P. K. NAIR, An Introduction to Agroforestry, Dordrecht/Boston/London 1993; siehe hierzu auch KONOLD / REEG, Historische agroforstliche Nutzungsformen (wie Anm. 27).

6.1 Auch in Deutschland in der Diskussion: moderne Agroforstsysteme

In tropischen und subtropischen Ländern sind alte und neue Agroforstsysteme seit langem weit verbreitet, und auch in der kühl-gemäßigten Zone, von Australien und Neuseeland über Nordamerika bis nach Großbritannien und Frankreich, werden sie seit einigen Jahrzehnten vermehrt erprobt und angelegt.⁹⁰ In Deutschland gibt es bisher wenige Beispiele für neue Systeme, das Interesse in der Landwirtschaft, im Naturschutz und in der Politik nimmt aber spürbar zu.

Entscheidend für den Erfolg (heute wie früher) ist es, Agroforstsysteme so anzulegen und zu bewirtschaften, dass die Vorteile der Bäume für die landwirtschaftliche Produktion genutzt und die Nachteile soweit wie möglich vermieden werden.⁹¹ Wird das Ziel der Wertholzproduktion verfolgt, sind neben einzelnen Reihen von Bäumen, z. B. entlang von Straßen, Wegen oder Gewässern, auch flächige Anordnungen denkbar, beispielsweise in weitem Abstand stehende Edellaubbäume kombiniert mit Acker- oder Grünlandnutzung. Die Bäume werden üblicherweise in parallelen Reihen gepflanzt, der Abstand zwischen zwei Reihen orientiert sich dabei an den landwirtschaftlichen Arbeitsbreiten.⁹² Auf Ackerflächen sollten deshalb zwischen den Baumreihen mindestens 26 m liegen (davon etwa 1 m ungenutzter Streifen auf jeder Seite der Bäume), zwischen den einzelnen Bäumen etwa 15 m, was der Ausbreitung der Krone gegen Ende der Umtriebszeit, die je nach Baumart und Standort 50–70 Jahre beträgt, entspricht. Auf Weideflächen sind unter Umständen auch freiere Anordnungen denkbar. Bäume zur Wertholzerzeugung müssen geästet werden, um ein wertvolles astfreies Endstammstück zu erzeugen.⁹³

Eine andere Alternative ist die Pflanzung von schnellwachsenden Baumarten, meist Weiden oder Pappeln, zur Energieholzerzeugung. Dies geschieht in Streifen dicht stehender Bäume, die in recht kurzen Rotationen (zwischen 2–3 und 20 Jahren) geerntet werden.⁹⁴ Solche Systeme unterscheiden sich von Agroforstsystemen mit Werthölzern deutlich in der Anlage, der Pflege, der Ernte sowie den Wechselwirkungen mit der landwirtschaftlichen Kultur ebenso wie in den Auswirkungen auf die Umwelt. Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf die Variante „Wertholzbäume“.

⁹⁰ Z. B. ANDREW M. GORDON / STEVEN M. NEWMAN, *Temperate Agroforestry Systems*, Oxfordshire/Cambridge 1997; *Agroforestry in Europe – Current Status and Future Prospects*, hg. von ANTONIO RIGUEIRO-RODRÍGUEZ, JIM MCADAM und MARÍA ROSA MOSQUERA-LOSADA, Springer Netherlands 2009.

⁹¹ SHIBU JOSÉ / ANDREW R. GILLESPIE / STEPHEN G. PALLARDY, *Interspecific interactions in temperate agroforestry*, in: *Agroforestry Systems* 61 (2004), S. 237–255.

⁹² ANJA CHALMIN, *Produktionsaspekte in Agroforstsystemen mit Werthölzern – landwirtschaftliche Aspekte*, in: *Anbau und Nutzung von Bäumen auf landwirtschaftlichen Flächen*, hg. von TATJANA REEG u. a., Weinheim 2009, S. 275–288.

⁹³ MATHIAS BRIX / BELA BENDER / HEINRICH SPIECKER, *Wertholzproduktion in Agroforstsystemen*, in: *Anbau und Nutzung von Bäumen (wie Anm. 92)*, S. 251–261.

⁹⁴ Z. B. BARBARA BOELCKE, *Schnellwachsende Baumarten auf landwirtschaftlichen Flächen – Leitfaden zur Erzeugung von Energieholz*, Schwerin 2006.

6.2 Auswirkungen von Baumpflanzungen auf das Landschaftsbild

Verbindung mit dem jeweiligen Naturraum und seiner Nutzungsgeschichte:
Die Landschaft und ihre Charakteristika als Rahmen für neue Baumpflanzungen

Da grundsätzlich halboffene Landschaften als schön empfunden werden, können Agroforstsysteme zu einer Bereicherung des Landschaftsbildes beitragen. Wie sie genau wirken, ist allerdings stark von der umgebenden Landschaft sowie von der konkreten Gestaltung des Systems abhängig.

Den Rahmen für die Gestaltung von Agroforstsystemen bildet die jeweilige Landschaft mit ihren natürlichen Voraussetzungen und den historisch-kulturellen Charakteristika. Entscheidend für die ästhetische Wirkung sind z. B.:

- das Relief: In ebener Landschaft werden flächige Pflanzungen ganz anders wahrgenommen als in hügeliger, die auch den Blick von oben erlaubt und damit unter Umständen einen unangenehm-schematischen Eindruck vermittelt, der in zweidimensionaler Sicht nicht aufkommt. Werden in hügeligem Gelände Bäume in den Senken gepflanzt, nivellieren sie op-



Abb. 9: Ergänzung einer bestehenden Obstbaumreihe mit jungen Wertholzbäumen (Hechingen-Boll, Vorland der Schwäbischen Alb). Foto: Tatjana Reeg, 2008.

tisch die Reliefformen;⁹⁵ Pflanzungen auf den Höhen jedoch erzielen „die größte Wirkung: [...] Sie erscheinen durch ihre Erhebung größer und heben wiederum die Hügel, die sie einnehmen.“⁹⁶ Neben solchen besonders wirkungsvollen Bäumen in der Horizontlinie⁹⁷ hat auch die Stellung „bekrönender Gehölzelemente“ etwas neben oder hinter dem höchsten Punkt ihre Berechtigung, da sie „ein noch lebendigeres Gefüge“ mit der Reliefform bildet;⁹⁸

- der Bewaldungsanteil, der Grad der Offenheit der Landschaft, die Größe offener Flächen: Die Verteilung von Wald und Offenland bestimmt das grundsätzliche Mosaik der Landschaft. In stark ausgeräumten Gebieten können neue Bäume besonders markant sein und eine „räumliche Vertiefung“ bewirken;⁹⁹ wenn jedoch große, offene Flächen das Typische einer Landschaft ausmachen, sollte dieser Eindruck nicht durch Baumpflanzungen zerstört werden;
- die Größendimensionen: Hier sind vor allem vorhandene Gehölze entscheidend – sind es niedrige Hecken und Obstbäume oder wesentlich höhere Waldbäume? Die vorhandenen Maße sollten in etwa beibehalten werden. Dies gilt auch für die Größe der Gesamtpflanzung im Vergleich zu vorherrschenden Dimensionen (bezogen z. B. auf Relief- oder Nutzungsformen) der Landschaft;¹⁰⁰
- der Grad der Geometrie: Herrschen gerade Linien und Kanten in der Landschaft vor oder weiche, geschwungene? Auch hier sollte man sich in der Regel am Bestehenden orientieren;
- die Ausrichtung und Verbindung von (linearen) Strukturen: Die Grundsymmetrien einer Landschaft sollten beibehalten werden. Zum Beispiel widerspricht es der Eigenart, in einer Landschaft, in der Hecken immer hangparallel angelegt wurden, neue Gehölzstrukturen senkrecht den Hang hinaufzuführen.¹⁰¹ Auch sollten neue Pflanzungen wenn möglich existierenden Linien in der Landschaft folgen (Gewässern, Straßen, Kammlinien der Erhebungen etc.);¹⁰²
- bestehende Gehölzstrukturen (Baumarten und -mischungen, Form, Anordnung): Die Eigenschaften vorhandener Gehölze können mit neuen Agroforstsystemen aufgegriffen, aber auch ergänzt werden (Abb. 9). Beispielsweise stellen in sehr nadelholzreichen Landschaften Agroforstsysteme mit Laubhölzern eine willkommene Ergänzung dar. Bäume in unterschiedlichen Gruppierungen bringen Wechsel und Vielfalt in die Landschaft;¹⁰³
- wichtige Sichtbeziehungen: Für die Gegend charakteristische Sichtbeziehungen oder Sichtachsen sollten auf keinen Fall verstellt werden. Unter Umständen können Blicke durch Baumreihen gezielt gelenkt werden;
- andere, wenig attraktive Landschaftsbestandteile (Industriegebiete, Straßen, Gleise, Müllhalden): Hier können Baumpflanzungen Blicke verstellen und vor Geräuschen sowie Gerüchen abschirmen.¹⁰⁴

⁹⁵ Vgl. ABEL, Baumpflanzungen (wie Anm. 6), S. 76.

⁹⁶ BETHE, Ueber Trift- und Feldpflanzungen (wie Anm. 6), S. 309.

⁹⁷ Vgl. OBERHOLZER, Die Weiterentwicklung der Kulturlandschaft (wie Anm. 74), S. 120.

⁹⁸ RINGLER / SIESS, Lebensraumtyp Einzelbäume und Baumgruppen (wie Anm. 52), S. 123.

⁹⁹ LUCKE / SILBEREISEN / HERZBERGER, Obstbäume in der Landschaft (wie Anm. 19), S. 53.

¹⁰⁰ Vgl. REVELL, Trees for scenic quality management (wie Anm. 4), hier S. 76.

¹⁰¹ Vgl. MÜLLER, Landschaftselemente aus Menschenhand (wie Anm. 14), S. 251.

¹⁰² Vgl. REVELL, Trees for scenic quality management (wie Anm. 4), hier S. 77.

¹⁰³ Vgl. LUCKE / SILBEREISEN / HERZBERGER, Obstbäume in der Landschaft (wie Anm. 19), S. 53.

¹⁰⁴ BENTRUP / DOSSKEY / WELLS, Indicators and guidelines (wie Anm. 4).

Ästhetische Wirkung der Flächenwahl

Auch die Wahl der Fläche, auf der ein Agroforstsystem angelegt wird, beeinflusst dessen Auswirkungen auf Natur und Landschaft. Ein wichtiger Aspekt für das Landschaftsbild ist die „Sichtbarkeit“ der Anlage: Wie sind Ausrichtung und Distanz im Verhältnis zu Straßen oder Wegen, zu Punkten, an denen Menschen sich oft aufhalten?¹⁰⁵ Auf mittlere Distanz haben Gehölzstrukturen oft die beste Wirkung;¹⁰⁶ Baumreihen, vor allem wenn sie nicht nur aus einzeln zu unterscheidenden Bäumen bestehen, sondern aufgrund von Hecken etc. eine geschlossene Struktur bilden, leisten einen Beitrag zur Gliederung und damit zur Lesbarkeit der Landschaft sowie zur Mysteriosität, da die Sicht auf die dahinter liegende Landschaft zumindest teilweise versperrt ist. Auch tragen Bäume im Mittelgrund dazu bei, die Tiefe des Raumes zu verdeutlichen.¹⁰⁷ Zu weit entfernte Strukturen sind dagegen wenig relevant; näher gelegene versperren die Sicht, Muster können nicht erkannt werden.

Im Anschluss an Wald oder an andere Gehölze (Hecken etc.) gewährleisten neue Gehölzstrukturen ökologische wie ästhetische Konnektivität, tragen damit auch zur Kohärenz der Landschaft bei und können Landschaftsräume visuell öffnen oder schließen.¹⁰⁸ Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Form der bepflanzten Fläche. Besonders in hügeligem Gelände können gerade, geometrische Kanten sehr schematisch und störend wirken; eine organische äußere Form fügt sich besser ein.¹⁰⁹

Die zeitliche Dimension: Dynamik, Entwicklung und Gewöhnung

Agroforstsysteme sind dynamische Systeme, die ihr Aussehen im Laufe des Wachstums der Bäume sehr stark verändern: In den ersten 15–20 Jahren haben die Bäume auf das Landschaftsbild wenig Einfluss; dieser wird mit der Zeit größer, trotzdem dauert es lange, bis die Fläche wirklich von den Bäumen dominiert wird. Durch dieses langsame Wachstum der Bäume haben die Menschen viel Zeit, sich an sie zu gewöhnen.

Gegenüber dem langsamen Wachstum eines Baumes wird dessen Fällung intensiv wahrgenommen und als ein abrupter, ja zerstörerischer Eingriff empfunden.¹¹⁰ Auch aus ökonomischen Gründen sollte ein Agroforstsystem nicht so angelegt werden, dass alle Bäume gleichzeitig zur Fällung anstehen. Vielmehr sollten kontinuierlich einzelne Bäume geerntet werden, so dass die Grundstruktur dauerhaft bestehen bleibt und immer wieder ergänzt werden kann.

Geht man von gesellschaftlichen Moden aus, können sich die (ästhetischen) Werte und Vorstellungen bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Bäume aufgrund ihrer Größe die Landschaft prägen, geändert haben.¹¹¹ Wir stehen also heute vor der schwierigen Aufgabe, Landschaften für eine Zeit zu gestalten, deren Bedürfnisse und deren Geschmack wir nicht kennen. Auch wenn

¹⁰⁵ Vgl. REVELL, *Trees for scenic quality management* (wie Anm. 4), hier S. 78.

¹⁰⁶ Vgl. COOK / CABLE, *Scenic beauty* (wie Anm. 55).

¹⁰⁷ WERNER KNAPP, *Landbaukunst – Weg zu bewusstem Gestalten*, Stuttgart 1951, S. 5.

¹⁰⁸ Vgl. SIMON BELL, *Valuable Broadleaved Trees in the Landscape*, in: *Valuable Broadleaved Forests in Europe* (European Forest Institute Research Reports, Bd. 22), hg. von HEINRICH SPIECKER u. a., Leiden u. a. 2009, S. 171–199, hier S. 188.

¹⁰⁹ Ebd., S. 186.

¹¹⁰ Vgl. KÖHLER / PREISS, *Erfassung und Bewertung des Landschaftsbildes* (wie Anm. 61), S. 27.

¹¹¹ NOHL, *Landschaftsplanung* (wie Anm. 5), S. 23.

Bäume etwas Zeitloses haben, ist man letztlich darauf beschränkt, mit der Baumpflanzung eine bestimmte Entwicklungsmöglichkeit vorzugeben.¹¹²

6.3 Gestaltung moderner Agroforstsysteme zwischen Savanne und Plantage

Landschaftliche Eigenart contra allgemeine Gestaltungsgrundsätze?

Nach Abel werden Bäume gepflanzt, um „bereits vorhandene Schönheiten der Landschaft zu erhöhen, Mängel zu verbergen, neue Schönheiten zu schaffen, getrennte Gegenstände und Objecte entweder wirklich oder scheinbar durch Anpflanzungen zu verbinden.“¹¹³ Da gerade die Anordnung von Bäumen entscheidend für die Eigenart einer Landschaft ist, sollte diese nicht durch Pflanzungen, die ihrem Charakter widersprechen, beeinträchtigt werden. Die Eigenart könne „als das wichtigste Maß für die Empfindlichkeit einer Landschaft gegenüber Veränderungen des Landschaftsbildes angesehen werden“¹¹⁴; je mehr Eigenart vorhanden ist, desto sensibler sollte also vorgegangen und unbedingt typische Landschaftsmuster aufgegriffen werden.

In ausgeräumten Agrarlandschaften ohne markante Charakteristika oder mit nur sehr wenigen Landschaftselementen können durch Agroforstsysteme hingegen neue Strukturen, Muster und damit auch Eigenart geschaffen werden. Indem Überreste früherer Gehölzstrukturen aufgegriffen und ergänzt werden, werden diese in der Landschaft wieder erkennbar.¹¹⁵ Mit neuen Pflanzungen können die „prägenden Gesichtszüge von morgen“¹¹⁶ geschaffen werden, jedoch weder willkürlich noch schematisch; an Stelle von Standard-Agroforstsystemen sollten jeweils der Landschaft angepasste, charakteristische Variationen entstehen. Da ein Agroforstsystem gleichzeitig den Kapazitäten, Erfahrungen, Ressourcen und Notwendigkeiten des Landnutzers entsprechen sollte,¹¹⁷ werden neue Agroforstsysteme im Optimalfall wieder die ökonomischen, sozialen und ökologischen Eigenheiten einer Gegend widerspiegeln. Die charakteristische Nutzung einer Landschaft stellt einen wichtigen Bestandteil ihrer Eigenart dar; genauso sind es meistens standörtlich nicht angepasste Landnutzungsformen, die zu einer Nivellierung und damit zum Verlust von Eigenart führen.¹¹⁸ Horlitz regt an, Eigenart als Prozess zu sehen und neben den historisch gewachsenen Nutzungen auch „moderne Bestandteile [...], die natürliche Potentiale einer Landschaft sichtbar machen“, als einen Teil davon zu verstehen.¹¹⁹

Auch neuartige Nutzungssysteme können also einen wertvollen Beitrag zu alter und neuer Eigenart leisten. Und trotz der Forderung, den jeweiligen Charakter einer Landschaft bei der Gestaltung von modernen Agroforstsystemen als Grundlage und Bezugsrahmen zu setzen, können, gestützt auf Erkenntnisse aus der Landschaftsästhetik und bekannte visuelle Wirkungen, durchaus grundsätzliche Gestaltungsregeln formuliert werden. Mit diesen Grundsätzen sollte man sich dann wiederum im jeweiligen kulturlandschaftlichen Kontext bewegen. Der land-

¹¹² WÖBSE, Landschaftsästhetik (wie Anm. 5), S. 36.

¹¹³ ABEL, Baumpflanzungen (wie Anm. 6), S. 77.

¹¹⁴ GERHARDS, Bedeutung der landschaftlichen Eigenart (wie Anm. 67), S. 19.

¹¹⁵ RINGLER / SIESS, Lebensraumtyp Einzelbäume und Baumgruppen (wie Anm. 52), S. 132.

¹¹⁶ KONOLD, Kulturlandschaftsentwicklung (wie Anm. 24), S. 14.

¹¹⁷ Vgl. ALAN W. BLACK / KAREN FORGE / FIONNUALA FROST, Extension and advisory strategies for Agroforestry, (RIRDC Publication, No 00/184), Joondalup 2000.

¹¹⁸ Vgl. HORLITZ, Zur Rolle der Eigenart in der Landschaftsplanung (wie Anm. 1).

¹¹⁹ Ebd., S. 44.

schaftliche Wandel gehört „zum Wesen der Kulturlandschaft“ dazu; entscheidend ist, einerseits Kontinuität zu wahren und gleichzeitig „Mut zur stilvollen Gestaltung“ zu beweisen.¹²⁰

Lineare und regelmäßig-flächige Anordnungen

Besonders bei flächigen Pflanzungen kann es zu einem Gegensatz zwischen den Ansprüchen der Landschaftsbesucher und denen der Bewirtschafter kommen, für die die Landschaft Wirtschaftsraum und Produktionsmittel ist.¹²¹ In diesem Fall steht dem Ideal der lockeren halboffenen Landschaft – „Savanne“, „Arkadien“, „Parklandschaft“ – die aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten bevorzugte „Plantage“ mit Bäumen in einem regelmäßigen Muster gegenüber. Grundsätzliche Möglichkeiten der mehr „natürlichen“ oder mehr „künstlichen“ Gestaltung sind in Tabelle 3 dargestellt.

Tabelle 3: Von natürlich bis kunstvoll – Gestaltungsmöglichkeiten neuer Agroforstsysteme

Natürlich-wild	Kunstvoll-künstlich
Bäume in der Reihe in verschiedenen Abständen	Bäume in der Reihe in gleichen Abständen
Ästung bis in geringere Höhe (z. B. 2,50 bis 4 m)	sehr hohe Ästung (z. B. bis auf 10 m)
Bäume verschiedener Altersstufen	Bäume alle gleich alt
Verwendung mehrerer Baumarten in unregelmäßiger Mischung	Verwendung einer einzigen Baumart oder mehrerer Baumarten in gleichmäßiger Mischung
Baumstreifen eher ungepflegt	Baumstreifen regelmäßig gepflegt

Regelmäßige Pflanzungen müssen aus ästhetischer Sicht nicht unattraktiv sein; alles Ebenmäßige sei „interessant“, da „das Gewöhnliche in der Landschaft [...] das Unebenmäßige“ sei.¹²² Flächige Anordnungen mit geraden, parallelen Reihen in gleichen, relativ engen Abständen erinnern z. B. an Obstbaumpflanzungen. Auch Alleen entlang von Wegen und Straßen sind höchst attraktiv (Abb. 10). Besonders in flachen, ausgeräumten Gegenden können sie eine starke visuelle Wirkung entfalten, auf ein Ziel hinführen, z. B. zu einem Dorf oder einer Kapelle, Orte verbinden, Sichtachsen begleiten. Dabei gibt eine Reihung von Bäumen gleicher Baumart, gleichen Alters und mit gleichen Abständen zueinander einen Rhythmus vor, der ins Unendliche zu führen scheint.¹²³ Je nach Jahreszeit und Baumform können Bäume mit „dichtem Laubschirm“ auch eine reizlose umgebende Landschaft vor den Blicken des Reisenden verdecken.¹²⁴

Gehölzreihen finden sich häufig auch entlang von Gewässern oder anderen linearen Landschaftsstrukturen, z. B. Böschungen oder Parzellengrenzen. Die Bäume heben diese hervor und machen sie schneller erkennbar. Grundsätzlich bestimmen lineare Landschaftselemente Richtungen, teilen, fassen zusammen, bilden Flächen und voneinander abgegrenzte Räume.¹²⁵

¹²⁰ WERNER KONOLD, Landschaftsveränderung in Baden-Württemberg: Geschichts- und Geschichtsverlust oder zeitgemäße kulturlandschaftliche Prozesse?, in: Naturschutz-Info, H. 2 (2009), S. 22–28, hier S. 27.

¹²¹ Ebd., hier S. 22

¹²² THOENE, Ästhetik der Landschaft (wie Anm. 69), S. 133.

¹²³ WÖBSE, Landschaftsästhetik (wie Anm. 5), S. 40.

¹²⁴ HERMANN VON PÜCKLER-MUSKAU, Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau, Stuttgart 1834, Neuaufgabe Stuttgart 1977, S. 55.

¹²⁵ Vgl. WÖBSE, Landschaftsästhetik (wie Anm. 5), S. 34.



Abb. 10: Die kürzlich gepflanzte Allee verdeutlicht den Verlauf der Straße. Foto: Tatjana Reeg, 2008.

Die eher formale Gestaltung von gleichmäßigen Baumpflanzungen wirkt strukturierend und kann eine Ordnung in eine Landschaft bringen, die als sehr angenehm und „beruhigend“ empfunden werden kann.¹²⁶

Baumgruppen

Freiere Baumanordnungen erwecken das Gefühl des Natürlichen, Idyllischen. Eine Zwischenform können geschwungene, z. B. ans Relief angepasste Baumreihen darstellen, die weicher und weniger formal wirken als gerade. Wild-romantisch, malerisch wirken größere und kleinere Baumgruppen, beispielsweise auf Weideflächen, wo „geneigtes, bewegtes oder hügeliges Gelände dem Betrachter Landschaftsräume mit Vorder-, Mittel- und Hintergrund eröffnet.“¹²⁷ Die Topographie wird visuell hervorgehoben, Verengungen und Aufweitungen des Raumbilds können geschaffen, andere Landschaftselemente betont werden. Verstreute Grüppchen oder Einzelbäume können auch auf standörtlich ungünstigen Teilflächen innerhalb größerer landwirtschaftlicher Schläge gepflanzt werden. Zur Gestaltung schreibt Pückler-Muskau: „Zu absichtliche Rundung der Gruppen und zu grosse Isolirung müssen beide vermieden werden, wie auch

¹²⁶ THOENE, *Ästhetik der Landschaft* (wie Anm. 69), S. 122.

¹²⁷ LUCKE / SILBEREISEN / HERZBERGER, *Obstbäume in der Landschaft* (wie Anm. 19), S. 73.

zu gleiche Distanzen der einzelnen Bäume. Der Uebergang von einer Gruppe zur andern muss überdies öfters durch einzelne Bäume gleichsam für das Auge vermittelt werden.¹²⁸ Zu weit voneinander entfernte Baumgruppen erscheinen zusammenhanglos und verloren.¹²⁹

Besonders in Gebieten, die durch intensive Landwirtschaft geprägt sind, repräsentieren einzelne Bäume und Baumgruppen ein Stückchen Natur in der nutzungsbedingt recht einheitlichen, eintönigen Kulturlandschaft. Gerade auf Mitteleuropäer haben natürlich wirkende Landschaftsteile eine hohe Anziehungskraft,¹³⁰ sicher bedingt durch den Mangel an empfundener Natürlichkeit in der Nutzlandschaft. Daneben stellen Bäume einen Fixpunkt für das Auge dar, an dem es sich orientieren und mit dessen Hilfe es Entfernungen und Dimensionen abschätzen kann.

Weitere Gestaltungsfaktoren

Einen nicht unerheblichen Einfluss auf das Gesamtbild des Agroforstsystems hat auch die Gestaltung des Streifens, auf dem vor allem auf Ackerflächen die Bäume stehen. Auch hier sind verschiedene Varianten denkbar – von der regelmäßigen Pflege durch Mahd über gelegentliches Mulchen bis hin zur Anpflanzung von Sträuchern –, die dem gesamten System ein sehr unterschiedliches Aussehen verleihen können.¹³¹

Genau wie früher bei den Schneitelbäumen wird auch bei Wertholzbäumen die entstehende Baumform durch die Nutzung, das zu erzeugende Produkt, bestimmt. Sie bieten mit ihren unter Umständen hoch geästeten Stämmen ein ungewohntes Bild, das es in dieser Form bisher in der Landschaft nicht häufig gibt. Immerhin sind – und waren auch früher – Alleebäume bis in eine Höhe von 4–5 m geastet; für Abel ein ästhetischer Vorzug, da „ein Mensch, welcher Sinn für das Malerische hat, stets einen Rahmen und Vordergrund für die Landschaften, die er zur Seite lässt“, finde.¹³² Gleichzeitig entwickeln die frei stehenden Bäume große, ausladende Kronen, die allgemein als schön empfunden werden. Bei der visuellen Beurteilung der Baumform spielt sicher der Faktor Zeit eine entscheidende Rolle: Auch wenn uns heute Wertholzbäume mit unter Umständen 7–8 m hohen astfreien Stämmen in der Landschaft schwer vorstellbar erscheinen, so ist doch anzunehmen, dass die Menschen, die zusammen mit den Bäumen aufwachsen, sich an diese Höhe in dem Maße gewöhnen, in dem die Bäume wachsen.

6.4 Baumlandschaften als „Gesamtkunstwerk“

Für eine als wirklich schön empfundene Landschaftsgestaltung ist der Überblick über die gesamte Landschaft, die Zusammenschau aller Elemente entscheidend. „Alles Sichtbare“ müsse sich „zu angenehmen Szenen zusammenfügen“ und diese Einzelszenen wiederum in ihrem Zusammenhang ein „geordnetes Ganzes“ in seiner Charakteristik und Individualität darstellen.¹³³ Die Gestaltung jeder einzelnen Pflanzung müsste daher konsequenterweise im Gesamtzusam-

¹²⁸ PÜCKLER-MUSKAU, Andeutungen über Landschaftsgärtnerei (wie Anm. 124), S. 46.

¹²⁹ Vgl. BELL, Valuable Broadleaved Trees (wie Anm. 108), S. 189.

¹³⁰ Vgl. KÖHLER / PREISS, Erfassung und Bewertung des Landschaftsbildes (wie Anm. 61), S. 33.

¹³¹ Vgl. TATJANA REEG, Agroforstsysteme mit Wertholzbäumen im Landschaftsbild, in: Anbau und Nutzung von Bäumen (wie Anm. 92), S. 325–334.

¹³² ABEL, Baumpflanzungen (wie Anm. 6), S. 25.

¹³³ BETHE, Ueber Trift- und Feldpflanzungen (wie Anm. 6), S. 303.

menhang gesehen werden. Innerhalb eines Landschaftsausschnittes sind dabei sowohl eine gewisse Konsistenz als auch, in Maßen, Abwechslung und Kontraste erwünscht. Im Idealfall sollen weder unterschiedlichste Gestaltungselemente willkürlich aneinandergereiht werden, noch soll sich das gleiche Muster laufend wiederholen. Dieser Forderung kommt aus ästhetischer Sicht große Bedeutung zu, sie wird aber mit Sicherheit schwer zu erfüllen sein in Nutzlandschaften, an deren (unbewusster) Gestaltung in der Regel zahlreiche einzelne Landnutzer beteiligt sind.

Trotz derartiger Herausforderung bleibt zu hoffen, dass mit modernen Agroforstsystemen dieses alte Prinzip der kombinierten Landnutzung auch in Deutschland hier und da wieder aufgegriffen wird, ganz im Sinne von Heinrich Brockmann-Jerosch: „Und teils wegen des Nutzens, aber auch als Schutz vor Regen, Sturm und Blitz und – nicht zu vergessen – auch aus Schönheitsgefühl pflanzt er [der Bauer] gerne Bäume an.“¹³⁴

¹³⁴ BROCKMANN-JEROSCH, Futterlaubebäume und Speiselaubebäume (wie Anm. 29), S. 609.

„Schwarzwaldmädel“ – oder wie der Schwarzwald zur Kulisse wurde

Brigitte Heck

1. Welttheater und Theaterwelt

Ob am Sonntag, dem 14. Mai 1848 die Besucher des badischen Residenztheaters in emotionale Wallung gerieten, lässt sich nicht mehr ermitteln. Es gibt dazu aus der Karlsruher Presse keine Berichte. Allerdings ist dies stark zu vermuten, denn man führte „Dorf und Stadt“ auf, jenes Theaterstück, das in der Saison 1847/48 in allen Staaten des Deutschen Bundes sensationellen Zuspruch erfuhr und bis dato nicht erlebte Besucherscharen ins Theater lockte. Geschrieben hatte es die heute völlig unbekannte Charlotte Birch-Pfeiffer (1800–1868), damals Starautorin des deutschen Theaters. Während ihr Rührstück die Verbrüderung zweier gegensätzlicher Lebenswelten zelebriert, waren an fast gleicher Stelle nur zwei Monate zuvor politische Welten aufeinandergestoßen, und dies macht den besonderen Reiz des Karlsruher „Theaterfrühlings“ aus. Am 1. März 1848 nämlich erhoben Tausende Anhänger der freiheitlich-demokratischen Bewegung um den charismatischen Advokaten Friedrich Hecker vor dem Badischen Landtag im Karlsruher Ständehaus die Forderungen der vorangegangenen Mannheimer Versammlung: Abschaffung von Adelsprivilegien und Befreiung der Bauern. Der sogenannte Karlsruher „Petitionensturm“ bildete in Baden den Auftakt zur „Märzbewegung“, und die Massenpräsenz von nahezu 20.000 Demonstranten signalisierte das Mobilisierungspotential der jungen Demokratiebewegung (Abb. 2).

Die politische Stagnation der Restaurationszeit hatte zuvor auch im Großherzogtum Baden in weiten gesellschaftlichen Kreisen wachsende Unzufriedenheit genährt. Diese brach sich Bahn in den politischen Forderungen



Abb. 1: Premierenplakat, Druck Karlsruhe 1848. Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK), 57/568, S. 59.



Abb. 2: Fackelzug von Studenten zum Karlsruher Schloss. Teilnehmer des „Karlsruher Petitionensturms“ mit französischer Trikolore und Fahnen in deutschen Farben. Lavierte Federzeichnung, Ludwig Elliott, 1848. Badisches Landesmuseum Karlsruhe (BLM) 2000/1688.

gen der „Offenburger Volksversammlung“ von 1847 und der euphorischen Aufnahme der „Februarrevolution“ des französischen Nachbarn von 1848. An einem solch radikalen Umbruch jedoch wollten sich weite Teile des badischen Bürgertums nicht aktiv beteiligen. Sie strebten nach liberalen Reformen und einer parlamentarischen Fassung der Monarchie. So verwundert nicht, dass in diesen Kreisen die wertkonservative Ausrichtung der Birch-Pfeifferschen Stücke durchaus Anklang fand und deren Dramen wesentlich häufiger gespielt wurden als die Werke avantgardistischer „jungdeutscher“ Autoren wie Gutzkow und Laube.

2. Die Karlsruher Theaterlandschaft zur Zeit der Revolution 1848/1849

Leichte Komödien hatten in den 1840er Jahren Konjunktur, und das Rührstück war zur prägenden Gattung des Schauspiels vor und nach der Revolution geworden. Zwar trug die Auswahl einiger der im Jahr 1848 inszenierten Schauspiele und Opern des Karlsruher Hoftheaters den Zeitläufen insofern Rechnung, als das Leitmotiv ihrer Handlung Aufruhr und Befreiung aus Unterdrückung ist: so Schillers „Wilhelm Tell“, der 1848 fünf Mal auf dem Spielplan stand,¹

¹ Wie disparat der „Tell“ jedoch inszeniert wurde und damit rezipiert werden konnte zeigt die Darstellung von ALFRED BECHTOLD, Wilhelm Tell im 19. und 20. Jahrhundert, in: Tell. Werden und Wandern eines Mythos, Bern/Stuttgart 1973, S. 167–312.



Abb. 3: Darstellung des Karlsruher Theaterbrandes vom 28. Februar 1847. Im Vordergrund sieht man Bürger Teile der Theaterkulissen und Szenerie bergen. Diese fanden Wiederverwendung im „Interims-Theater“. Holzchnitt aus einer Illustrierten Zeitung. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, o. Inv. Nr.

Webers „Freischütz“, der drei Mal aufgeführt wurde und Beethovens „Fidelio“, 1848 zwei Mal gezeigt. Ganz offensichtlich ist jedoch, dass die Mehrzahl der Aufführungen des Jahres 1848 komödiantischer Natur war und wohl eher emotional ausgleichend wirkte als den politischen und sozialen Dissens forcierend. Diese kompensatorische Tendenz der Stückansetzung war bereits mit der Wiedereröffnung des Karlsruher Schauspiels nach dem verheerenden Theaterbrand vom 28. Februar 1847 deutlich erkennbar geworden. Das Hoftheater hatte man nach Zerstörung der alten Aufführungsstätte (Abb. 3) im ehemaligen Komödienhaus am Linkenheimer Tor untergebracht und improvisierte den Betrieb dort mehr schlecht als recht, bis sechs Jahre später Heinrich Hübsch am Ort des abgebrannten Weinbrennertheaters 1853 seinen Theaterneubau fertiggestellt hatte.



Abb. 4: Einzige Darstellung des „Interims-Theaters“. Ausschnitt aus: Kalender des Jahres 1898. Stadtarchiv Karlsruhe 8_C. F. Müller_L_291.

Zur Eröffnung des „Interims-Theaters“ (auch „Noth-Theater“ genannt, Abb. 4) am 3. November 1847 wählte der seit 1843 tätige In-

tendant Freiherr von Auffenberg ein Stück von Charlotte Birch-Pfeiffer, mit der er bereits die Jahre zuvor erfolgreiche Aufführungen angesetzt hatte. Auffenberg inszenierte ihr Drama „Eine Familie“ und verstand das Thema sicher nicht zufällig als programmatisch für die nächsten Jahre sowie als Aufforderung an das Publikum, der Einrichtung auch in harten Zeiten treu zu bleiben. Als nur wenige Monate später Charlotte Birch-Pfeiffers „Dorf und Stadt“ in Karlsruhe erstmals zur Aufführung gelangte, war diese Autorin vor Ort ausgesprochen arriviert. Auch der Motivkomplex Stadt-Land war in Karlsruhe keineswegs neu, sondern bereits fest etabliert. Flankierend wurde in der badischen Residenz eine Vielzahl von Schauspielen und Opern aufgeführt, die Variationen des Themas „Landbewohner begegnet Stadtbürger“ boten. Seit der Zeit der Aufklärung war dieses Motiv beliebt und blieb es auch im Biedermeier. So führte man auch Mitte des 19. Jahrhunderts am Karlsruher Hoftheater noch immer die populären Unterhaltungsstücke des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts von Iffland und Kotzebue auf. In der Theatersaison von 1847/48 wie auch 1848/49 gehörten dazu Ifflands beide Rührstücke „Die Liebe auf dem Lande“ sowie „Der Besuch auf dem Lande“ – letzteres wegen seiner Kürze ergänzt um die Kotzebue-Posse „Die Zerstreuten“. Auch entsprechende französische Erfolgsstücke gelangten am Karlsruher Schauspiel in Übersetzung oder als inhaltlich leicht veränderte Übertragung zur Aufführung. So das Lustspiel „Ein Weib aus dem Volke“ von Adolphe D’Ennery und Julien de Mallian (1846 unter dem Titel „Marianne: Ein Weib aus dem Volke“ uraufgeführt und in Karlsruhe bearbeitet von Carl Dräxler-Manfred) sowie die Komödie „Der Ehemann auf dem Lande“ („Le Mari à la campagne ou le tartuffe moderne“) von Jean François Alfred Bayard und Augustin Jules de Vailly (übersetzt und arrangiert von Heinrich Börnstein). Zwei Operaufführungen des Karlsruher Theaters griffen die Stadt-Land-Thematik ebenfalls auf: Valentino Fioravantis 1799 entstandene komische Oper „Die Sängerrinnen auf dem Lande“ und Joseph Weigls 1809 uraufgeführte Oper „Die Schweizerfamilie“. Fast alle angeführten Inszenierungen wurden nur einmal gezeigt, was jedoch keineswegs unüblich war. Das Theater der Zeit lebte von einer raschen Abfolge verschiedenster Inszenierungen. Kurzweile war Programm, und Komödiantisches besonders beliebt. Aus dieser Aufführungspraxis hob sich bereits vor dem Erfolg von Birch-Pfeiffers „Dorf und Stadt“ ein Werk besonders hervor: Friedrich Kaisers Wiener Volksstück „Stadt und Land, oder: Onkel Sebastian aus Ober-Oesterreich“. 1844 geschrieben, fand es in Karlsruhe so großen Zuspruch, dass es zwischen 1846 und 1858 weit häufiger aufgeführt wurde, als andere Dramen.² Friedrich Kaiser wird den Autoren des „Wiener Volksstücks“ zugerechnet, dessen Charakteristika derbe Komik und eine animierende Mischung aus Sprechtheater und Gesangseinlagen waren und als dessen berühmteste Vertreter Ferdinand Raimund und Johann Nestroy anzuführen sind. Diesem Genre ist nun auch Birch-Pfeiffers Erfolgsstück „Dorf und Stadt“ zuzurechnen, was nicht weiter verwundern kann, denn zum einen war Birch-Pfeiffer selbst in ihrer Wiener Zeit mit diesem überaus erfolgreichen Possentheater bekannt geworden und zum andern kannte sie auch Friedrich Kaiser persönlich sehr gut. Dieser war, was auch Birch-Pfeiffer in Deutschland zum Vorwurf gemacht wurde, ein „Vielschreiber“, denn er arbeitete als Bühnenautor für das „Theater an der Wien“ wie auch für das „Theater in der Leopoldstadt“ und hatte seinem Intendanten Karl Carl zweimonatlich ein Stück abzuliefern.³ In solche

² Die Premiere war am 29. März 1846 am Großherzoglichen Hoftheater Karlsruhe. Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK), 57/566, S. 44. Für diese Inszenierung wurde auch der Titel des 1845 in Wien gedruckten Werkes geändert, der ursprünglich „Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Ober-Oesterreich“ lautete.

³ Siehe BIRGIT PARGNER, Zwischen Tränen und Kommerz. Das Rührtheater Charlotte Birch-Pfeiffers (1800–1868) in seiner künstlerischen und kommerziellen Verwertung, Bielefeld 1999, S. 327.

Abhängigkeiten hatte sich Birch-Pfeiffer zwar nie begeben (müssen), doch sie schrieb ihre Stücke ebenfalls in vergleichbar kurzen Zyklen.

3. Der Theaterstreit und seine Protagonisten

Während vor der Fassade des Karlsruher Schauspiels revolutionäre Zustände herrschten, fand die für das Theater wohl aufregendere Verwerfung „hinter den Kulissen“ im Feuilleton statt: Es entbrannte ein öffentlicher Streit um Birch-Pfeiffers Drama „Dorf und Stadt“ und er wurde zwischen zwei Protagonisten ausgetragen, der Autorin des Bühnenstücks einerseits und dem Autor jenes Werkes, das diesem als Vorlage diente, andererseits: Berthold Auerbach (1812–1882). Denn bereits ein Jahr vor Premiere von „Dorf und Stadt“ hatte Berthold Auerbach im literarischen Kalender „Urania“ seine Novelle „Die Frau Professorin“ veröffentlicht,⁴ die Birch-Pfeiffer dann in kürzester Zeit dramatisierte und auf der Bühne popularisierte. Von der Dramatisierung seiner Novelle erfuhr Auerbach über den mit ihm befreundeten Heinrich Laube sowie von seinem Verleger Friedrich Bassermann, der in diesen Jahren auch Komiteemitglied des Mannheimer Nationaltheaters war und ihm als solches das Werk beschaffen konnte.⁵ Denn das Bühnenskript von „Dorf und Stadt“ lag weder gedruckt vor, noch war es öffentlich zugänglich, sondern wurde von Charlotte Birch-Pfeiffer selbstverlegt und limitiert den Theatern angeboten und zugestellt, sobald sie bei ihr die Lizenz zur Aufführung des Stückes erworben hatten. Es war zunächst gar nicht einmal Auerbach selbst, der auf die Bühnenadaptation Birch-Pfeiffers reagierte, sondern der mit ihm bekannte und mit Birch-Pfeiffer verfeindete Karl Gutzkow machte den Fall publik. Dieser beklagte publizistisch den Mangel an Rechtsschutz für die Literatur und wollte das Problem am Beispiel Auerbachs exemplarisch diskutieren. Nach gesetzlicher Regelung des Deutschen Bundes nämlich waren gedruckte Stoffe für die Dramatisierung auf der Bühne gemeinfrei. Die Bühnenautoren hingegen sicherten sich zu gleicher Zeit die Urheberrechte an ihren Werken und damit geschützte Übernahmehonorare samt Aufführungstantiemen. So übertrug Charlotte Birch-Pfeiffer der Karlsruher Hoftheaterintendanz die Aufführungsrechte für „Dorf und Stadt“ gegen eine einmalige Honorarzahlung von 55 Gulden und Einzel-Tantiemen, also Beteiligungen an der jeweiligen Abendkasse.⁶ Diese Mehrfacheinnahmen regelte das 1844 eingeführte Tantiemenrecht, das Birch-Pfeiffer wesentlich höhere Einkünfte als zuvor bescherte und sie ausgesprochen wohlhabend machte. Ihre Bezüge lagen damit um das Mehrfache über denen von Prosaautoren. Auerbach, der gewiss ebenfalls zu den Großverdienern unter den Schriftstellern seiner Zeit zählte, ärgerte sich hingegen vor allem über die seiner Ansicht nach substantiell entstellende Dramatisierung seiner Novelle.

⁴ BERTHOLD AUERBACH, Die Frau Professorin, in: Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1847, Leipzig 1847 [Verlag F. A. Brockhaus], S. 283–446.

⁵ Zur Rolle Friedrich Daniel Bassermanns in der bürgerlichen Gesellschaft Mannheims siehe LOTHAR GALL, Bürgertum in Deutschland, München 1996, S. 228–332.

⁶ Schreiben der Großherzoglichen Hoftheaterintendanz an Birch-Pfeiffer, GLAK, 57/49, S. 24.

Erlaubte Industrie.



Wie Frau Birch-Pfeiffer ein Bauernhaus aus Herrn Auerbachs Schwarzwald holt und mit Mann und Maus in's Berliner Theater schleppt.

Abb. 5: Karikatur zu „Dorf und Stadt“ aus: Eulenspiegel, Nr. 7, 25. Januar 1848, S. 27.

Der Streit wurde öffentlich ausgetragen und beschäftigte das deutsche Feuilleton über mehrere Monate. Auerbach sprach von geistigem Diebstahl und prangerte diesen als Anzeige in der Zeitschrift „Europa. Chronik der gebildeten Welt“ (Nr. 50, vom 1. Dezember 1947) an. Der Herausgeber des Satirejournals „Eulenspiegel“, Ludwig Pfau, unterstützte ihn mit einer scharfen Karikatur (Abb. 5). Vor Gericht jedoch konnte Charlotte Birch-Pfeiffer nicht nachgewiesen werden, dass sie den Text in großen Teilen wörtlich übernommen hatte, zumal sie in der Titelei korrekt auf die literarische Vorlage verwies. Letztlich endete der Streit um das Urheberrecht mit einem Vergleich. Gegen Übernahme der Gerichtskosten durch Birch-Pfeiffer erklärte sich Auerbach bereit, seine Vorwürfe zurückzunehmen. Der öffentlich ausgetragene Streit und der Bühnenerfolg von „Dorf und Stadt“ waren wirtschaftlich allerdings nicht zum Nachteil Berthold Auerbachs. Beides förderte den Verkauf der Novelle, zumal Birch-Pfeiffers Bühnenstück erst 1863 in gedruckter Form vorlag.⁷ Durch Aufnahme der „Frau Professorin“ in den 1849 erschienenen zweiten Band der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ erweiterte Auerbach deren Leserschaft zudem selbst erheblich.

⁷ Erstmals erschienen in: Jahrbuch deutscher Bühnenspiele 42 (1863), S. 41–148.

3.1 Berthold Auerbach

Berthold Auerbach war jüdischer Herkunft, ein Umstand der sein gesellschaftliches und künstlerisches Leben in verschiedenen Phasen unterschiedlich prägte und sich in seinem Werk maßgeblich niederschlug. Als Moyses Baruch Auerbacher wurde er 1812 im württembergischen Nordstetten bei Horb in sehr bescheidenen Verhältnissen als neuntes von zwölf Kindern einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren und starb 1882 im französischen Cannes. Um wie sein Großvater Rabbiner werden zu können, besuchte er von 1827 bis 1830 in Karlsruhe den Unterricht des berühmten Talmudgelehrten Elias Willstädter. In die badische Residenz kehrte er danach immer wieder zurück und erlebte dort 1843 seinen literarischen Durchbruch mit Erscheinen der ersten Folge des Episodenwerks „Schwarzwälder Dorfgeschichten“. Auerbach hatte hier bis 1844 die Redaktion der Publikation „Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung“ inne (bei der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe erschienen) und 1843 bereits bei dem ihm sehr nahestehenden Karlsruher Verleger Joseph Bielefeld die politische Streitschrift „Der gebildete



Abb. 6: Büste von Berthold Auerbach, im Alter von etwa 40 Jahren. BLM 93/1199.

Bürger. Buch für den denkenden Mittelstand“ herausgebracht. In ihr forderte er Pressefreiheit sowie Vereins- und Versammlungsrecht ein, und darin wiederum war sich Auerbach mit zwei liberalen Freunden einig, die seine schriftstellerische Karriere ebenfalls förderten – den Mannheimer Verlegern und badischen liberalen Politikern Friedrich Daniel Bassermann und Karl Mathy. Es war auch jener erst zu Beginn des Jahres 1843 gegründete Verlag Bassermann & Mathy, der Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ verlegte, nachdem er zuvor zwölf Absagen erhalten hatte. Für Autor und Verlag war diese Verbindung auch wirtschaftlich ein Sensationserfolg. Bis zu Friedrich Daniel Bassermanns Selbstmord im Jahr 1855 blieb Auerbach dem Mannheimer Verlag verbunden und sicherte mit den hohen Auflagen der „Dorfgeschichten“ dessen wirtschaftliche Existenz. Die liberal-demokratische Gesinnung wie auch sein burschenschaftliches Engagement waren es, die Auerbach 1837 eine zweimonatige Festungshaft am Hohenasperg einbrachten und ihm damit den Weg ins Rabbinat verwehrten. So wurde er Schriftsteller, und zwar neben Gustav Freytag der meistgelesene des 19. Jahrhunderts. Dabei war Berthold Auerbach erfolgreicher Autor und gewiefter Geschäftsmann zugleich. Neben der Veröffentlichung von Romanen, historischen Biografien und wissenschaftlichen Abhand-

lungen schrieb er redaktionelle Berichte und Rezensionen und edierte Volkskalender,⁸ etablierte sich aber auch früh auf dem stark anwachsenden Journalmarkt. Er nutzte die hohe Publizität der sich seit den 1830er Jahren massiv verbreitenden Unterhaltungsblätter, um sich für seine Kurzprosa einen großen Leserkreis zu erschließen. So schrieb er nicht zuletzt wegen der hohen Honorare auch gerne für auflagenstarke Familienzeitschriften wie die „Gartenlaube“. Deren Literaturbeilage „Deutsche Volksblätter“ betreute er von 1862 bis 1864 redaktionell. Auerbach kam dabei zugute, dass er beides konnte: hohen literarischen Ansprüchen genügen und einen wachsenden Buchmarkt mit immer neuen Werken bedienen. Expandierende Verlage und ein wachsendes (Leih-)Bibliothekswesen sind quantitativer Ausdruck eines wirtschaftlich prosperierenden und politisch zunehmend an Einfluss gewinnenden Bildungsbürgertums, das in der Massenpublizistik ein Medium fand, Öffentlichkeit zu stiften. Das Wort, ob in geschriebener oder in gesprochener Form, war – auf der ebenfalls expandierenden Theaterbühne – buchstäblich zur Ware geworden. Auf diesem Markt konkurrierte Auerbach mit seiner schreibenden Kollegin Charlotte Birch-Pfeiffer. Berthold Auerbach kannte sie von vielen Begegnungen gut und schätzte sie zunächst hoch, da er wie diese ein – so würde man heute sagen – „Netzwerker“ erster Güte war: Ständig auf der Suche nach intellektuellem Austausch, künstlerischer Inspiration, Freundschaft, Publikationsaufträgen und Druckzusagen war er fortwährend in Bewegung und wechselte häufig seinen Wohn- und Aufenthaltsort. Er gehörte mehreren Gesellschaften und Zirkeln an und stand mit außerordentlich vielen Kollegen und Freunden des literarischen, gesellschaftlichen und politischen Lebens in engem schriftlichen Kontakt. „Ich bin wie ein Vogel flatterig und sehne mich doch gar sehr nach Ruhe“, schrieb Berthold Auerbach, über diese Rastlosigkeit sinnierend, am 3. Juli 1846 seinem Freund Jakob.⁹ Mit den „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ errang Auerbach seine höchsten Auflagen, begründete damit ein literarisches Genre und wirkte auf viele Schriftstellerkollegen inspirierend. Das Reihenwerk erschien zwischen 1843 und 1854 in vier Folgen. Mit ihnen wurde Auerbach stilistisch zum Wegbereiter des poetischen Realismus und von Balzac, Sand, Tolstoj, Turgenew, Keller, Schelling, Freiligrath und Mörike teilweise euphorisch gefeiert.

Mit seinem Beitrag zur Unterhaltungsliteratur wurde Auerbach in gleicher Weise ein herausragender Protagonist und Propagandist der frühen Popularkultur¹⁰, wie dies für Charlotte Birch-Pfeiffer im Bereich des Unterhaltungstheaters gilt.

3.2 Charlotte Birch-Pfeiffer

Charlotte Birch-Pfeiffer war Auerbach in ihrem Karriereverlauf (Popularität und berufliche Mobilität) und hinsichtlich der Professionalität (Geschäftstüchtigkeit) ihrer Arbeit nicht unähnlich. Wie er stammte sie aus Württemberg. Im Jahr 1800 in Stuttgart geboren, starb sie 1868 in Berlin. Wie Auerbach wuchs Birch-Pfeiffer in einer Großfamilie auf – neben acht Geschwistern – allerdings im Gegensatz zu diesem in einer wohlhabenden Beamtenfamilie. Sie wurde stark

⁸ In Tradition von Johann Peter Hebels Kalender „Rheinländischer Hausfreund“ gab Auerbach von 1845–1848 den Kalender „Der Gevattersmann. Neuer Kalender für den Stadt- und Landbürger“ und 1858–1869 jährlich „Berthold Auerbach's Deutschen Volkskalender“ heraus.

⁹ Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal, hg. von JAKOB AUERBACH, Frankfurt 1884, Bd. 1, S. 55.

¹⁰ Dazu die Einführung von HANS-OTTO HÜGEL, in: Handbuch Populäre Kultur, hg. von DEMS., Stuttgart 2003, S. 7.

von ihrem Vater geprägt, der ein Mitschüler Friedrich Schillers gewesen war und seiner Tochter eine besondere Neigung zur Literatur vermittelte. Ihm, Ferdinand Friedrich Pfeiffer, errichtete der Autor und Theaterregisseur Heinrich Laube in seinem Bühnenstück „Die Karlsschüler“ ein literarisches Denkmal, denn es war Charlottes Vater, der das Manuskript von Schillers „Räuber“ gerettet haben soll. 1848 wurde dieses Werk an der Karlsruher Hofbühne neben den Stücken Charlotte Birch-Pfeiffers drei Mal aufgeführt (am 20. September, 4. Oktober und 3. Dezember).

Charlotte wurde nach dem Umzug der Familie nach München Schauspielerin und hatte ihr Debüt mit 13 Jahren am Münchner Hoftheater am Isartor. Seit 1818 hatte sie mehrere lange Engagements an bedeutenden deutschen Sprechtheatern: dem Münchner Hoftheater, dem Wiener „Theater an der Wien“ sowie dem Berliner Hoftheater.



Abb. 7: Verehrer reißen sich um die Aufmerksamkeit einer Künstlerin. Holzschnitt aus: AUGUST LEWALD, Die Mappe. Skizzen eines Gentleman über deutsche Bäder, Karlsruhe 1843, S. 141.

Es war dies die Expansionsphase des Theaters in Europa, was nicht zuletzt damit zusammenhängt, dass sich dem gesellschaftlich und politisch immer einflussreicher werdenden Bürgertum Raum bot, sich das Theater neben dem Salon als wichtiges Unterhaltungs- und Kommunikationsmittel zu erschließen. Während ihrer Wiener Zeit beim Theaterpatron Karl Carl entdeckte Birch-Pfeiffer ihr schriftstellerisches Talent. Dort wurde sie auch vom Wiener Volksstück inspiriert. Ihre Tätigkeit als Direktorin des Züricher Stadttheaters von 1837 bis 1843 nahm Birch-Pfeiffer dann zum Anlass, eigene Stücke auch noch selbst zu inszenieren und deren Akzeptanz zu erproben. In dieser Zeit begann ihr furioser Aufstieg zur erfolgreichsten Bühnenautorin des 19. Jahrhunderts, und die Jahre zwischen 1840 und 1860 werden gemeinhin die „Birch-Pfeiffer-Ära im deutschen Theater“ genannt. Ihr Erfolg war jedoch ein internationaler, denn auch in

Schweden, Russland und Holland wurden ihre Stücke aufgeführt sowie seit Mitte der 1860er Jahre sogar in New York.

Charlotte Birch-Pfeiffer blieb als Schauspielerinnen zeitlebens gut beschäftigt, bewährte sich in der männlichen Domäne Theaterleitung und hatte als Autorin einen enormen Erfolg. Kurz gesagt: Sie hatte eine künstlerische Schaffenskraft, die aus heutiger Sicht kaum nachvollziehbar ist. Birch-Pfeiffer war Mitte des 19. Jahrhunderts so omnipräsent, wie sie heute unbekannt ist! Der hoch angesehene, damals in Karlsruhe tätige Schauspieler und Theaterleiter Eduard Devrient nannte sie „eine



Abb. 9: Karikatur der Autorin aus: Almanach zum Lachen für 1854, IV. Jahrgang, Berlin 1854. BLM 2009/848.



Abb. 8: Darstellung der Autorin aus dem Jahr 1863, aus: Illustrierte Zeitung, Nr. 1043 (1863), S. 448. BLM 2009/851–1.

Dichterin, die in Wahl- und Gestaltungskunst dramatischer Stoffe als Meisterin anerkannt wurde, eine Beherrscherin lebenswarmer Wirkungen in durchbildeten Charakteren, eine rastlos Schaffende [...].¹¹ Etwa ein Drittel der 74 von Birch-Pfeiffer publizierten Bühnenwerke waren keine Originalstücke, also nicht ihrer eigenen schöpferischen Fantasie entsprungen, sondern Adaptionen. Sie übernahm – was durchaus üblich war – erfolgreiche Stoffe vielgelesener Autoren wie Victor Hugo, Alexandre Dumas, George Eliot, Wilkie Collins, George Sand, Charles Dickens und eben auch Berthold Auerbach und dramatisierte diese. Birch-Pfeiffer konzipierte ihre Stücke für den schnellen Erfolg, orientiert an den jeweiligen saisonalen Vorlieben ihres Publikums. Meist waren es sogenannte „Tagesproduktio-

¹¹ EUGEN MÜLLER, Eine Glanzzeit des Zürcher Stadttheaters. Zur Kulturgeschichte der weiblichen Bühnenkunst, Zürich 1911, S. 49.

nen“, die sich im Repertoire nicht lange hielten und nach wenigen Aufführungen vom Spielplan verschwanden. Nur „Dorf und Stadt“, „Die Waise von Lowood“ sowie „Die Grille“ wurden bis in das nächste Jahrhundert hinein aufgeführt. Birch-Pfeiffers außerordentlicher Publikumserfolg wurde von Seiten der Autoren des „Jungen Deutschland“ wie Heinrich Heine und Karl Gutzkow als „Geschäftstheater“ bekämpft. Der ebenfalls „jungdeutsche“ Heinrich Laube hingegen nahm ihre Werke als Theaterdirektor des Wiener Burgtheaters ab 1849 immer wieder gerne in den Spielplan auf und hatte damit Erfolg.

4. „Die Frau Professorin“ – Erster Erfolg als Novelle

Der Erfolg der Auerbachschen Novelle wie auch der spätere, außerordentliche Erfolg von deren Dramatisierung durch Birch-Pfeiffer erklärt sich aus der stofflichen Breite und dem besonderen Ambiente der Geschichte. Die Handlung spielt sowohl im Schwarzwald als auch in der Stadt und hat beide Örtlichkeiten als Kulisse in den Fokus des öffentlichen Interesses gesetzt.

Zwei wandernde Burschen, ein Künstler und ein Gelehrter, kehren in das Gasthaus „Linde“ des Schwarzwalddorfes „Weißbach“ ein. Es sind Woldemar Reinhard, der Maler, der nachfolgend nur noch als „Reinhard“ angesprochen wird, sowie sein Studienfreund, der Bibliotheksgehilfe Adalbert Reihenmaier. Er ist von den beiden der Kopfmann und nutzt den Dorfaufenthalt, um wissenschaftliche Ambitionen zu befriedigen. Reihenmaier botanisiert Insekten, bestimmt Gesteine und notiert Sagen und Volkslieder. Der Maler hingegen ist ganz naturromantisches Gefühl. Auch er genießt die Poesie des Volksliedes, vor allem jedoch erlebt er in der Natur eine ungeheure Freiheit, die in Kontrast steht zu seinem von gesellschaftlichen Zwängen eingeschränkten Leben in der Stadt. Dieser Wesenszug verleiht nicht zuletzt auch der Einstellung Auerbachs selbst Ausdruck, der meint, „[...] so ein Lied tut Wunder auf eine betrübte Seele, die sich nach Freiheit sehnt, es leiht dem Geiste Schwingen, daß er mit den Tönen frei über die Welt hinschwebt.“¹² Dieser Umstand hat zur Folge, dass etliche Volkslieder in

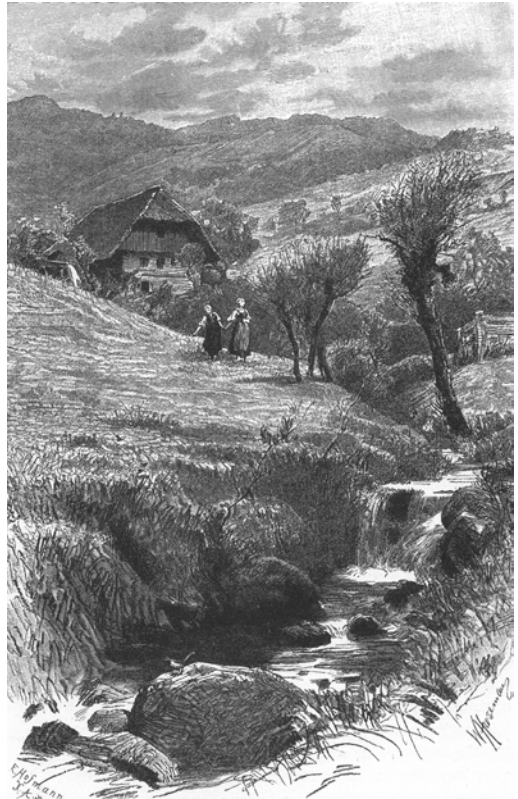


Abb. 10: Blick in ein Schwarzwaldtal. Holzstich nach einer Zeichnung von Wilhelm Hasemann. In: Lörle, die Frau Professorin, Stuttgart 1885, S. 28. BLM 2003/1603.

¹² BERTHOLD AUERBACH, Schwarzwälder Dorfgeschichten, hg. von JÜRGEN HEIN, Stuttgart 1984, S. 177.

die Erzählung einfließen und sich textlich fast wie in einer Edition dort wiederfinden. Reinhard projiziert seine Sehnsucht nach Harmonie, Natürlichkeit und Reinheit in die Tochter des Lindenhirs, (E)Leonore, kurz Lorle genannt, und ihrer beider Begegnung wird zum spannungsvollen Kern der weiteren Handlung. Reinhard verliebt sich in Lorle. Die Zuneigung, die auch Lorle für ihn empfindet, missdeutet er jedoch als Aufforderung, das „Naturkind“ nach seinen Vorstellungen formen zu können. Folgerichtig ist das Verhältnis von Natur und Zivilisation Generalthema der gelehrten Disputationen zwischen Reinhard und seinem Freund Adalbert. Der hochgebildete „Collaborator“ ist ein Freigeist und von den demokratischen Idealen des Vormärz bewegt. Er lässt der Natur ihren Raum, wohingegen der Maler sie bezwingen will. Wie Lorles familiäres Umfeld, so sieht auch Adalbert die sich anbahnende Beziehung zwischen dem Stadtmenschen Reinhard und dem Naturgeschöpf Lorle sehr skeptisch. Dennoch bindet sich die junge Frau an den ambitionierten Maler und zieht als seine Gattin in dessen Stadtdomizil. Rein-



Abb. 11: Studie von Wilhelm Hasemann zu „Lorle, die Frau Professorin“, signiert, Karlsruhe 1882–1884. Waltrud Heinemann, Kraichtal.

hard macht in der Residenz eine fulminante gesellschaftliche Karriere als Hofmaler, Galeriedirektor und Akademieprofessor. Jedoch beginnt mit den erforderlichen Veränderungen und Anpassungen für das Paar zugleich ein Prozess der schleichenden Entfremdung von sich selbst und voneinander: Reinhard entledigt sich seines auffälligen Vollbarts und Lorle tauscht ihre bäuerliche Tracht mit dem bürgerlichen Kostüm. Zwar waren dies nur Äußerlichkeiten, aber „Lorle ahnte dunkel, welchen kleinlichen, engrüstigen Verhältnissen sie entgegen gingen.“¹³ Der Titel des zugehörigen Kapitels lautet „Zwischen hohen Mauern“ und dieser Titel lässt die Probleme ahnen, die auf das junge Paar zukommen: Lorle fühlt sich eingesperrt in eine fremde Welt und Reinhard von Konventionen eingeengt. Seinen Herausforderungen ist das Paar letzt-

¹³ AUERBACH, Schwarzwälder Dorfgeschichten (wie Anm. 12), S. 225.

lich nicht gewachsen, es entfremdet sich zusehends. Der jungen Frau gelingt es nicht, sich in die Stadtgesellschaft und deren höfisches Bildungsbürgertum zu integrieren, und sie enttäuscht damit ihres Gatten Hoffnungen. In der urbanen Gesellschaft wirkt Lorle derb und einfältig und Reinhard lässt sie dies spüren. Der Tod der Magd Bärbel, die als Haushälterin und Vertraute mit in die Stadt gezogen war, lässt Lorle vereinsamen. Sie sucht und findet Abhilfe, indem sie sich karitativen Aufgaben zuwendet: Lorle pflegt eine kranke Nachbarin und deren Kinder. Reinhard hingegen wendet sich von seinem „Naturkind“ ab und der Gräfin Mathilde von Felseneck zu. Diese schmeichelt ihm und er fördert sie, indem er der Gräfin künstlerisches Material für ihre Gesangsauftritte bereitstellt. Es sind jene in Lorles Heimat gesammelten Volkslieder, die eine dekadent erscheinende Hofgesellschaft voll Entzücken bejubelt. Reinhard gerät zunehmend in Konflikt mit den gesellschaftlichen Kreisen, in denen er verkehrt. Aus ihrer Abhängigkeit jedoch kann er sich letztlich nicht befreien. Seine Arbeit belastet ihn und er spürt, dass er gesellschaftlichen Erfolg mit Unfreiheit bezahlt. Seine Verzweiflung darüber kompensiert er mit ausgedehnten Wirtshausbesuchen und Alkoholexzessen. Die Geschichte steuert konsequent auf jenen Punkt zu, an dem die Entfremdung zur Trennung führt, und erstaunlicherweise ist es Lorle, die Reinhard verlässt – ein zu damaliger Zeit unerhörter Vorgang. Die dörfliche Welt nimmt sie jedoch nicht mehr als dieselbe wieder auf. In ein modisches Kostüm gewandet, kehrt sie als Fremdgewordene in ihre Heimat zurück. Als Schwarzwaldmädchen „Lorle“ ausgezogen, kommt sie nun als „Die Frau Professorin“ zurück. Allerdings wird Lorle der Ehrentitel der Professorengattin in dem Moment zuteil, als sie die Gesellschaft des Professors nicht mehr teilt und sich durch eigene Leistung Anerkennung und Hochachtung selbst verdient hat.

Mit seiner Novelle „Die Frau Professorin“ beschreibt Berthold Auerbach individuelle und gesellschaftliche Transformationsprozesse. In gekonntem Rückgriff auf den antiken Pygmalionstoff schildert er die Beziehung Reinhardts zu Lorle als Bildungsexperiment, aber auch als gesellschaftliche Mesalliance. Im Fokus steht gleichermaßen das Scheitern eines hochbegabten Künstlers wie die Emanzipation einer Frau, die als naives Mädchen auszog, um als selbstbewusste Frau wiederzukehren. Die handlungs- und spannungsreiche Geschichte wird von vielfältigen Motiven durchzogen, wobei der „xenologische“ Komplex des Fremden, des Verfremdens und der Entfremdung eine besondere Dynamik aufweist und die Erzählung von Beginn an prägt: Zwei Fremde kehren im Dorf ein, Lorle geht als Fremde in die Stadt, Reinhard entfremdet sich von ihr und letztlich von sich selbst und Lorle kehrt als Fremdgewordene wieder in ihr Dorf zurück. Auch die Fragen nach Heimat und Identität, Integrität und Kontrollverlust, kreativer Leidenschaft und künstlerischen Krisen, gesellschaftlicher Normierung und Karriererfixierung prägen die Auerbachsche Novelle. Neben den textimmanenten Qualitäten waren es die angesprochenen gesellschaftspolitischen Aspekte der Erzählung, mit denen Berthold Auerbach am Vorabend der Revolution von 1848/49 den Nerv des liberalen Bürgertums traf: die Betonung der Standesproblematik sowie der Gegensätze Stadt-Land, arm-reich und traditionell-modern. Begünstigend wirkte sich auch die ländliche Kulisse der „Frau Professorin“ wie der anderen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ aus. Vor dem Hintergrund der industriellen Revolution, also der sich in erheblichem Umfang verändernden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, gibt Auerbach sozialkritische Einblicke in die damalige Agrargesellschaft wie die urbane Lebenswelt. Zugleich schildert er aber auch mit viel Sympathie Mentalität und Alltagsleben der bäuerlichen Bevölkerung, denn er verarbeitet vielfach Erlebnisse seiner Kindheit und Jugend. So ist in „Die Frau Professorin“ jene „Residenz“, in die Lorle mit ihrem Reinhard zieht, die damals prosperierende badische Residenzstadt Karlsruhe, während es sich bei dem Schwarz-

walddorf „Weißenbach“ wohl um die 35 km südlich gelegene gleichnamige Gemeinde im mittleren Murgtal handelt. Auch für die nicht „standesgemäße“ Beziehung zwischen Reinhard und Lorle sind zwei biografische Bezüge Auerbachs wahrscheinlich. Zum einen die publizistisch ausgebreitete Geschichte des Karlsruher Obergerichtsrats Baader, der sich mit einem Bauernmädchen vermählt hatte.¹⁴ Zum anderen der Fall des mit Auerbach bekannten Anatomieprofessors Jacob Henle, der 1846 das Schweizer Nähmädchen Elise Egloff heiratete und mit ihr bis zu deren frühen Tod in Heidelberg gelebt hatte.¹⁵

5. „Dorf und Stadt“ – „Lorle“ erobert die Bühne

Berthold Auerbach schildert in „Die Frau Professorin“ zwei Welten – das heitere Landleben und das beschwerliche Leben in der Stadt. Die charakterliche Wandlung seiner beiden Hauptakteure Lorle und Reinhard beim Wechsel von der einen in die andere Welt macht die eigentliche Spannung des Stückes aus. Konsequenter mündet der volksliedhaft heitere Grundton, der der farbigen Schilderung des ländlichen Lebens unterlegt ist, in einen pessimistisch dunklen Akkord bei der Schilderung des städtischen Lebens von Lorle und Reinhard. Die Geschichte endet tragisch (die Beziehung scheitert) und hätte der Bühne Anlass zur Adaption als ‚bürgerliches Trauerspiel‘ oder ‚soziales Drama‘ geboten. Heibel und Gutzkow stehen Mitte des 19. Jahrhunderts für beide dramatischen Genres. Ihre Kollegin, Charlotte Birch-Pfeiffer, machte aus „Die Frau Professorin“ jedoch eine Komödie, ein Possenspiel im Stil des Wiener Volkstheaters. Sie belässt es beim Stammpersonal und den Örtlichkeiten von Auerbachs Novelle. Die Handlung allerdings wird bühengerecht verkürzt. Den neuen Titel „Dorf und Stadt“ entnimmt Birch-Pfeiffer der Grundproblematik der Auerbach’schen Erzählung, der Verschiedenheit der Lebenssphären und Persönlichkeiten, die das Paar trennen. Klassisch als dreiaktiges Drama aufgebaut, unterteilt Birch-Pfeiffer das Stück in zwei Abteilungen, entsprechend den beiden Handlungsräumen Dorf und Stadt. Die Bezeichnung der beiden Abteilungen als „Das Lorle“ und „Leonore“ illustriert die Metamorphose des Dorfmädchens zur Stadtbürgerin. Birch-Pfeiffer konturiert die Charaktere schärfer und gibt ihnen eine teilweise andere Tendenz. So ist etwa die Gräfin, die in Auerbachs Vorlage Reinhard auf dem gesellschaftlichen Parkett erstmals begegnet, bei Birch-Pfeiffer zur verflochtenen Geliebten Reinhardts avanciert und trägt die Züge einer „Salonemanze“. Auch Reinhardts und Lorles Interessenkonflikt arbeitet Birch-Pfeiffer anders aus. Ihr Lorle wäre bereit gewesen, Reinhard frei zu geben, und dieser wiederum erkennt geläutert sein schuldhaftes Verhalten und zeigt sich gar bereit, mit Lorle ein neues Leben auf dem Land zu beginnen, also seinerseits sein Zuhause aufzugeben. Die Komödie endet neu und in einem personellen und räumlichen Wechselspiel harmonisch. Reinhard und Lorle bleiben einander erhalten und Birch-Pfeiffer ersetzte die Tragik der Auerbach’schen Novelle durch Sentimentalität. Ein weiterer konzeptioneller Aspekt steigerte die Popularität von „Dorf und Stadt“ noch zusätzlich – die Gesangseinlagen. Als musikalische Nuancen waren sie in Form von textlich eingebauten Volksliedstrophen ja bereits in der Novelle Auerbachs angeklungen. Im Schauspiel „Dorf und Stadt“ wurden sie als Gesangseinlagen zu „Gassenhauern“ und Erfolgsgaranten. Als Schauspielmusik schlugen sie bereits eine Brücke zur späteren Übernahme des

¹⁴ ANTON BETTELHEIM, Berthold Auerbach. Der Mann, sein Werk, sein Nachlaß, Stuttgart 1907, S. 191.

¹⁵ FRIEDRICH MERKEL, Jacob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt, Braunschweig 1891, S. 242 f.

Stoffes in das reine Musikgenre, also die durchkomponierte Oper sowie die mit Sprechtheater kombinierte Operette. In Auerbachs Novelle sind die Volkslieder in den ersten Teil integriert, der die intakte bäuerliche Welt Lorles schildert. Auch bei Birch-Pfeiffer sind die Volkslieder Bestandteil der bäuerlichen Sphäre und als solche konzeptionell im ersten Teil des Schauspiels platziert. Die beiden Lieder „Lebewohl“ („Morgen muß ich fort von hier ...“) und „Abschied“ („Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus“) stammen von Friedrich Silcher; der schwäbische Komponist hatte sie 1827 aus älteren Volksliedtexten vertont. Es ist Lorle, die diese beiden Lieder singt. Die Schauspielerin der ersten Berliner Aufführung, Clara Stich, tat dies mit solchem Erfolg, dass der Berliner Verlag Schlesinger mit Bezugnahme auf sie die Klaviernoten dazu ebenfalls erfolgreich verlegen konnte. Bereits kurz nach der Premiere des Stücks schreibt Birch-Pfeiffer am 19. Dezember 1847 an Emil Devrient (Schauspieler, wie sein später in Karlsruhe tätiger Bruder Eduard): „Die Lieder machen solche Furore, dass ganz Berlin sie jetzt schon singt.“¹⁶ Ein wichtiges Kriterium des Bühnenerfolges waren neben dem obligatorischen Happy End auch die dynamischen und spannungsvollen Dialoge. Die Sprache der handelnden Personen ist emotional, aber klar. Deren leicht dialektale Färbung unterstreicht die Regionalität der Geschichte. Birch-Pfeiffers „Lorle“ wurde zur Starrolle unter den damals jungen Schauspielerinnen, und nicht wenige buhlten auch bei der Autorin selbst um die Besetzung mit dieser Figur – so auch Christine Enghaus-Hebbel, die sich während ihres Engagements am Burgtheater bei der Autorin massiv um Fürsprache für eine Rolle in „Dorf und Stadt“ bemühte, während ihr Mann, Friedrich Hebbel, gegen Birch-Pfeiffer wettete, weil sie in Wien weit häufiger als er selbst zur Aufführung gelangte.

Daneben versprühten auch die beiden Charakterrollen der Bärbel, Lorles Vertraute, und des Lindenwirts, Lorles Vater, großen Charme und wurden mit Bühnenstars ihrer Zeit besetzt. So spielte in der Karlsruher Inszenierung der Hofsänger und Schauspieler Franz Mayerhofer die Rolle des Lindenwirts und stieg 1851 zum Schauspielregisseur der Karlsruher Bühne auf, bis 1853 Eduard Devrient auf diesem Platz reüssierte und das Karlsruher Theater nachhaltig prägte. Das „Lorle“ spielte die erst im Februar 1848 vom Mannheimer Nationaltheater nach Karlsruhe gewechselte 17-jährige Emilie Düringer, Tochter des Mannheimer Theaterregisseurs Philipp Jakob Düringer.



Abb. 12: Hofsänger und Schauspieler Franz Mayerhofer, der 1848 in der Karlsruher „Dorf und Stadt“-Inszenierung den „Lindenwirt“ spielte. Aus: Almanach und Adreßbuch des Großherzoglichen Hoftheaters N. F. 13 (1863), Karlsruhe 1863, Seite vor dem Titelblatt.

¹⁶ ELSE HES, Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1914, S. 64.

Die Umarbeitung der Novelle „Die Frau Professorin“ zum Bühnenstück „Dorf und Stadt“ geriet Charlotte Birch-Pfeiffer zum größten Erfolg ihrer an Erfolgen nicht armen Karriere. Die



Abb. 13: Hofschauspielerin Emilie Düringer, die 1848 in der Karlsruher „Dorf und Stadt“-Inszenierung das „Lorle“ spielte. Stadtarchiv Mannheim, KF 15278.

Uraufführung war am 18. November 1847 am Wiener Burgtheater. Das Stück erlebte dort bis 1901 insgesamt 114 Aufführungen. Am Berliner Hoftheater hatte das Werk einen Tag später Premiere – mit Birch-Pfeiffer in der Rolle der „Bärbel“ – und lief insgesamt 115 Mal bis 1882. Diese quasi synchrone Belegung der beiden größten deutschen Sprechtheater war ein besonderer Coup und hatte zugleich eine große Werbewirkung. Im Verlauf des Revolutionsjahres 1848 führte praktisch jede Bühne in Deutschland und Österreich die Liebesgeschichte zwischen dem Schwarzwälder Bauernmädchen Lorle und dem Hofmaler Reinhard aus der „Residenz“ auf. In Karlsruhe hatte das Stück am 14. Mai 1848 Premiere und erfuhr 14 Aufführungen.

Wie außerordentlich man sich diesen Erfolg vorzustellen hat, schildert Birch-Pfeiffer selbst in einem Schreiben vom 27. November 1847 an ihren Vertrauten, den Schriftsteller Feodor von Wehl: „Es klingt fabelhaft, aber es ist wörtlich wahr, daß es einem Lindfieber gleicht, was die Berliner ergriffen hat [...]“.

Das ganze schlägt so ein, daß des Lärmens, Hervorrufens und Jubels kein Ende ist! Eine Stunde nach Eröffnung des Billetverkaufs ist immer das ganze Haus verkauft – der Billetwucher ist wieder da, wie bei der Lind, und ist der Andrang so fürchterlich, daß K. das Stück zwei Tage en suite geben muß, denn er kann die Anforderungen nicht befriedigen.¹⁷

Birch-Pfeiffers Bühnenstücke fügten sich ideal in die „Gefühlkultur“ der Zeit des Biedermeiers ein und bedienten die emotionale Empfänglichkeit des breiten Publikums. Ihr Erfolg erklärt sich aus einer Mischung von geschickter Kundenorientierung hinsichtlich der Stoffauswahl und souveränem Selbstmarketing bei den deutschen Theaterdirektoren. Mit dem Bühnenstück „Dorf und Stadt“ von Charlotte Birch-Pfeiffer erlebte die Novelle „Die Frau Professorin“ ihre erste mediale „Häutung“ – die erste von vielen weiteren. Die Transformation des tragischen Elements (Reinhardts gescheiterte Beziehung und Karriere) ins Komische und Harmonische sicherte das Nachleben von Auerbachs Erzählung und garantierte ihren großen Erfolg. Birch-Pfeiffer machte den Stoff damit „drehbuchtauglich“.

¹⁷ HES, Charlotte Birch-Pfeiffer (wie Anm. 16), S. 209. Das von Birch-Pfeiffer angeführte Phänomen des „Lindfiebers“ bezieht sich auf den Auftritt der schwedischen Starsopranistin Jenny Lind am 18. Februar 1847 in Wien, die von Birch-Pfeiffer nicht nur in deutscher Sprache geschult wurde, sondern deren Erfolg erst durch das schriftstellerische Engagement Birch-Pfeiffers ermöglicht wurde, die die Oper „Ein Feldlager in Schlesien“ von Giacomo Meyerbeer textlich und szenisch zur begeistert aufgenommenen Oper „Vielka“ umgearbeitet hatte.

6. Die Verbildlichung des Stoffs

An den Erfolg von „Die Frau Professorin“ wie der anderen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ hoffte Auerbach anknüpfen zu können, als er 1875 die Aphorismensammlung „Tausend Gedanken des Collaborators“ und 1876 die Textsammlung „Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten“ veröffentlichte. Letztere enthielt auch eine Weitererzählung der Novelle „Die Frau Professorin“ unter dem Titel „Des Lorle’s Reinhard“. Beide Publikationen fanden jedoch weit weniger Leser als erhofft. So war es ein anderes Projekt, das spektakuläre Nachwirkungen zeitigen sollte. Der Stuttgarter Cotta-Verlag plante „Die Frau Professorin“ zu illustrieren und als großforma-



Mädchen aus Gutach (Schwarzwald)

Abb. 15: Künstlerpostkarte „Mädchen aus Gutach“ nach einer Vorlage von Wilhelm Hasemann, Eigenvertrieb durch Frau I. Hasemann und die Gemeinde Gutach. BLM 98/165.



Abb. 14: Titelblatt der illustrierten Ausgabe „Lorle, die Frau Professorin“, Stuttgart 1885. BLM 2003/1603.

tige „Prachtausgabe“ neu aufzulegen. Man beauftragte damit den an der Kunstschule Weimar ausgebildeten jungen Maler Wilhelm Hasemann (1850–1913). Ab April 1880 hielt sich dieser zu Probearbeiten in Gutach im mittleren Schwarzwald auf und setzte sein Kunststudium an der Karlsruher Akademie fort. Berthold Auerbach befürwortete diesen Auftrag und stand in engem schriftlichen Kontakt zu Hasemann. In Gutach suchte sich Hasemann schon bald ein festes Quartier, das „Atelierhäuschen“, und fertigte schließlich 72 Illustrationen an. Für die Buchpublikation wurden diese Bleistiftzeichnungen und Aquarelle allerdings nicht als Lichtdrucke reproduziert, sondern zu Holzstichen umgearbeitet, was sie etwas ihrer ursprünglichen Leichtigkeit

keit beraubte. 1885 erschien die Prachtausgabe von Auerbachs Novelle unter dem Titel „Lorle, die Frau Professorin“ (Abb. 14).

Für Gutach und die badische Malereigeschichte bedeutete dieser Verlagsauftrag das Initial zur Gründung der „Gutacher Künstlerkolonie“, denn im Umfeld Wilhelm Hasemanns und seines künstlerischen Erfolgs ließen sich etliche Freunde und Bekannte in Gutach nieder, die wie Curt Liebich oder Fritz Reiss selbst wiederum sehr erfolgreich dort produzierten.



Abb. 16: Künstlerpostkarte „Schwarzwälder Leben“ nach einer Vorlage von Fritz Reiss, Verlag Johann Elchlepp, Freiburg i. Br., nach 1914. BLM 2007/553–79.

Durch Hasemann war der später unter dem Titel „Schwarzwaldmädel“ berühmt gewordene Stoff zwar noch nicht ins bewegte Film-Bild gesetzt, aber schon vielfältig „bebildert“. Die Popularisierung des Bollenhuts durch vielfach als Bildpostkarten reproduzierte Werke der Gutacher Künstler Wilhelm Hasemann, Curt Liebich und Fritz Reiss wurde ursächlich initiiert durch die Illustration von Auerbachs „Die Frau Professorin“. Der Weg vom „Lorle“ zum „Schwarzwaldmädel“ war damit ebenso vorgezeichnet wie die ‚ikonografische Deckungsgleichheit‘ von Gutacher Bollenhut und „Schwarzwaldmädel“.

7. Die Transformation ins Musikalische

Es war nur eine Frage der Zeit, bis der literarische Stoff auch als durchkomponiertes musikalisches Werk reüssierte.¹⁸ Auf der Bühne war er ja schon als Komödie angekommen, nun wurde daraus eine Oper.

Am 19. Juni 1891 fand in Anwesenheit des sächsischen Königspaares die Uraufführung von Alban Försters (1849–1916) Oper „Lorle“ in Dresden statt. Ihr Librettist Hans Heinrich Schefsky orientierte sich an der Originalvorlage Auerbachs und ließ – gattungsspezifisch adäquat – seine Handlung tragisch enden. Alban Försters Oper „Lorle“ wurde regional mit beachtlichem Erfolg aufgeführt. Ein Indiz dafür ist der Verlag von Klavierpartituren für den häuslichen Gebrauch. Räumlich und zeitlich fand Försters Werk darüber hinaus jedoch kaum Beachtung. Offensichtlich war ein Rückgriff auf Birch-Pfeiffers Transformation ins Komödiantische weit erfolgversprechender, und so kann nicht weiter verwundern, dass die Rezeption der „Frau Professorin“ durch die Operette wesentlich erfolgreicher verlief.

8. Das erfolgreichste „Schwarzwaldmädel“ – Die Operette

70 Jahre nach Birch-Pfeiffers Adaption der Auerbach'schen Novelle für die Bühne wurde der Stoff als „Schwarzwaldmädel“ neu geboren und machte als Operette Weltkarriere. 1916 begann der Librettist August Neidhart mit der Umgestaltung der Vorlagen von Auerbach und Birch-Pfeiffer. Wie schon in früheren Jahren schrieb er zur Operettenmusik seines Berliner Komponistenfreundes Léon Jessel ein Libretto, und in diesem Fall gelang beiden der internationale Durchbruch. Zwar war das Schwarzwaldmädel-Motiv durch Berthold Auerbach und Charlotte Birch-Pfeiffer schon literarisch etabliert, es wurde allerdings erst als Operettenfassung unter dem Titel „Schwarzwaldmädel“ ein Welterfolg. Die künstlerische Transformation der stofflichen Vorlage in diese Richtung geschah stringent, denn bereits die Auerbach-Erzählung hatte einen ausgeprägt musikalischen Charakter und auch das Birch-Pfeiffersche Bühnenstück arbeitete bewusst mit diesen Rhythmisierungen und Gesangseinlagen. Die Operette wiederum stellte im frühen 20. Jahrhundert die



Abb. 17: Klavierpartitur mit den erfolgreichsten Liedern der Operette, Berlin 1918–1920. BLM 2008/812.

¹⁸ Dazu: BRIGITTE HECK u. a., Schwarzwaldmädel. Ein Motiv bewegt die Zeit, Karlsruhe 2010.



Abb. 18: Programmheft zu einer Rundfunkproduktion der Operette „Schwarzwaldmädel“, Berlin 1926 (die Sendespiel-Bühne der 1923 gegründeten Funk-Stunde AG Berlin, dem ersten deutschen Unterhaltungs-rundfunk, begann 1924 mit ihren Übertragungen von Opern und Operetten). BLM 2009/1026.

wird jedoch abgewiesen und fügt sich selbstmitleidig wieder in sein Einzelgängerschicksal. Statt der gebildeten Adligen, mit der Maler Reinhard bei Auerbach und Birch-Pfeiffer anbandelt, wird die Künstlerin Malwine von Hainau eingeführt. Mit ihr pflegt der Maler in der Operette, jetzt heißt er Hans, ein Verhältnis, bevor er Bärbel begegnet. Malwine von Hainau steht in starkem Kontrast zum naiven Bärbele, denn sie verkörpert schon den Frauentyp, der die 20er Jahre legendär machte: selbständig, berufstätig, mondän-weltgewandt, selbstsicher, fordernd, emanzipiert.

Als schließlich Léon Jessel zu Ende des Ersten Weltkrieges am 25. August 1917 die Operette „Schwarzwaldmädel“ in der Komischen Oper Berlin zur Premiere brachte, war das „Schwarzwaldmädel“, wie wir es heute kennen, geboren. Während der Eskalation des Ersten Weltkrieges verstand man das beschwingte Stück als idyllischen Gegenentwurf zur Wirklichkeit. Léon Jessels eingängige Couplets „Malwine, ach Malwine“, „Erklingen zum Tanze die Geigen“ und „Mädchen aus dem schwarzen Walde“ erlangten schnell Volksliedcharakter und wurden zu populären Schlagern ihrer Zeit – so das heute noch bekannte Duett „Wir sind auf der Walz“. Bis 1921 kam es zu 5.443 Aufführungen, die auch im Ausland außerordentlich erfolgreich waren. Sogar der amerikanische Broadway inszenierte das „Schwarzwaldmädel“, und offenbar hatten die Amerikaner darin manch Vertrautes wiedergefunden. Neben der „black forest clock“ und

populärste Form der musikalischen Bühnenunterhaltung dar und hatte in der Publikums-gunst der Oper längst den Rang abgelaufen. Der Schwarzwaldmädel-Stoff war wie ge-schaffen für die spezifischen Kompositions-weisen der Operette, die von Kürze, Lokal-kolorit und Witz lebt, also parodierende Handlungsstränge, Situationskomik und schnell wechselnde, revueartige Szenen aufweist. Der Librettist August Neidhart überzeichnete die alten Handlungsorte mit neuem Zeitkolorit. Er schrieb die Handlung um, änderte und „mo-dernisierte“ die Struktur der Personen und fügte neue hinzu. So spielt nun auch ein Ber-liner mit – „Schmusheim“ genannt – als Re-miniszenz an das Premierenpublikum der spätkaiserzeitlichen Hauptstadt. Dieser Ber-liner, der Prototyp des Städters, ist eine wesent-liche Neuerung und Erweiterung gegenüber den literarischen Vorlagen, weil er den Städter im Publikum unmittelbar anspricht. Des Wei-teren wird der alte Domkapellmeister Römer eingeführt. Mit ihm schafft Neidhart eine schrullige Figur, die dem Stoff eine neue Note verleiht: Der alte, skurril erotisierte Domka-pellmeister erhofft mit dem plötzlich in sein Leben tretenden Lorle – jetzt Bärbele genannt – einen späten Frühling erleben zu können,

dem „black forest cherry water“ ging nun auch das „black forest girl“ als kulturelles Versatzstück in die amerikanische Kultur ein. Die Schellackplatte und ab 1923 auch Rundfunkübertragungen trugen ganz erheblich zur weiteren Verbreitung des „Schwarzwaldmädel“ bei. Auch hierbei wird deutlich, wie sehr das „Schwarzwaldmädel“ als künstlerisches Produkt und Kunstprodukt den Bedarf und Geschmack der in den 1920er Jahren expandierenden Unterhaltungsindustrie befriedigte. Waren schon die Lieder des Schauspiels 1847 bereits kurz nach der Premiere in aller Munde, so waren die der Operette 1917 schnell in aller Ohren, und auch die musikalisch evozierten Bilder vom besungenen Schwarzwald sollten bald visuell umgesetzt vor aller Augen stehen.

9. Das „Schwarzwaldmädel“ als Leinwandstar – Der Kinofilm

Zum frühestmöglichen Zeitpunkt nämlich bediente sich auch der Kinofilm des Erfolgsstoffs, und dies geschah so einträglich, dass es noch in der Zeit der Weimarer Republik zu drei Verfilmungen kam: 1920 durch Arthur Wellin (1890–?), 1929 durch Victor Janson (1884–1960) und 1933 durch Georg Zoch (1902–1944). Die beiden ersten Produktionen waren Stummfilme, während die dritte Adaption, der Tonfilm von Georg Zoch, von der hohen Popularität der Kompositionen Léon Jessels profitierte.



Abb. 19: Das Programmheft des „Schwarzwaldmädel“-Films von Georg Zoch, Berlin 1933, bewirbt „die erste deutsche Heimat-Operette“. BLM 2010/550.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Schwarzwaldmädel-Stoff erneut aktuell geworden, und die besonderen Zeitumstände ermöglichten einen bis heute einzigartigen Erfolg. Hans Deppe (1897–1969) verfilmte das „Schwarzwaldmädel“ 1950 bereits zum vierten Mal. Es war der erste deutsche Farbfilm nach 1945 und er hatte schon kurze Zeit nach seiner Premiere am 7. September 1950 das Mehrfache seiner Entstehungskosten wieder eingespielt. Die bis zu 16 Millionen Zuschauer wurden in Deutschland in den folgenden 60 Jahren nur einmal übertroffen, 1997 von James Camerons „Titanic“. Beschwingte Operettenlieder, üppige Revueeinlagen und aufwendige Kamerafahrten durch eine zauberhafte Landschaft in Blüte machten das „Schwarzwaldmädel“ legendär. Der Kontrast zu den urbanen Ruinenlandschaften war greifbar und ließ das Publikum von besseren Zeiten träumen.

Drehbuchautor Bobby E. Lütjge hatte die Operettenvorlage von Neidhart und Jessel komplett übernommen und um die spezifisch filmischen Mittel ergänzt: Tanzeinlagen (Eisrevue und Bauerntanz) und Festzug (Cäcilienfest) wurden besonders breit inszeniert, ebenso wurde die Schnitt- und Zoomtechnik genutzt, um die Landschaft selbst in Szene zu setzen. „Schwarzwaldmädel“ begründete das Genre des Heimatfilms, der bis in die 1960er Jahre hinein boomte. Dieser Kinofilm bewegte die Menschen der Nachkriegszeit wie kaum ein anderer – als Zuschauer ins Kino und als Touristen in den Schwarzwald – das wurde nun unmittelbar spürbar. Der regionale Fremdenverkehr verzeichnete einen beachtlichen Zuwachs. Bereits nach der Premiere der Operette „Schwarzwaldmädel“ war dieser Effekt erstmals aufgetreten: Jede „Schwarzwaldmädel“-Produktion wurde zur kostenlosen erfolgreichen Werbekampagne für die Landschaft. Der Naturraum hatte sich als Kulisse etabliert und



Abb. 20: Das Kinopublikum des „Schwarzwaldmädel“. Ausschnitt aus einem Programmheft von 1950. BLM 2010/552, 1–2.



Abb. 21: Österreichisches Filmprogramm zu Hans Deppes „Schwarzwaldmädel“ aus dem Jahr 1950 mit Sonja Ziemann und Rudolf Prack, Wien 1963. BLM 2009/814.

er war weithin identifizierbar. Wo immer seit den 1920er Jahren Schwarzwälder Gemeinden auf Messen sich den beginnenden Fremdenverkehr erschließen wollten, griffen sie auf die Schlager der Operette und später auf die Illusionen und Bildeinstellungen der Kinofilme zurück.

10. Der Kulturraum als Kulisse – Die Geschichte einer Transformation

Der Schwarzwald war im Verlauf seiner medialen Erschließung zur positiv besetzten Kulisse mit hohem Wiedererkennungswert geworden. Damit begann sich die Perception und Rezeption der Landschaft nachhaltig zu wandeln. Bereits in der stofflichen Fassung von Birch-Pfeiffers „Dorf und Stadt“ zeichnete sich eine Idyllisierung des Handlungsortes und eine Instrumentalisierung der Schwarzwaldlandschaft als „Projektionsfläche“ für kollektive Sehnsüchte ab. Durch ihre ungeheure Suggestivkraft und die spezifische Macht projizierter Bilder förderten und ver-

schärften die „Schwarzwaldmädel“-Kinofilme ab 1920 genau diese Tendenz: Sukzessive wurde der Schwarzwald zur Traumwelt stilisiert und damit zunehmend zum medialen „Kunstraum“ geformt. Hans Deppes vor 60 Jahren entstandener Kinofilm hatte einen ganz entscheidenden Beitrag dazu geliefert, bildete jedoch nur einen scheinbaren Höhepunkt:¹⁹ Produktionen wie die „Schwarzwaldklinik“, „Die Fallers“ und „Schwarzwaldhaus 1902“ sind Belege für die ungebrochene Vitalität und das wirtschaftliche Potential des Drehorts Schwarzwald, den das „Mädle aus dem schwarzen Wald“ zum Medienereignis werden ließ und den es als ‚Idealkulisse‘ wohl endgültig in der Kino- und Fernsehlandschaft etabliert hatte.

Lange bevor Johanna Spyri 1880 mit der Protagonistin ihres Heidi-Romans („Heidis Lehr- und Wanderjahre. Eine Geschichte für Kinder und auch solche, welche die Kinder lieb haben“) das Stereotyp der Schweiz kreierte,²⁰ nahm ein solcher Prozess auch im Großherzogtum Baden seinen Lauf. Eine literarische Figur machte auf Buch- und Theater-

markt Karriere und verselbstständigte sich zum Bildklischee. Denn auch die heutige Verknüpfung des Begriffs „Schwarzwaldmädel“ mit einem besonderen Erscheinungsbild, dem des Bollenhutes, liegt ebenfalls ursächlich an der literarischen Vorlage und ihrer Rezeptionsgeschichte. Damit nahm die Etikettierung des Trachtenmädchens mit Bollenhut als „Schwarzwaldmädel“ ihren Lauf. Letztlich war mit dem Erscheinen des Auerbach’schen „Lorle“ auf der Theaterbühne des Revolutionsjahrs 1848 ein erster Anstoß gegeben zur „kulturellen Stigmatisierung“ der Naturlandschaft Schwarzwald. Die Mediengeschichte des „Schwarzwaldmädel“-Stoffs hat die Außenwahrnehmung dieser Landschaft geprägt. Die Erfolgsgeschichte des Schwarzwaldes als dramatische Kulisse hat den Naturraum zum Kulturraum geformt.



Abb. 22: Aushangbild mit der Filmszene zum Duett Melodie „Wir sind auf der Walz“. Werbemittel des Filmverleihs (im Original koloriert). BLM 2009/671–1.

¹⁹ BRIGITTE HECK / ULRIKE NÄTHER, Baden und Europa 1918 bis 2000. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung, Karlsruhe 2004, S. 69–76.

²⁰ Dazu: UELI GYR, Heidi überall. Heidi-Figur und Heidi-Mythos als Identitätsmuster, in: Ethnologia Europaea 29, H. 2 (1999), S. 75–96.

Exorzismus, Esoterik und Betrug – frühneuzeitliche Schatzgräberei in Vorarlberg und Liechtenstein

Manfred Tschaikner

In der Frühen Neuzeit erschien das sogenannte Schatzgraben – ähnlich wie etwa die Alchemie oder das Hüten von Alraunen – manchem als eine reale Möglichkeit, die eigenen Lebensbedingungen rasch zu verbessern. Da bei der Schatzgräberei aber nicht Grabungstätigkeiten, sondern magisch-religiöse Zeremonien im Vordergrund standen, wird dafür oft gleichbedeutend der Ausdruck „Schatzbeten“ verwendet. Die begehrten Schätze stellte man sich entweder wie Lebewesen vor, die man anlocken und bannen konnte, oder man kannte bestimmte Orte, wo sie verborgen sein sollten. Beide Vorstellungen schlossen einander nicht aus. Manchmal jedoch mussten solche Örtlichkeiten erst durch magische Rituale festgestellt werden. In einem nächsten Schritt galt es, die Hüter der begehrten Reichtümer zu bestimmen. Als solche kamen Teufel, die man zur Preisgabe der Schätze zwingen musste, oder Geister von Verstorbenen, die sich zu Lebzeiten etwas zuschulden hatten kommen lassen, in Frage. Da Letztere auf ihre Erlösung warteten, konnte die Hebung der von ihnen gehüteten Schätze als Belohnung für ein gutes Werk verstanden werden.

Als Voraussetzung für eine erfolgreiche Schatzgräberei galt die genaue Befolgung von Regeln, die eine Bandbreite von rein äußerlichen bis zu stark ethischen Normen aufwiesen. Mit Verstößen dagegen ließen sich die Misserfolge erklären, mit denen sämtliche Unternehmungen in Vorarlberg und Liechtenstein endeten. So blieb das gedankliche System der Schatzgräberei trotzdem weiterhin attraktiv. Es bildete ein geschlossenes Denkmuster, das sich – wie die Hexenvorstellung – lange Zeit hindurch gegen Kritik als weitgehend immun erwies.¹



Abb. 1: Schatzfinder mit Narrenkappe am Gängelband des Teufels. Holzschnitt von Albrecht Dürer für Sebastian Brants 1494 erschienene Satire „Das Narrenschiff“. Bild: Wikisource.org.

¹ MANFRED TSCHAIKNER, Schatzgräberei in Vorarlberg und Liechtenstein mit Ausblicken nach Tirol, Bayern, Baden-Württemberg und in die Schweiz (Bludnzer Geschichtsblätter, 82/83 [2006]), Bludenz 2006, S. 11.

Obwohl die materielle Not oder Bedürftigkeit, zumindest aber die Angst davor, zweifellos einen bedeutenden Beweggrund für Schatzgräbereien darstellte,² darf dieser Aspekt nicht überschätzt werden. Die Auffassung, dass es dabei „den meisten Menschen nicht um willkürliche Bereicherung, sondern darum [ging], zu überleben“,³ ist unzutreffend. Überhaupt waren es allgemein nicht „durchwegs arme Leute“, „welche sich, sei es betrügerischer Absicht, sei es in gutem Glauben, durch Schatzgraben ihre Lage zu verbessern hofften“.⁴ Wie heute beschränkte sich auch früher das Streben nach mehr Besitz keineswegs auf Unbegüterte. Die Schatzgräberei bildete eine Art von „Modeerscheinung“ des 18. Jahrhunderts,⁵ die in abgewandelter Form auch höfische Kreise erfasste.⁶ Dass die Menschen gerade damals auf diese besondere Art ihre Hoffnung auf Reichtum zu erfüllen trachteten, verweist über die individuellen Beweggründe hinaus auf bestimmte mentale, soziale und ökonomische Rahmenbedingungen, die persönliche Bedürfnisse immer stark mitprägen. Das Schatzgraben kann mit Johannes Dillinger durchaus als Ausdruck eines „Umschwung[s] in der Erwerbsmentalität“ verstanden werden. Es bot nicht nur die Möglichkeit, sich Reichtum zu erwerben, ohne gegen die alte Mentalität zu verstoßen, die von der Vorstellung vom „limited good“ – also von einer beschränkten Menge von zur Verfügung stehenden Gütern – geprägt war.⁷ Es eröffnete vor allem auch Aussichten, die bürgerliche Aufstiegsidee durch das in anderen Lebensbereichen gewohnte Medium der Magie zu verwirklichen.⁸

Schätze wurden zudem immer wieder tatsächlich entdeckt. Die Grafen von Sulz ließen sich 1559 von Kaiser Ferdinand ausdrücklich mit allen Erzen, Schätzen (!), Steinbrüchen und Mühlenstätten in ihren Grafschaften, Herrschaften und Gerichten belehnen.⁹ Aus zahlreichen Gemeinden Vorarlbergs und Liechtensteins liegen mehr oder weniger umfangreiche Funde von römi-

² MARTIN SCHEUTZ, „Mit einem worth, er inquisit hette alles nur auß voppen, unnd damit er daz maull besser hindurch bringen möchte, gethann.“ Zur Inszenierung von Magie durch einen Freistädter Teufelsbanner, Christophbeter und Lederer 1728/29, in: Frühneuzeit-Info 13 (2002), S. 41–64, hier S. 53–54; DERS., Die große Hoffnung, die Abstiegsangst und die Magie. Schatzgräber und -beter in den österreichischen Erbländern der Frühen Neuzeit, in: Religion und Magie in Ostmitteleuropa. Spielräume theologischer Normierungsprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. von THOMAS WÜNSCH, Berlin 2006, S. 31–62, hier S. 33.

³ MARGARETHE RUFF, Zauberpraktiken als Lebenshilfe. Magie im Alltag vom Mittelalter bis heute, Frankfurt/New York 2003, S. 261.

⁴ MEINRAD TIEFENTHALER, Schatzgräber, in: Vorarlberger Volkskalender 1953, S. 48–52, hier S. 50–51.

⁵ SCHEUTZ, Worth (wie Anm. 2), S. 41; THOMAS ADAM, „Viel tausend gulden lägeten am selbigen orth“. Schatzgräberei und Geisterbeschwörung in Südwestdeutschland vom 16. bis 19. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 9 (2001), S. 358–383, hier S. 359; WOLFGANG BEHRINGER, Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit, München 1988, S. 348; STEFAN JÄGGI, Alraunenhändler, Schätzgräber und Schatzbeter im alten Staat Luzern des 16.–18. Jahrhunderts, in: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald und Zug 146 (1993), S. 37–113, hier S. 90, stellt für den Raum Luzern ein früheres Ende um etwa 1775 fest.

⁶ HOLGER BERWINKEL, Schatzglaube und Verwaltung. Ein Verzeichnis aus dem 15. Jahrhundert über angeblich in Niederhessen verborgene Schätze und seine Auffindung 1838, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 53 (2003), S. 71–94, hier S. 85.

⁷ JOHANNES DILLINGER, „Das Ewige Leben und fünfzehntausend Gulden“. Schatzgräberei in Württemberg, in: Zauberer – Selbstmörder – Schatzsucher. Magische Kultur und behördliche Kontrolle im frühneuzeitlichen Württemberg, hg. von DEMS., Trier 2003, S. 221–297, hier S. 274–278.

⁸ MONIKA BÖNISCH, Opium der Armen. Lottospiel und Volksmagie im frühen 19. Jahrhundert. Eine Fallstudie aus Württemberg (Frauenstudien Baden-Württemberg, Bd. 3), Tübingen/Stuttgart 1994, S. 97.

⁹ Vorarlberger Landesarchiv (VLA), Reichsherrschaft Blumenegg, Urkunde Nr. 6909.

schen Münzen vor.¹⁰ Um 1930/31 wurde im Schellenberger Wald ein bedeutender Münzschatz gehoben, den man in den Jahren nach 1460 vergraben hatte;¹¹ etliche Zeit später erfolgte ein größerer Münzfund aus dem Mittelalter in Vaduz.¹² Auch am Höhepunkt des Schatzgräberfiebers, im ausgehenden 18. Jahrhundert, konnten einfache Leute damit rechnen, dass sich verborgene Reichtümer entdecken ließen. Um 1786 erregte etwa ein Fund in Bizau, wo man beim Niederreißen einer Kellermauer auf einen *beträchtlichen Schatz* von etwa 800 Gulden gestoßen war, großes Aufsehen.¹³ In der Frühen Neuzeit dürften Wertgegenstände in Notsituationen oft vergraben worden sein.¹⁴

Die nachfolgende Übersicht über die Schatzgräberei im frühneuzeitlichen Vorarlberg und Liechtenstein stellt gleichzeitig eine Ergänzung und Überarbeitung meiner 2006 erschienenen Monografie zu diesem Thema dar.¹⁵ Nach der Skizzierung der regionalen rechtlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wird die chronologische Darstellung der Ereignisse um einige bislang unbekannte Angaben erweitert, auf die ich hauptsächlich bei der Neuordnung des Bludenzer Vogteiamtarchivs gestoßen bin. Den Abschluss bildet wiederum der Versuch einer Zusammenfassung und Gesamtbewertung der regionalen Schatzgräbereien.

¹⁰ Dokumentiert in BERNHARD OVERBECK, Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit auf Grund der archäologischen Zeugnisse, Tl. 2: Die Fundmünzen der römischen Zeit im Alpenrheintal und Umgebung, (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 21) München 1973, S. 19–92 und 148–170; vgl. auch ROBERT ROLLINGER, Die Römer im Gebiet des späteren Vorarlberg, in: Vorarlberg Chronik, hg. von Land Vorarlberg, Bregenz 2005, S. 9–18, hier S. 10; DERS., Franz Joseph Rosenlächer, römische Münzen aus Lustenau und der Beginn der Beschäftigung mit der römischen Geschichte in Vorarlberg – eine Spurensuche, in: Montfort 54 (2002), S. 7–31, passim.

¹¹ DANIEL SCHMUTZ, Der Münzschatzfund vom „Schellenberger Wald“, vergraben nach 1460, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 99 (2000), S. 37–138, passim.

¹² BENEDIKT ZÄCH, Der Vaduzer Münzschatzfund von 1957 als Quelle zum Geldumlauf im 14. Jahrhundert, in: 1342. Zeugen des späten Mittelalters. Festschrift „650 Jahre Grafschaft Vaduz“, hg. von HANSJÖRG FROMMELT, Vaduz 1992, S. 114–139, passim.

¹³ VLA, Stand und Gericht Bregenzerwald, Sch. 134, Nr. 184.

¹⁴ BERWINKEL, Schatzglaube (wie Anm. 6), S. 78; DILLINGER, „Das Ewige Leben“ (wie Anm. 7), S. 272.

¹⁵ TSCHAIKNER, Schatzgräberei (wie Anm. 1). Ein Abschnitt daraus wurde von mir zusammen mit HUBERT WEITENSFELDER als Mitautor unter dem Titel: „Eine ganze Compagnie Teufel aus der Hölle“: Zur Schatzgräberei in Vorarlberg und Liechtenstein in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, in: Montfort 58 (2006), S. 39–51, publiziert. Eine Ergänzung zum Lebenslauf eines Hauptakteurs der Vorarlberger Schatzgräberei folgte in: MANFRED TSCHAIKNER, Zur Biografie und Familiengeschichte des „Vorarlberger Cagliostro“ Franz Peter Hagspiel aus Hittisau (1732–1799), in: Montfort 58 (2006), S. 235–236. Ein Aspekt der regionalen Schatzgräbereien wurde dargestellt in DERS., Sächser und Sächsmoor – steinerne Mythen des Sarganserlandes, in: Terra plana. Zeitschrift für Kultur, Geschichte, Tourismus und Wirtschaft. Verbreitungsgebiet: Bezirke Sargans, Werdenberg, Obertoggenburg, Fürstentum Liechtenstein, Bündner Herrschaft und Gaster 3 (2006), S. 2–6. Neue Funde zum Thema wurden veröffentlicht in: DERS., Teufelsbanner, Weltspiegel und Geldmännlein – Weitere Fälle von Schatzgräberei im Montafon, in: Bludenzer Geschichtsblätter 88 (2008), S. 32–44. Eine überarbeitete Fassung der Darstellung von Schatzgräbereien im südlichen Liechtenstein enthält der Artikel: DERS., Die Suche nach Schatzgräbern in Balzers und Triesen (1803) – Beschwörungsbücher, Wünschelruten und Zwangsmessen, in: Terra plana. Zeitschrift für Kultur, Geschichte, Tourismus und Wirtschaft. Verbreitungsgebiet: Bezirke Sargans, Werdenberg, Obertoggenburg, Fürstentum Liechtenstein, Bündner Herrschaft und Gaster 3 (2008), S. 54–56.

Regionale rechtliche Rahmenbedingungen

In regionalen Gesetzestexten findet sich zum ersten Mal um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Hinweis auf die Schatzgräberei. Während in der Bludenzer Polizeiordnung aus dem Jahr 1656 davon und von Zauberei allgemein noch nicht die Rede war,¹⁶ führte die Polizei-, Wirts-, Weinschenks-, Bäcker-, Kornführer- und andere Taxordnung, die im Januar 1748 unter Mitwirkung der kaiserlichen und königlichen Hofkommission vom Vogteiamtsverwalter unter Beiziehung der Vertreter der Stadt Bludenz, der Herrschaft Sonnenberg und des Tals Montafon erstellt wurde, unter den Verhaltensweisen, die verboten und unter Strafe gestellt wurden, um Gottes Zorn zu vermeiden, zunächst Gotteslästerungen, *das Fluechen und Schwören wider Gott, die allerreinste Jungfraw und Muetter Gottes Maria, auch alle Heylige Gottes*, dann aber gleich darauf die *Zauberey, auch alle aberglaubische Wahrsagerey, dergleichen Seegen Sprechen und Schazgraben als wider Gott und seine Gebott laufend* an. Man machte sich schon strafbar, wenn man diesen Unternehmungen auch nur aus Gewinnsucht beiwohnte, ohne sie persönlich auszuüben.¹⁷ In der Diözese Konstanz, zu der die nördlichen Teile Vorarlbergs zählten, hatte der Bischof bereits 1741 „einen Hirtenbrief gegen das Schatzgraben und das Christoffelgebet verkünden“ lassen.¹⁸

Im Jahr 1755 erhielt auch der Bludenzer Vogteiverwalter die kaiserliche Anordnung, dass Fälle von Gespenstererscheinungen, Hexerei, Schatzgräberei und angeblicher Besessenheit zwecks Bekämpfung dieses Aberglaubens und des Betrugs von Geistlichen, welche die Leute in ihrer Verblendung mitunter bestärkten, den politischen Stellen zu melden seien. Diese hätten sich bei ihrem Vorgehen in der Folge der Unterstützung vernünftiger Ärzte zu bedienen.¹⁹

Nachdem 1766 eine kaiserliche Pragmatikalverordnung darüber, *wie in Zauberey, Hexerey und dem Seegensprechen, Schazgraben und dergleichen Sachen zu procedieren seye*, veröffentlicht worden war,²⁰ erinnerte der Bludenzer Vogteiverwalter im Zusammenhang mit zahlreichen anderen Verboten und Geboten in einem Mandat vom Februar 1767 die *amtsangehörige[n] Unterthanen* daran, *das gleichwie alle aberglaubische Sachen als Zaubereyen, Schazgraben, Seegen- und St. Christophsgebett sprechen, sich fälschl[ich] vor besessen auszugeben*,²¹ *Geister zu beschwören, auch andere ohnerlaubte Sachen zu treiben jederzeit auf das Schärfiste verboten gewesen* seien und gegebenenfalls *nach aller Schärpfe abgestraft werden müsten*.²²

Laut der „Constitutio Criminalis Theresiana“, dem Straf- und Strafprozessrecht Maria Theresias von 1769, waren abergläubische *Possen oder Mißbräuch* nicht landgerichtlich, sondern nur von der jeweiligen Ortsobrigkeit *willkührig* abzustrafen. Wurde dabei aber auch *eine Schatzgraberey oder anderes derley Beginnen mit aberglaubischen Worten, Zeichen, und Cae-*

¹⁶ KARL HEINZ BURMEISTER, Vorarlberger Weistümer, Tl. 1: Bludenz – Blumenegg – St. Gerold, (Österreichische Weistümer, Bd. 18), Wien 1973, S. 116–118.

¹⁷ VLA, Stadtarchiv Bludenz 93/8, S. 7–10.

¹⁸ HILLARD VON THIESSEN, Die Kapuziner zwischen Konfessionalisierung und Alltagskultur. Vergleichende Fallstudie am Beispiel Freiburgs und Hildesheims 1599–1750 (Rombach Wissenschaften – Reihe Historiae, Bd. 13), Freiburg i. B. 2002, S. 422.

¹⁹ VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1755/Nr. 82 und 94.

²⁰ VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1767/Nr. 3; vgl. auch ebd., Nr. 77.

²¹ Vgl. dazu MANFRED TSCHAIKNER, „Ich bin halt besessen und kann nicht anders dafürhalten ...“ Ein Fall angeblich vorgetäuschter Besessenheit im Vorarlberger Oberland um 1775, in: Bludenzer Geschichtsblätter 89 (2008), S. 68–73.

²² Gemeindearchiv Bürs, Akt Nr. 53.

remonien, oder allerhand mit abergläubischen Dingen untermischte Gebeter, als das Christophori Gebet unternommen, oder eine mit abergläubischen Künsten, und Sachen Umgang habende Versammlung der Leuten betreten, so sind solche Uebelthäter unverlängt an die Halsgerichten auszuliefern, daselbst wider sie auf Art, und Weise, wie vorbemeldt, peinlich zu verfahren, und nach Maß der Gefährde, Betrug, und Bosheit obgeordnetermassen abzustraffen, auch denenselben die bey ihnen vorfindende abergläubische Schriften, und Bücher abzunehmen, und nach vollendeten Inquisitions-Proceß zu vertilgen.²³ Mit einem gedruckten Mandat vom 11. Juni 1793 erinnerte der Gouverneur Maximilian Christoph Freiherr von Waidmannsdorf jedoch zur Zeit der höchsten Verbreitung des Schatzgräberwesens die gerichtlichen Obrigkeiten aus Innsbruck daran, dass *die Schatzgraberey nach dem Gesetze nicht zum Criminalfache gehöret, sondern, in so weit etwa ein Betrug unterläuft, unter dieser gesetzmäßigen Benennung aufgeführt werden muß*. Damit sollte erreicht werden, dass *die Richter nicht zum Criminalverbrechen machen, was dem Gesetze nach keins ist*.²⁴

Davon konnte in Vorarlberg und Liechtenstein aber ohnehin nicht die Rede sein. Die meisten Schatzgräbereien blieben hier sogar ungeahndet. Kein Schatzgräber wurde als Teufelsbündler oder gar als Hexer gerichtet.²⁵ Nur einige wenige Bestrafungen in Bludenz, Bendorf, Dornbirn und Bregenz sind bislang nachgewiesen. Sie bestanden aus Geldzahlungen und aus Verpflichtungen zu öffentlicher Arbeit sowie zu Wallfahrten. Härtere Strafen, wie sie etwa in Luzern²⁶, Bayern²⁷ oder Oberösterreich²⁸ verhängt wurden, sind in Vorarlberg und Liechtenstein nicht bekannt. Um 1774 endeten die spektakulären Auftritte des Bregenzerwälder Magiers Greißing damit, dass man ihn für geisteskrank erklärte und als Gefahr für die Öffentlichkeit internieren wollte. Davor hatte die Obrigkeit im Bregenzerwald seinem Treiben durch die Ahndung vermeintlicher sexueller Verfehlungen Einhalt zu gebieten versucht. Greißing wegen seiner weit verbreiteten „abergläubischen“ Praktiken zu verurteilen, wagte man anscheinend nicht.²⁹

Einen weiteren Sonderfall, der die Grenzen der Justiz veranschaulicht, bildete das Vorgehen beziehungsweise eben Nicht-Vorgehen gegen Johann Breuß aus Altenstadt, einen Beisitzer des Ortsgerichts Rankweil, der auch Tavernwirt, also Inhaber der Wirtsstätte, war, in welcher die Gemeindefestungen stattfanden und die amtlichen Unterlagen aufbewahrt wurden. In Folge des Ende 1788 über ihn eröffneten Konkurses, der laut Breuß auf widerrechtliches Betreiben seiner Feinde zustande gekommen war, verlor er seine Gerichtsstelle und die Taverngerechtigkeit.

²³ Constitutio Criminalis Theresiana oder der Römisch-Kaiserl. zu Hungarn und Böheim etc. Königl. Apost. Majestät Mariä Theresiä Erzherzogin zu Oesterreich, etc. peinliche Gerichtsordnung, Wien 1769, S. 172–173 (Art. 58 § 15); vgl. auch HANS COMMENDA, Gesellschaft der Schatzgräber, Teufelsbeschwörer und Geisterbanner, Linz 1792, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz (1960), S. 171–195, hier S. 183.

²⁴ VLA, Patente 08; VLA, Vogteiamt, Oberamt und Kreisamt Bregenz, Sch. 213; Stadtarchiv Feldkirch, FI 98–38.

²⁵ Vgl. im Gegensatz dazu MARTIN SCHEUTZ, Keine Edition *ohne mieh und arbeits*. Editionsprobleme anhand eines oberösterreichischen Schatzbeterprozesses aus den Jahren 1728/1729, in: Methoden und Konzepte der historischen Hexenforschung, hg. von GUNTHER FRANZ und FRANZ IRSIGLER (Trierer Hexenprozesse. Quellen und Darstellungen, Bd. 4), Trier 1998, S. 69–78, hier S. 71.

²⁶ JÄGGI, Alraunenhändler (wie Anm. 5), S. 91.

²⁷ BEHRINGER, Hexenverfolgung (wie Anm. 5), S. 349.

²⁸ MARTIN SCHEUTZ, Hexen- und Magieforschung in Oberösterreich. „Mein Gott, man wais ja woll, wann feuer und stro zusammenkomt, so zünd eß leicht.“, in: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 147 (2002), S. 181–204, hier S. 198; DERS., Hoffnung (wie Anm. 2), S. 58 f.

²⁹ TSCHAIKNER, Schatzgräberei (wie Anm. 1), S. 55.

Bald darauf verschränkten sich seine Bemühungen, beides wiederzuerlangen, mit den politischen Wirren, die damals zwischen den Gemeinden Altenstadt und Rankweil wegen des Straßenbaus herrschten. In deren Verlauf profilierte sich Breuß als Rädelsführer der Gegner Rankweils und erwirkte aufstandartig die Befreiung der zwei damals inhaftierten Altenstädter Bauern Johann Bont und Jos Kiber. In einem Schreiben vom 4. September 1789 an das Vogteiamt, bezeichneten Landammann, Stabhalter und Ratsmänner des Ortsgerichts Rankweil Breuß als *einen ausgehaueten Lumpen und Konkursanten, der noch obendrein ein Betrüger, ein Verläumder, ein niederträchtiger Schatzgraber und in der ganzen Haut ein Schurke ist*. Sechs Personen sollten damals seine Verstrickung in Schatzgräbereien bezeugen. Gleichzeitig drohten sämtliche Mitglieder des Ortsgerichts Rankweil zurückzutreten, wenn er wieder in sein Amt eingesetzt würde.³⁰ Die im Oktober 1789 eingeleitete Untersuchung wegen Schatzgräberei *und derley verwegenen Schurkenstreichen*³¹ wurde schließlich zu Beginn des folgenden Jahres mit Genehmigung des Kreisamts abgebrochen, da das Vogteiamt schlimme Folgen befürchtete, wenn Leute verhört werden müssten, die dann Breuß mitteilten, dass gegen ihn wegen des angeführten Delikts ermittelt wurde. Die Obrigkeit erwartete, dass im Fall seiner Verhaftung zweifellos auch er im Rahmen eines Volksauflaufs aus dem Gefängnis befreit würde. Unter diesen Umständen sah sich das Vogteiamt gezwungen, Leute wie Breuß ihre Verbrechen und Betrügereien *zur Aergernis der noch übrigen redlichen Unterthanen ungescheüet* ausüben zu lassen.³²

Auch in anderen Fällen gelang es den Behörden trotz umfangreicher Erhebungen nicht, mit den verfügbaren rechtlichen Mitteln – zu denen in keinem Fall die Folter zählte – tatsächliche oder vermeintliche Betrüger ihrer Vergehen zu überführen und entsprechend abzustrafen. Dieser Umstand scheint das Interesse an Gerichtsverfahren gegen professionelle Schatzgräber merklich gemindert zu haben. Das Bludenzer Vogteiamt bot 1792 ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie man sich gegen die Einleitung solcher Prozesse sträubte.

Regionale gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Funktional – und auch sozial – kann man bei den Schatzgräbern zumeist Auftraggeber, Mitwirkende und magische Experten unterscheiden.³³ In den Quellen des Untersuchungsraums sind die ersten beiden jedoch nur selten klar auseinander zu halten. Gesellschaftlich waren hier, wie etwa auch im Luzerner Raum,³⁴ fast alle Teilnehmer an Schatzgräbereien den bäuerlichen und handwerklichen Mittel- und Unterschichten zuzuordnen. Im Gegensatz zu Württemberg, wo allerdings zu einem hohen Anteil mit Genehmigung der Regierung schatzgegraben wurde,³⁵ fanden sich in Vorarlberg und Liechtenstein kaum Vertreter der lokalen Oberschichten. Eine Ausnahme bildete der erwähnte Richter und Rat Johannes Breuß aus Altenstadt. Im untersuchten Raum sind bislang keine Schatzgräberispezialisten aus randständischen Gruppen wie den

³⁰ VLA, Vogteiamt Feldkirch, Sch. 46, Publ. III/121, zwei Schreiben vom 4. September 1789 an das Vogteiamt.

³¹ VLA, Vogteiamt Feldkirch, Sch. 46, Publ. III/121, Schreiben der Rankweiler Gerichtskanzlei an das inner- und oberösterreichische Appellationsgericht vom 29. November 1789.

³² VLA, Vogteiamt Feldkirch, Sch. 46, Publ. III/121, Schreiben des Kreisamts an das Vogteiamt vom 29. Dezember 1789 und Schreiben des Vogteiamts an das Kreisamt vom 12. Januar 1790.

³³ DILLINGER, „Das Ewige Leben“ (wie Anm. 7), S. 251–257.

³⁴ JÄGGI, Alraunenhändler (wie Anm. 5), S. 90.

³⁵ DILLINGER, „Das Ewige Leben“ (wie Anm. 7), S. 242, 250 und 257.

Zigeunern, den Soldaten oder den vagierenden Studenten quellenmäßig fassbar. Sehr wohl spielte aber zumindest anfangs ein schwäbischer Bettler im Montafon eine große Rolle. Die herausragende Hauptfigur der regionalen Schatzmagier, Franz Peter Hagspiel, war ein gescheiterter Bergwerksfachmann aus dem Vorderen Bregenzerwald, der sich auch mit Alchemie beschäftigte.³⁶

Wie vielen einfachen Leuten, erschienen die Schatzgräbereien auch manchen Geistlichen keineswegs als verwerflich und jenseits der „offiziellen“, orthodox-religiösen „Wahrheiten“.³⁷ Da sie über die maßgeblichen exorzistischen Fähigkeiten und rituellen Gegenstände verfügten,³⁸ bildete ihre direkte oder indirekte Verstrickung in solche Unternehmungen manchmal den Grund dafür, dass gerichtliche Untersuchungen im Sand verliefen. Ob und inwieweit im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Intensivierung der Schatzgräberei auch mit der breiten öffentlichen Auseinandersetzung mit Geistern und Dämonen im Umfeld der sehr erfolgreichen Exorzismen des Klostertaler Geistlichen Johann Joseph Gassner zusammenhing,³⁹ lässt sich vielleicht durch weitere Studien klären. Nachweislich großer Einfluss kam im untersuchten Raum zwei Geistlichen aus Graubünden zu, nämlich dem aus Trimmis stammenden Altenstädter Pfarrer Josef Anton Mayer und dem Kaplan Johann Margreth, der einer alteingesessenen, angesehenen Familie in Obervaz entspross.⁴⁰ Die Tätigkeit des Letzteren und das Wirken eines Graubündner Betrügers in Benden erinnern an den Skandal im Gefolge des 1782 veröffentlichten Sturm-und-Drang-Dramas „Die Räuber“, in dem Friedrich Schiller den Räuber Spiegelberg erklären ließ, dass ein wahrer Spitzbube außer „Grütz“ noch mehr vonnöten habe: „[...] auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, *Spitzbubenklima*, und da rat ich dir, reis du ins Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner.“⁴¹ Das Land Graubünden setzte sich gegen diese Stigmatisierung vehement zur Wehr. Ein bekannter Geschichtsschreiber vertrat später die Auffassung, dass Schiller Graubünden wohl mit Italien verwechselt hatte, wo mitunter fast alle zwanzig Schritte Kreuze an Morde erinnerten, ganze Dörfer betrunken in Raufhändel gerieten und die Leute dann aufeinander schossen.⁴²

³⁶ Zu den frühen Belegen für alchemistische Tätigkeiten im nördlichen Vorarlberg vgl. nunmehr auch die Angaben zu Hans Schweyer aus Schruns sowie Peter Seifried und Gallus Kaller, die wegen eines Vertrages über eine „Tinktur“ in einen Streit geraten waren, der im Sommer 1617 bis vor die Regierung in Innsbruck führte: VLA, Buch Walgau, Bd. 12, fol. 345b–346a.

³⁷ ADAM, „Viel tausend gulden“ (wie Anm. 5), S. 360.

³⁸ MANFRED TSCHAIKNER, *Magie und Hexerei im südlichen Vorarlberg zu Beginn der Neuzeit*, Konstanz 1997, S. 85–88; vgl. dazu auch PETER WETTMANN-JUNGBLUT, *Gotteslästerung, Aberglauben oder Betrug? Zur sozialen Praxis und staatlichen Sanktionierung des „Schatzgrabens“ im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: *Criminalità e giustizia in Germania e in Italia. Pratiche giudiziarie e linguaggi giuridici tra tardo medioevo ed età moderna. Kriminalität und Justiz in Deutschland und Italien. Rechtspraktiken und gerichtliche Diskurse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, hg. von MARCO BELLABARBA, GERD SCHWERHOFF und ANDREA ZORZI, Bologna/Berlin 2001, S. 275–284, hier S. 277, 280 und 283; SCHEUTZ, *Hexen- und Magieforschung* (wie Anm. 28), S. 198–199.

³⁹ HANS C. ERIC MIDELFORT, *Exorcism and Enlightenment. Johann Joseph Gassner and the Demons of Eigtheenth-Century Germany*, New Haven/London 2005, S. 87–117.

⁴⁰ *Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 5, Neuenburg 1929, S. 24.

⁴¹ FRIEDRICH SCHILLER, *Sämtliche Werke*, Bd. 1: *Gedichte, Dramen I*, München⁸ 1987, S. 538.

⁴² JOHANN ANDREAS VON SPRECHER, *Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert*, hg. von RUDOLF JENNY, Chur 1976, S. 292–307, bes. 302–306.

Frauen waren bei den Schatzgräbereien in Vorarlberg und Liechtenstein selten und dann nur am Rande beteiligt.⁴³ In Tirol allerdings wurde schon 1597 eine Frau wegen dieses Vergehens gerichtlich belangt.⁴⁴ Auch die 1803 selbst in Vorarlberg steckbrieflich gesuchte Schatzgräberin Marianna Leitnerin aus Sierning bei Steyr in Oberösterreich⁴⁵ und andere Fälle⁴⁶ belegen, dass das Schatzgraben keineswegs ausschließlich auf das männliche Geschlecht beschränkt war. Martin Scheutz führt sogar einen Sonderfall aus Freistadt im Mühlviertel an, bei dem eine Frau eine rein weibliche Gruppe von Schatzbeterinnen leitete.⁴⁷ Die Schatzgräberei scheint mit umgekehrten Vorzeichen als das Hexenwesen⁴⁸ – und wohl noch stärker als dieses – „geschlechtsbezogen“, aber nicht „geschlechtsspezifisch“ gewesen zu sein.

Die quantitative Verbreitung dieser magischen Praxis im frühneuzeitlichen Vorarlberg und Liechtenstein lässt sich nicht mehr feststellen, da nur ein geringer Teil aller entsprechenden Unternehmungen in den behördlichen Akten Niederschlag gefunden hat. Und dabei wurden oft nur wenige Aspekte erfasst. Außerdem ist nicht einmal bei allen dokumentierten Fällen klar erkennbar, wie viele Leute daran beteiligt waren.

Schatzgräbereien eines vermeintlichen österreichischen Beamten aus Schwaben

In einem „Auszug der Amtsgefälle zu Bludenz und Sonnenberg“ von 1689 sind nicht nur zum ersten Mal Kosten für eine Schatzgräberei dokumentiert, sondern gleich auch schon die Involvierung der Geistlichkeit, im speziellen Fall der Bludener Kapuziner.⁴⁹ Als weit außergewöhnlicher erweist sich jedoch das kurz darauf dem Bludener Vogteiverwalter Johann Vögel vorgelegte kaiserliche Verwilligungspatent vom 29. März 1690. Darin wurde einem vorderösterreichischen Beamten erlaubt, an drei unterschiedlichen Orten in Tirol und Vorderösterreich „auf erlaubte Weise“ und „mit göttlicher Hilfe“ Schätze zu gewinnen.

Vor kurzem konnte zu diesem seltsamen Unternehmen ein weiteres Schreiben gefunden werden. Es handelt sich um einen Brief an den Vogteiverwalter vom 6. August 1690 ohne Ortsangabe mit der Unterschrift „Dr. Joannes Franciscus Mayr“. Der Absender berichtet darin, sein Vater lasse den Vogteiverwalter *in bekantten sachen* nach der soeben erfolgten Heimkehr des Schreibers wissen, dass *der mit mir drinnen gewesste herr gaistliche seyn gethanes versprechen in deme, nach zuvor mehrmalß promitirtermaßen, nit gehalten, daß er sogar ahn dem bekantten principalorth selbsten nicht ainige hilfsmittel applicirt, geschweigen sich an die zway andere*

⁴³ RUFF, Zauberpraktiken (wie Anm. 3), S. 246–247; ROBERT BÜCHNER, Schatzglaube, Schatzgraben, Schatzrecht und zwei glücklose Schatzsucher. 1551: Tiroler Geistliche aus Angath und Rattenberg, in: Der Schlern 80, H. 2 (2006) S. 4–25, hier S. 7.

⁴⁴ HANS BENEDIKTER, Hexen und Zauberer in Tirol, Bozen 2000, S. 232.

⁴⁵ VLA, Vogteiamt, Oberamt und Kreisamt Bregenz, Sch. 204.

⁴⁶ DILLINGER, „Das Ewige Leben“ (wie Anm. 7), S. 254–255; BEHRINGER, Hexenverfolgung (wie Anm. 5), S. 301.

⁴⁷ SCHEUTZ, Hexen- und Magieforschung (wie Anm. 28), S. 199.

⁴⁸ MERRY WIESNER-HANKS, Gender, in: Encyclopedia of Witchcraft. The Western Tradition, hg. von RICHARD W. GOLDEN, Bd. 1, Santa Barbara/Kalifornien 2006, S. 407–411, hier S. 407.

⁴⁹ VLA, Vogteiamt Bludenz, Hs. 60, o. fol. Der erwähnte Franz Schmelzer war vielleicht verwandt mit Jakob Schmelzer, der dem Vogteiamt z. B. 1689 bis 1691 einen Zins aus einem Gebäude in der Stadt Bludenz schuldete: VLA, Vogteiamt Bludenz, Hs. 381, 383 und 385, o. fol.

orth bemüehet, sondern also ohne ainige verrichtung noch gethanes vermelden warumb sich wider von dannen nach hauß begeben und nebest unterschiedlich ganz nachdencklich obscuren discursen auch dises nit ohne nachtruckhliches verwundern gemelt hab, er wolle nembl. den gaist schon zwingen, daß er ihme gaistlichen daß vergrabne ahn daß ienige orth bringen miesse, alwo er gaistliche es zuhaben begehre, mehr anderenß vor dißmal noch zugeschweigen. Nach dem überraschenden Abgang des für die Schatzsuche gewonnenen Geistlichen hege der Vater zwar weiterhin Vertrauen, dass dieser die Angelegenheit wie versprochen zum Ende bringe, denn sonst hätte er sich *also hoch unnd vil nicht engagiert*. Da aber leider auch bekannt sei, *wie die iezige welt so variabl unnd aigennizig* sei, könne sich der Vogteiverwalter aber denken, was auch im Bereich der Möglichkeiten liege: Verstehe es der Geistliche nämlich wirklich, den Geist so zu zwingen, dass er Verborgenes an einen bestimmten Ort bringe, vermöchte er leicht, sich selbst und die Seinen anstatt die kaiserliche Majestät als Landesfürsten und den mit dem entsprechenden Patent versehenen Vater des Briefschreibers zu bereichern. Letzterer erachte es deshalb für tunlich und notwendig, dass der Bludenzer Vogteiverwalter so bald wie möglich und ganz geheim einen örtlichen Kapuziner, der *mit dergleichen auch umbzugehen wüße*, mit Erlaubnis des Guardians (Vorgesetzten) die Angelegenheit durch *seyne gaistliche exorcismos* im Sinn des kaiserlichen Patents erledige. Laut dem Sohn des Bludenzer Forstmeisters, einem Maler, sei dafür Pater Menrad geeignet. Der Vogteiverwalter solle sich möglichst innerhalb von zehn Tagen mit dem Geistlichen besprechen und dann darüber in einem Schreiben berichten, das an den Unterzeichner des Briefs gerichtet, aber an Johann Ludwig Mayer, „Studiosus“ in der Stadt Buchau am Federsee, mit Rekommodation an den kaiserlichen Posthalter zu Weingarten, Herrn Franz Schwarzbaur, adressiert sei. Um dem geäußerten Wunsch Nachdruck zu verleihen, vermerkte der Schreiber noch, sein Herr Vater *seye bereits von Wien auß durch einen gehaimben herrn secretarius erinnert worden*, nunmehr zu berichten, wie das Werk vonstatten gehe. Außerdem habe man ihn aufgefordert, *noch ferners mit ernst darin zusezen*. Der Vater fordere vom Vogteiverwalter deshalb das *nunmehr bedörfffige attestatum zu seyner securitet, dem allergd.igsten patents innhalt gemäß*. Des Weiteren schlug der Schreiber vor, der Bludenzer Forstmeister könne *nit ohne ursach, iedoch ohnvermerckht warumb* daran erinnert werden, auf den „Prinzipialort“ der Schatzgräberei achtgeben zu lassen, denn einige Leute aus Bürs seien erst kürzlich heimlich beim genannten Geistlichen gewesen: *Wehr waisst, was darhinder stäckht*. Auf die erwähnte Art könne jedoch dem *vorgebogen* (vorgebeugt) werden.⁵⁰ Das Hauptziel der Schatzgräberei scheint sich also auf Bürser Boden befunden zu haben.

Der Vogteiverwalter bestätigte in der Folge dem Sohn des Beamten, der angeblich selbst nicht anreisen konnte, wie gewünscht mittels einer Urkunde, dass bezüglich dieses Unternehmens und des entsprechenden obrigkeitlichen Schutzes gebührend angefragt worden sei sowie dass die Angelegenheit größtmöglicher Geheimhaltung unterliege. Damit war die Bludenzer Obrigkeit aber einem gekonnten Betrug aufgesessen, denn laut Mitteilungen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs sowie des Finanz- und Hofkammerarchivs wurde unter dem 29. März 1690 in Wien keine kaiserliche Bewilligung zum Schatzgraben ausgestellt.⁵¹ Auch wirkt die Angabe, der Wiener Hof habe einen geheimen Sekretär nach Schwaben gesandt, um sich über den Fortgang der Schatzgräberei in Vorarlberg zu erkundigen und diese weiter zu forcieren, sehr unrealistisch.

⁵⁰ VLA, Vogteiamt Bludenz 157/3281.

⁵¹ Schreiben ÖSTA-2002907/0001-HHSTA/2009 und ÖSTA-2002907/0002-AVAFHKA/2009 an den Verfasser.

Einen Hinweis auf die Hintermänner dieser Unternehmung bietet wohl der Umstand, dass der vermeintliche vorderösterreichische Beamte, der nie selbst in Erscheinung trat und auch nirgends mit seinem Namen aufscheint, das Antwortschreiben an einen Buchauer Studenten adressieren ließ. Geht man davon aus, dass nur ganz wenige Personen in das Unternehmen eingeweiht waren, ist zu vermuten, dass es sich beim Unterzeichner des oben zitierten Briefs um einen Verwandten des darin erwähnten Studenten Johann Ludwig Mayer handelte, der 1692 als 17-Jähriger an der Universität Dillingen bezeugt ist.⁵² Er war zweifellos ein Sohn Johann Georg Mayers, der von mindestens 1671 bis 1680 als Verwalter des Stifts Buchau sowie von 1683 bis etwa 1700 als dessen Pfründammann wirkte und schließlich wegen „unzulänglicher Amtsführung“ entlassen wurde.⁵³ Vielleicht hatte er sich um 1690 durch eine Schatzgräberei im Raum Bludenz Rettung aus seinen Nöten erwartet.

Die entsprechenden Unternehmungen zogen sich übrigens längere Zeit hin. So ist noch vom Juni 1692 ein Brief erhalten, in dem ein Franziskanerpater aus Waldsee über die von ihm in den Bergen bei Bludenz vorgenommenen Exorzismen berichtet. Auch dadurch wird die Vermutung bestärkt, dass der Auftraggeber im benachbarten Buchau lebte.

Der Einfluss aus Schwaben

Bei den ersten im Montafon belegten Schatzgräbereien sind Einflüsse aus dem schwäbischen Raum auf andere Weise fassbar. 1731 meldeten die Ortsvorsteher von Schruns, damals „Geschworene“ genannt, der Obrigkeit, *dass sich etwelche liederliche purschen daselbst zu zerschidenen zeiten zusamm begeben und untereinander sothane unterredungen pflegen, woraus grosse ärgernus entstehen, allermassen solche nach teüfels pannungen und derley böse possen, welche nach denen sortilegijs et artibus magicis – also nach Wahrsagerei und Zauberei – riechen, ausgelegt werden wollen.*

Die folgenden Verhöre brachten zu Tage, dass sich in den Wochen vor und um Weihnachten 1730 ein aus dem Schwäbischen gebürtiger *bettelmann* namens Heinrich, dessen Familienname und Herkunftsort nicht bekannt waren, samt seiner Ehefrau in Schruns aufgehalten und verschiedene Leute dazu bewegt hatte, mit ihm das *St. Christophs gebett* zu verrichten, und zwar mit der Aussicht, dadurch von diesem Heiligen so viel Geld zu erhalten, dass sie alle *ihre lebenslängliche nahrung reichlich haben können*. Als die Unternehmungen, die nächtens stark religiös verbrämt in verschiedenen Behausungen stattfanden, erfolglos geblieben waren, brachen die Beteiligten den Umgang mit dem Bettler ab. Er allerdings hatte damit nicht nur seine Grundversorgung gesichert, sondern auch breites Interesse an entsprechenden Praktiken im Dorf und vermutlich weit darüber hinaus geweckt.⁵⁴

⁵² Die Matrikel der Universität Dillingen, bearb. von THOMAS SPECHT, Bd. 2: Matrikeltext 1646–1695 (Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg, Bd. 3,1), Dillingen 1912/13, S. 1018, Nr. 23.

⁵³ Das (freiweltliche) Damenstift Buchau am Federsee, bearb. von BERNHARD THEIL, (Germania sacra, N. F., Bd. 32: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz; Das Bistum Konstanz, Bd. 4), Berlin/New York 1994, S. 152, 329 und 370; JOHANN EVANGELIST SCHÖTTLE, Geschichte von Stadt und Stift Buchau samt dem stiftischen Dorfe Kappel. Beschreibung und Geschichte der Pfarrei Seekirch mit ihren Filialen Alleshäusen, Brasenberg und Tiefenbach. Bilder aus Alt-Buchau, Waldsee 1884 (Nachdruck Bad Buchau 1977), S. 420 und 442.

⁵⁴ TSCHAIKNER, Teufelsbanner (wie Anm. 15), S. 32–34.

Bludenzer Schatzgräberei in den Vierzigerjahren

Kurze Zeit später ist denn auch ein gesteigertes Interesse an Schatzgräbereien im Raum Bludenz bezeugt. Dort wurden 1741 fünf Männer – vermutlich handelte es sich bei allen um Handwerker – deswegen bestraft. Da Johannes Neyer, der Glaser Christian Fritz und Franz Schneider *auf unerlaubte weiß* [hatten] *schaz graben wollen*, mussten die beiden Erstgenannten je zwei Pfund Pfennig (zusammen 4 Gulden 34 Kreuzer) bezahlen und Schneider eine Strafe in der „Keuche“ (Arrestzelle) absitzen. Auch Meister Anthoni Bargehr und Marx Anthoni Neyer hatten etwa dreieinhalb Gulden Strafe zu erstatten, weil sie *in gleichen sich mit zusammen schreibung des Christophls gebeth und der gleichen seegen sich straffmessig gemacht* hatten. Um die Höhe des Strafmaßes einschätzen zu können, sei erwähnt, dass man damals einen Gulden bezahlte, wenn man jemanden so geschlagen hatte, dass er blutete. Fürs Kirschenauflesen am Sonntag hatte man 45 Kreuzer zu erstatten. In Tschagguns wurden zwei Burschen zusammen um zwei Gulden gestraft, weil sie wider das Verbot den Brauch des Scheibenschlagens ausgeübt hatten.⁵⁵

Die Steuerbücher zeigen, dass es sich bei den angeführten Schatzgräbern um weniger bemittelte Bürger handelte.⁵⁶ Der Kupferschmied Anthoni Bargehr allerdings sollte bald nach seiner Bestrafung durch zwei Erbschaften einen – nur kurzfristigen – wirtschaftlichen Aufstieg erleben.⁵⁷ Auf Grund seines öffentlichen Engagements brachte er es aber dennoch bis zur städtischen Ratsmitgliedschaft.⁵⁸

Die Bludenzer Schatzgräbereien waren mit den angeführten Strafzahlungen keinesfalls erledigt, sondern dürften noch längere Zeit breite Kreise gezogen haben. Jedenfalls wurden Meister Anthoni Bargehr, Marx Anthoni Neyer und Leonhard Mutter 1744 noch einmal *wegen eines alten freffels, so dieselbe mit zusammenschreibung zerschiden aberglaubischer seegen und des Christophls gebett verüebt* hatten, um fast sechs Gulden abgestraft.⁵⁹

Magisches Allerlei

Eine ziemlich ungewöhnliche Art der Schatzgräberei praktizierte um die Mitte des 18. Jahrhunderts Johann Ignaz Tschofen, ein 25-jähriger lediger Bursche aus Bartholomäberg, der sich selbst als *einfältigen tropfen* bezeichnete, nachdem ihm Paul Purtscher und dessen Ehefrau Regina Bauhoferin aus Bludesch durch die Instrumentalisierung seiner magischen Illusionen *villes gelt abgeschwätzt* hatten. Zuerst entlockten sie ihm im Frühjahr 1751 gegen das Versprechen, eine schöne und reiche Braut zu vermitteln, zahlreiche Geschenke für diese. Schließlich teilten sie dem jungen Mann aber mit, *daß mensch seye in ihrem kopf verrückt* und deshalb zu einem Geistlichen in Gottlieben am Untersee in Kur geschickt worden, was sein Interesse schnell er-

⁵⁵ VLA, Vogteiamt Bludenz 127/1601 (1741).

⁵⁶ VLA, Stadtarchiv Bludenz, Hs. 115, S. 63, 106, 117, 175 und o. S.; Hs. 118, o. S.

⁵⁷ VLA, Stadtarchiv Bludenz, Hs. 115, S. 63; Hs. 116, 118 und 120, o. S.

⁵⁸ VLA, Stadtarchiv Bludenz 32/19. Aus einer Güteraufteilung von 1771 geht hervor, dass sein Sohn Johann Christian Pfarrer in Großstelzendorf (heute Gemeinde Göllersdorf im Bezirk Hollabrunn, Niederösterreich) gewesen ist, sich die zwei Töchter Maria Anna und Anna Elisabeth in Pest aufhielten und eine weitere Tochter Maria Margaretha in Bludenz mit Hans Jörg Purtscher verheiratet war.

⁵⁹ VLA, Vogteiamt Bludenz 127/1601 (1744).

lahmen ließ. Daraufhin überredete das Paar den Burschen zum Erwerb von Gegenständen, *mittelst welcher man alle schätz heraus bringen und finden könne*. Dabei handelte es sich um ein Schwert oder einen Säbel, der eigens für diesen Zweck *gerichtet* gewesen sei, um eine Wachskerze, ein rundes Täfelchen mit einem wächsernen Partikel, ein gewöhnliches *rauchzäpfel*⁶⁰ sowie einen Zettel mit der Anleitung zum Schatzgraben.

Bei der nächtlichen Durchführung der Aktion nahe einem Wald oberhalb des Silbertals verursachte die Rauchkerze aber so einen fürchterlichen Knall, dass Tschofen in einen nahen „Maisäß“ (zeitlich beschränkt genutztes bäuerliches Anwesen) flüchtete und sich erst am Morgen wiederum an den ominösen Ort zu kommen getraute, um nachzusehen, *wo der schatz daran seye*. Auch an Experimenten dieser Art zeigte er künftig kein Interesse mehr, obwohl ihm seine „Betreuer“ hochgeweihte Kerzen und neue „Rauchzäpflein“ anboten. Stattdessen bewegten sie ihn nun dazu, sich einen „Weltspiegel“ aus Venedig bringen zu lassen, *wo man alles darinn sehen könne, und sonderheitlich zeigen solche auch die gold- und erz-aderen an*. Schon im Voraus fragte Purtscher damals nach, ob er Tschofen – wenn ein solcher Spiegel gar zu teuer wäre – nicht auch eine Alraune oder einen *geltmacher* mitbringen solle, *weill man doch in Venedig allerhand sachen bekommen könne*. Der Bursche habe dann ausdrücklich nur unter der Bedingung zugestimmt, dass diese *ohne sünd gebraucht werden mögen*. Schließlich erhielt er ein *gelt-männle* in Form einer Alraune.⁶¹ Die Figur lag zusammen mit einem Stückchen Silbergeld in einer hölzernen Schachtel, in ein wenig Baumwolle eingewickelt, sah schwärzlich aus, sei nicht sehr groß gewesen, habe über zwei Hörnlein, mehrere Füße sowie einen krummen Schweif verfügt und sei *seines erachtens lebendig gewesen*. Als Tschofen das Männchen nach einiger Zeit aber wieder zurückgeben wollte, erklärte ihm Purtscher, dass er das bezahlte Geld nicht mehr zurückerstatten könne. Deshalb behielt der Bursche die Figur schließlich in der Hoffnung, dass sich weiteres dazugelegtes Geld – wie versprochen – wirklich in sechs Wochen bis an den Rand des Behältnisses vermehre. Leider musste Tschofen letztlich aber feststellen, dass *dises gelt männlein keine operation mache*. Das betrügerische Ehepaar gab daraufhin vor, es zum Pfarrer von Montlingen in der nahen Schweiz in Behandlung zu bringen, denn der habe ebenfalls über ein solches Männlein verfügt, das ihm neun ganze Wochen *nichts gefruchtet* habe, *bis er es bezwungen habe*. Da also selbst Geistliche entsprechend tätig waren, entschloss sich Tschofen, *es eben noch weither zu probieren*. Nach vielen zusätzlichen kostspieligen Unternehmungen – unter anderem soll das Männlein als Wohnung einen Teller gewollt haben, der mit dem Wappen der Eidgenossenschaft versehen sei, aus einem Schatz stammte und in einen Bogen Papier eingewickelt sei – stellte sich wiederum heraus, dass alles nichts nützte. Schließlich erklärte man dem Burschen, ein anderer Geistlicher habe verlangt, dass nun eine Entscheidung gefällt werden müsse: Entweder verschreibe sich Tschofen dem Teufel oder aber er gewinne sehr viel Geld dadurch, dass er das Geldmännlein in ein fließendes Wasser werfe, nicht zurückschauen und ihm auch nicht nachfolge. Nachdem sich der Bursche erwartungsgemäß für

⁶⁰ Dabei handelte es sich wohl um ein „Rauchkerzchen“, das einen besonderen Duft verströmte: JOHANN CHRISTOPH ADELUNG, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, Bd. 3, bearb. von FRANZ XAVER SCHÖNBERGER, Wien 1811, Sp. 969.

⁶¹ Vgl. dazu in der Region: MANFRED TSCHAIKNER, Die Zauberei- und Hexenprozesse der Stadt St. Gallen. Unter Mitarbeit von URSULA HASLER und ERNST ZIEGLER, Konstanz 2003, S. 131–132; DERS., Magie und Hexerei (wie Anm. 38), S. 75; URSULA BRUNOLD-BIGLER, Teufelsmacht und Hexenwerk. Lehrmeinungen und Exempel in der „Magiologia“ des Bartholomäus Anhorn (1616–1700) (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Bd. 12), Chur 2003, S. 293; BENEDIKTER, Hexen (wie Anm. 44), S. 234.

Letzteres entschieden hatte, musste er neuerlich feststellen, *effect habe es keinen gehabt*. Wer weiß, wozu er noch verleitet worden wäre, wenn nicht ein Bludenzer Bürger das Treiben bemerkt und der Obrigkeit gemeldet hätte.

Der Fall dokumentiert anschaulich die geistigen Mechanismen, mit denen manche Menschen so manipuliert werden konnten, dass ihnen selbst wider Willen über längere Zeit hindurch beachtliche Geldsummen zu entlocken waren. Tschofen wollte bei den dargelegten Unternehmungen auch nie moralische Zweifel gehegt haben, weil angeblich alles *mit rath und that der geistlichkeit* erfolgt sei. Außerdem habe die Bauhoferin erklärt, *daß sie* [Purtscher und seine Ehefrau] *alles und jedes auf ihr aigenes gewissen und ihrer seelen seeligkeit übernehmen wollen*. Trotz aller Misserfolge *habe sie ihme allezeit die sach solcher gestalten außzureden und auf daß neue fürzuspiegeln gewust, daß er widerumben neue hofnungen geschöpft, es müesse endlich gerathen*.⁶²

Der „Vorarlberger Cagliostro“: Franz Peter Hagspiel

Den Inbegriff der Vorarlberger Schatzgräber stellte zweifellos Franz Peter Hagspiel (1732–1799) dar,⁶³ den der Bludenzer Vogteiverwalter als eine Art von Cagliostro bezeichnete. Der 1732 in Hittisau geborene Hagspiel wirkte als profilierter Meister dieses Metiers – eingebunden in ein Netz Gleichgesinnter – im Großraum zwischen Baden, Württemberg, Bayern, Tirol, Graubünden und der Ostschweiz. Ursprünglich war er auch im Wallis und möglicherweise im Piemont sowie im Venezianischen als Spezialist der alchemischen und metallurgischen *Schmelz- und Scheidungs Wissenschaften* im Bergbauwesen tätig gewesen.

Während die Verwandlung von wertlosem in wertvolles Metall in der esoterischen Theorie und Praxis der Alchemie nur einen Aspekt des allgemeinen Strebens nach Läuterung und Veredelung bildete,⁶⁴ nahm Hagspiel persönlich eine andere Entwicklung: Im Zuge seiner Tätigkeiten geriet er bald in wirtschaftliche Schwierigkeiten und auf die sogenannte schiefe Bahn. 1769 gelang es ihm, die Leitung der Firma Anton Strele und Kompanie in Imst um eine größere Summe Geld zu prellen. Drei Jahre später geriet er in Konkurs. Kurz darauf wurde er in Sulzberg wegen Wahrsagerei und Betrugs mit immensen Schäden für mehrere Beteiligte verhaftet, ein Jahr lang in Bregenz eingekerkert und 1775 zu zweijähriger Festungsbauarbeit verurteilt. Um 1787, als er noch einen Rechtsstreit um sein Haus in Hittisau führte,⁶⁵ ließ er sich in Unter-Bings bei Bludenz nieder und versuchte ein Gasthaus an der Arlbergstraße zu eröffnen, was ihm anfänglich vom Stadtmagistrat untersagt, später aber erlaubt wurde.⁶⁶ Das von ihm errichtete Haus an der Straße durch Unter-Bings fällt bis heute durch seine für Bauernhäuser ungewöhnliche Raumhöhe sowie durch einen angebauten turmförmigen Erker auf. Noch einige Zeit nach seinem Tod war es als „hackspielische Heimat“ bekannt.⁶⁷

⁶² TSCHAIKNER, Teufelsbanner (wie Anm. 15), S. 34–43.

⁶³ DERS., Biografie (wie Anm. 15), S. 235 f.

⁶⁴ HANS BIEDERMANN, Handlexikon der magischen Künste von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert, Bd. 1, Graz 1986, S. 32–37.

⁶⁵ VLA, Vogteiamt, Oberamt und Kreisamt Bregenz, Hs. 109, Nr. 596 und 610.

⁶⁶ VLA, Vogteiamt Bludenz, unnummerierte Akten, Brief Christian Zimmermanns an den Baron von Sternbach vom 21. Juli 1804.

⁶⁷ VLA, Vogteiamt Bludenz 155/3234.



Abb. 2: Bildnis der Hl. Gertrud in einem Gertrudenbuch des Vorarlberger Landesarchivs, Bibliotheksgut Nr. 156.

men, zur Beschaffung eines Gertrudenbüchleins beigetragen sowie die beiden Schatzgräber Johann Margreth und Johann Krozinger in seinem Haus beherbergt hatte. Da dem Haupttäter Margreth die Flucht gelungen war, konnte Hagspiel nur aufgrund der Aussagen Krozingers und eines Berichts, der aus dem Uznacher Land am Zürchersee eingegangen war, als Teilnehmer an einer dort stattgefundenen Schatzgräbereisitzung zu einer Haftstrafe verurteilt werden. Diese war aber bereits durch die Arrestzeit abgebußt. Bei den Bemühungen um die Auslieferung Margreths aus Graubünden nach Bludenz scheint sich der Nüziger Hirschenwirt Josef Bargehr sehr ungeschickt verhalten zu haben. Der Feldkircher Vogteiverwalter Gugger meldete jedenfalls seinem Kollegen nach Bludenz, er habe glaubwürdige private Nachrichten erhalten, dass Bargehr, wenn er *nach dem ersten Auftritt noch einmahl sich hätte in Bündten sehen lassen oder gemeldet, eine grosse Ungelegenheit bevor gestanden ware*.⁷¹ Der Bludnzer Vogteiverwalter fasste im Jahr 1791 das Ergebnis des Gerichtsverfahrens gegen Hagspiel mit folgenden Sätzen zusammen: *Er ist so schlau, daß aus ihm nicht leicht eine Wahrheit und Verlässigkeit herauszubringen ist, wie dann ich ihm vorm Jahr eben wegen solchen Streichen, die er mit dem*

Im Jahr 1790 wurde dort ein umfangreicher Briefwechsel Hagspiels sichergestellt. Die meisten Briefe, 21 Stück, stammten aus Branzoll im heutigen Südtiroler Unterland, acht weitere aus Bozen. Sie wurden zwischen 1780 und 1783 verfasst. Ein Schreiben aus Freiburg im Breisgau datierte ebenfalls aus diesem Zeitraum. Des Weiteren lagen zwei Briefe aus dem Stift Kempten und aus Glarus von 1786 und einer aus Chur von 1789 vor.⁶⁸ Zumindest Letzterer dürfte von Kaplan Johann Margreth verfasst worden sein, mit dem Hagspiel die meisten seiner Schätzgräbereien unternahm. Im Raum Bozen existierte im erwähnten Zeitraum nachweislich ein Zirkel, der dem Gold- und Rosenkreuzertum sehr nahestand.⁶⁹

Über das Wirken Hagspiels geben etliche neu entdeckte Akten des Vogteiamts Bludenz weiteren Aufschluss.⁷⁰ Daraus geht unter anderem hervor, dass Hagspiel bei der Schatzgräberei, die im Herbst 1789 im Gasthaus Hirschen zu Nüziders stattfand, nicht an der Geisterbeschwörung selbst, sondern nur an entsprechenden Unterredungen teilgenom-

⁶⁸ Stadtarchiv Bregenz, HA 194/I.

⁶⁹ HELMUT REINALTER, *Geheimbünde in Tirol. Von der Aufklärung bis zur Französischen Revolution* (Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstituts, Bd. 9), Bozen 1982, S. 135.

⁷⁰ Vgl. z. B. zur Nebenklage der Katharina Bechterin aus der Herrschaft Bregenz gegen Hagspiel auch VLA, Vogteiamt Bludenz 157/3292.

⁷¹ VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1791/Nr. 170 und Registratur 1794/Nr. 75; Vogteiamt Bludenz 157/3293.

mitbeschriebenen Joh. Baptist Margreth, von Obervaz in Pünten gebürtig, hier und in der Schweiz ausgeübt zu haben angezeigt war, 172 Täg in Arrest und Untersuchung gehabt, gleichwohl aber wegen unzulängl. Beweißmittlen und weil die Stadt Chur ungeacht der requirirten Verwendung der k. k. Gesandtschaft und des H. Fürstbischofens als Criminal Obrigkeit zu Obervaz den noch weit schlimeren Capo Margreth zu extradiren verweigerte, zur ordentl. Straf nicht fürsichreiten konnte, sonder die Inquisition aufheben muste.⁷²

Etwa einen Monat, nachdem am 4. Februar 1791 gegen Hagspiel ein Steckbrief wegen Schatzgräbereien in Hindelang im Oberallgäu und Magerbach im Oberinntal ergangen war, wandte sich das Bludener Vogteiamt an das Kreisamt in Bregenz mit der Bitte, Hagspiel wegen eines dort bereits anhängigen Verfahrens vorzuladen und auch zu verhaften. Gleichzeitig verwies man darauf, dass in Bludenz gegen ihn im Vorjahr vergeblich prozessiert worden war. Als bald darauf, unter dem Datum des 9. März, das benachbarte Vogteiamt Feldkirch in Bludenz nachfragte, ob man denn hier den Steckbrief nicht erhalten habe oder ob man nicht gewillt sei, den sich weiterhin frei bewegenden und möglicherweise einen neuen Betrug planenden Hagspiel dingfest zu machen, erhielt es die Antwort, dass die Unterlagen in Feldkirch wohl etwas früher eingelangt seien und sich Hagspiel in seiner Heimat noch nicht habe sehen lassen. Auch gegenüber dem Feldkircher Vogteiamt brachte die Bludener Behörde den Wunsch zum Ausdruck, Hagspiel möge *anderswo ertappt* und prozessiert werden. Schließlich kam sie Anfang April 1791 dennoch nicht umhin, den Gesuchten in Bings verhaften zu lassen, wobei es ihm aber gelang, dem Amtsdienner zu entweichen.⁷³ Daraufhin erwirkte seine Frau in Innsbruck die Zusicherung des freien Geleits, bis überzeugende Beweise gegen ihn vorlägen.⁷⁴ Schließlich wurde Hagspiel in Bregenz arretiert und nach Bludenz überstellt. Dort verweigerte das Vogteiamt jedoch die Übernahme des Gefangenen, weil gegen ihn nicht am Wohnort, sondern am Ort der Festnahme zu verfahren war. Die Bregenzer quittierten diese Vorgangsweise mit der bitteren Bemerkung, dass Hagspiel in Bludenz wohl schon lange hätte gefasst werden können.⁷⁵ Nach fünf Monaten Untersuchungshaft gelang diesem schließlich im Oktober 1792 die Flucht aus dem Bregenzer Gefängnis.⁷⁶

Zu Silvester 1793 wurde Hagspiel in einem Konstanzer Gasthaus gefangen genommen, da er von einem Schiffsmann aus der Herrschaft Wasserburg wegen seiner betrügerischen Schatzgräbereien im Oberamt Achberg erkannt worden war. Margreth gelang damals gerade noch die Flucht. Auch die folgende lange Haftstrafe⁷⁷ brachte Hagspiel nicht von der Schatzgräberei ab. Sein letztes bekanntes Unternehmen in Eglingen nordöstlich von Ulm⁷⁸ führte 1796 aber dazu, dass er in Memmingen verhaftet und anschließend zu einer Zuchthausstrafe verurteilt wurde, die er nicht mehr überlebte. Er verstarb am 1. Juli 1799 in der bekannten Strafkolonie des Grafen Schenk von Castell in Oberdischingen.

⁷² VLA, Vogteiamt Bludenz 154/3208.

⁷³ VLA, Vogteiamt Bludenz 154/3208; VLA, Vogteiamt Feldkirch, Sch. 10, 17. März 1791.

⁷⁴ VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1791/Nr. 187

⁷⁵ VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1792/Nr. 208, 261 und 268; zur damals ebenfalls erfolgten Gefangennahme Margreths in Chur und der geplanten Überführung nach Bludenz vgl. auch VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1792/Nr. 272 und 273; VLA, Vogteiamt, Oberamt und Kreisamt Bregenz, Sch. 47, 1792 Crim. o. N. (22. Mai 1792) und Sch. 173, 1792 Polit. 624.

⁷⁶ VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1792/Nr. 398.

⁷⁷ Vgl. dazu auch VLA, Vogteiamt, Oberamt und Kreisamt Bregenz, Sch. 48, 1794 Crim. 2 und 6; Angaben zu Hagspiels Vermögenslage in VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1794/Nr. 493 und 625.

⁷⁸ Vgl. VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1796/Nr. 222.

Hagspiels Bibliothek und „Der Chymische Bund des Goldenen Kreuzes“

Kurz vor der Inhaftierung Hagspiels 1792 in Bregenz entdeckten Handwerker, die in seinem Haus einen Boden verlegten, durch Zufall zwölf oder dreizehn versteckte *Zauberbücher*. Nach der Gefangennahme des Schatzgräbers übergab dessen Ehefrau, die nicht lesen konnte, die Schriften einem der Männer zur inhaltlichen Bestimmung, da sie diese verbrennen wollte, wenn sie *nicht in der Ordnung wären*. Da ein anderer Handwerker aber die Bludener Stadtverwaltung auf die Unterlagen Hagspiels aufmerksam gemacht hatte, beschlagnahmte sie diese als starke Indizien für dessen Verbrechen und gab sie später dem Bregenzer Vogteiamt weiter, von wo sie Anfang 1794 als Belastungsmaterial nach Konstanz gesandt wurden. Dort erklärte Hagspiel, er habe die verdächtigen Bücher von einem Geistlichen *bey einer unweit Pludenz bestehenden sollenden Wahlfahrt* erworben.⁷⁹ Damit meinte er zweifellos den 1790 verstorbenen Kuraten von Stallehr, Johann Martin Kösel aus Waltrams bei Weitnau im Allgäu, den die Gemeinde Meinigen kurz vor seinem Tod als Pfarrer abgelehnt hatte.⁸⁰

Eine vom Bludener Administrator Duelli am 12. Oktober 1792 angefertigte Liste umfasste folgende konfiszierte Schriften aus Hagspiels Besitz:

- *die Universalia et Particularia des Franciscus Xaverius Baron von Rosenst in Altorezia* aus dem Jahr 1777 mit Goldschnitt und Futteral
- *Auserlessene Chymische Universal und Particular Proceße von Herr Baron v. Ruesenstein*,
- *Heptameron oder Grundsätze der Zauberkunst des Petrus von Abano, eines Phylosophen*, 1783
- *Ritus Romani Sive Rituale Romanum Pont. Max. Pii V. Pars III pro elevando Thesauro Typis Roma, 1552*, in zehnfacher Ausfertigung
- *Himlischer und Irdischer Schatzschlüssel der heiligen Jungfrau und Äbtissin Gertrudis zu Ellpede gedruckt zu Cöln A[m]o 1504*
- *Hagspielische mit eigener hand gefertigte Notata*
- *Verschiedene lateinische geschriebene Gebetter und*
- *Predigen des P. P. Fulvii Fontana der Societät Jesu de A[m]o 1707*.⁸¹

Den Schriften Rosensteins und Ruesensteins maß Hagspiel überaus hohen Wert bei. Nachdem er im Sommer 1793 vom Appellationsgericht neuerlich freies Geleit erwirkt hatte,⁸² setzte er alles daran, wiederum in ihren Besitz zu gelangen. Gegenüber der Bludener Obrigkeit erklärte er, die beiden Bücher dringend zu brauchen, denn er gedenke damit dem Freiherrn von Schellenberg eine Schmelzprobe zu machen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Im Anschluss daran wolle er sich jederzeit dem Gericht stellen. Das Bludener Vogteiamt war aber nicht bereit, die verdächtigen Schriften auszuhändigen. Bei einer Vorsprache nahm es Hagspiel vielmehr auch seinen Pass für eine geplante Reise nach Frankfurt und eine Bestätigung aus dem

⁷⁹ VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1794/Nr. 98 und 117.

⁸⁰ VLA, Nachlass Ulmer, Sch. 2, Pfarrbeschreibung Stallehr, S. 35; LUDWIG RAPP, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg, Bd. 1: Dekanat Feldkirch, 1. Abteilung, Brixen 1894, S. 376.

⁸¹ VLA, Vogteiarhiv Bludenz 154/3203 (alte Signatur 168/3231, ehemals Bilgeri-Selekt; Schreiben des Bludener Administrators Johann Josef Duelli vom 12. Oktober 1792); Stadtarchiv Konstanz, H XII, Fasz. 211, Nr. 49 und 50.

⁸² VLA, Vogteiamt, Kreisamt und Oberamt Bregenz, Sch. 47, 1793 Crim. 46; vgl. auch ebd. Crim. 42.

Jahr 1777 ab, worin ihm das Kreisamt einen tadellosen Lebenswandel bescheinigt hatte. Dieses Schriftstück war ihm damals als *Goldschmiedt und Chymie Verständigen von Hitisau* ausgestellt worden, da er sich zusammen mit seiner Ehefrau ins Venezianische zu begeben gedachte. Aus dem Umstand, dass Hagspiel nach den ergebnislosen Bemühungen um seine wichtigsten Aufzeichnungen das Land wieder verlassen hatte, schlossen die Beamten der Stadt Bregenz später, dass es ihm bei der Erwirkung des freien Geleits ohnehin nur darum und nicht um die rechtliche Rehabilitierung gegangen sei. Durch seine Ehefrau habe Hagspiel jedoch ausrichten lassen, er müsse ins Engadin ziehen, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Die gerichtlichen Untersuchungen dauerten ihm zu lange.⁸³

Die vermutlich nur handschriftlich verbreiteten „Universalien und Partikularien“ des Barons von Rosenstein handelten laut Angaben des Bludener Vogteiamts von der *Verwandlung geringer Metallen in Gold und Silber*. Zudem war in diesem Buch die *Aufnahme des Hagspiels in den Chymischen Bund des Goldenen Kreuzes* sowie der *Eidschwur, welchen Hagspiel bey dieser Aufnahm dem Baron v. Rosenstein in Alto Rhetia geleistet hat und welcher in 11 sehr unzulässigen Punkten besteht*, vermerkt.⁸⁴

Der „Chymische Bund des Goldenen Kreuzes“ bildete wohl einen der zahlreichen alchemistischen Zirkel, die vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Mitteleuropa entstanden und an das hermetische Weltbild der Rosenkreuzer anschlossen.⁸⁵ Die Betonung des goldenen Kreuzes verweist auf eine stärkere theosophische Ausrichtung, wobei traditionalistische Spekulationen die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse überwogen.⁸⁶ Vermutlich lag auch darin ein Grund für Hagspiels berufliches Scheitern. Dass ihm – wie der Bludener Vogteiverwalter meinte – das Buch mit der Bestätigung der Mitgliedschaft beim „Chymischen Bund des Goldenen Kreuzes“ *nur zur Hintergehung des Pöbels und Betrug vortheilhafte Dienste leistete*,⁸⁷ lässt sich ausschließen. Die Verbissenheit, mit der Hagspiel seinem Weltbild bis zum Schluss verpflichtet geblieben sein dürfte, spricht gegen die einseitige aufklärerische Wertung seiner Tätigkeit als Mittel zum (betrügerischen) Zweck. Man konnte an vorgegebene magische Wirkungen selbst glauben und damit gleichzeitig bewusst die Dummheit anderer ausnützen.⁸⁸ In diesem Sinn bezeichnete sich der Kaplan Johann Margreth einmal ausdrücklich als rechtsschaffenen Mann, der Narren strafe.⁸⁹

Margreth, der aus Hochrätien (= Graubünden) stammte und sich öfters als Ex-Jesuit ausgab, dürfte mit hoher Wahrscheinlichkeit unter dem Decknamen Baron von Rosenstein das Haupt des „Chymischen Bundes des Goldenen Kreuzes“ gewesen sein. Dieser bildete wohl das ideale und organisatorische Netzwerk jener Personen, die als Gruppe von betrügerischen Schatzgräbern unter Leitung Margreths in den Gerichtsdokumenten aufscheinen.⁹⁰ Darauf, dass es sich dabei möglicherweise sogar um eine der im 18. Jahrhundert verbreiteten Arkangesellschaften

⁸³ VLA, Vogteiamt, Kreisamt und Oberamt Bregenz, Sch. 47, 1793 Crim. 57, 57½, 58 und 77.

⁸⁴ VLA, Vogteiamt, Kreisamt und Oberamt Bregenz, Sch. 47, 1793 Crim. 58.

⁸⁵ CHRISTIAN REBISSE, *Geschichte und Mythos der Rosenkreuzer*, Baden-Baden 2007, S. 195.

⁸⁶ BIEDERMANN, *Handlexikon* (wie Anm. 64), S. 187–189.

⁸⁷ VLA, Vogteiamt, Oberamt und Kreisamt Bregenz, Sch. 47, 1793 Crim. 58.

⁸⁸ Vgl. dazu VON THIESSEN, *Kapuziner* (wie Anm. 18), S. 419–420; ULRIKE KRAMPL, *Magie verorten. Orte, Zeiten und Intensitäten magischen Handelns im Paris des 18. Jahrhundert*. Manuskript eines Vortrags vom 21. Mai 2010 im Rahmen der Tagung „Grenzüberschreitungen. Magiegläubigkeit und Hexenverfolgung als Kulturtransfer“ im Deutschen Historischen Institut, Paris.

⁸⁹ TSCHAIKNER, *Schatzgräberei* (wie Anm. 1), S. 78.

⁹⁰ Ebd., S. 74, 77, 112 und 115.

(Geheimgesellschaften) handelte,⁹¹ deutet der dokumentierte Aufnahmeeid. Dass die Obrigkeiten jedenfalls von dem Wirken solcher Vereinigungen wie den Gold- und Rosenkreuzern oder Freimaurern auch im Vorarlberger Oberland ausgingen, belegt das bereits erwähnte Mandat des Bludener Vogteiverwalters vom Februar 1767. Dort wurde in Punkt fünf der insgesamt sieben Artikel *bey Verlust der innhabenden Bedienstungen und Ohnfähigkeit, solche ins künftig zu erlangen, nebst anderen Straffen ernstlich verboten, das sich niemande in der Frey-Maurer- und so genante Rosen Kreuz Bruderschaften einverleiben lassen solle.*⁹² Allein als Reflex auf entsprechende kirchliche Verbote kann diese Anordnung, die noch vor der Untersagung des volkstümlichen Funkenbrennens (Winterabschlussbrauch) angeführt war, nicht verstanden werden.⁹³

Bei der Bevölkerung seiner Heimatgemeinde Obervaz im Albulatal geriet Margreth übrigens etliche Generationen lang nicht in Vergessenheit. Als Johann Jakob Simonet 1921 ein Buch über den Ort veröffentlichte, stellte er fest, dass der Geistliche „beim Volke wegen seines köstlichen Humors noch in steter Erinnerung“ war. „Ganze Abende vergehen bei der Erzählung seiner Stücke und Aussprüche.“ Allerdings machte der Autor auch darauf aufmerksam, dass „die schwachen Seiten dieses Mannes ganz vergessen“ sind. „Aus den Akten könnte man zur Vermutung kommen, er habe die moralische Tüchtigkeit zu seinem hohen Amte kaum gehabt. Da er dazu noch Stellen bekleidete, die ihn nicht ganz beschäftigten, hatte sein übersprudelnder Humor Zeit, sich auszuwirken. Er hatte ferner Pfründen, die ihn nicht ernährten, oder auch kein Beneficium. Er litt daher zeitweise Not [...]“⁹⁴ Mittlerweile ist die Erinnerung an das Treiben Margreths auch in seinem Heimatort erloschen.⁹⁵

Der vollständige Titel der zweiten konfiszierten Schrift aus Hagspiels Besitz lautet: „Aus-erlesene chymische Universal und Particular Prozesse, welche Herr Baron von Ruesenstein auf seinen zweyen Reisen mit sechs Adepten, als: Gualdo, Schulz, Fauermann, Koller, Fornegg und Monteschider, erlernt, auch viele selbst davon probirt und mit eigener Hand im Jahr 1664 zusammen getragen hat, und wovon die Originalien in seinem Schloß in einer Mauer gefunden worden sind.“ Das Buch wurde laut Titelblatt im Jahr 1754 in Frankfurt und Leipzig bei Peter Konrad Monath verlegt.⁹⁶ Ein Drucker dieses Namens war jedoch bereits 1747 verstorben.⁹⁷ Wie im Titel angekündigt, führt die Schrift zahlreiche alchemistische Prozeduren an. Daneben finden sich auch etliche fingierte persönliche Angaben. So soll der Urgroßvater des Autors ein Bauer namens Peter Rueß gewesen sein, der „auf der Gapf“ in der Krain (heute Slowenien) ge-

⁹¹ RENKO D. GEFFARTH, Religion und arkane Hierarchie. Der Orden der Gold- und Rosenkreuzer als Geheime Kirche im 18. Jahrhundert. Leiden/Boston 2007 (Texts and Studies in Western Esotericism, Bd. 4), S. 124.

⁹² Gemeindearchiv Bürs, Akt Nr. 53.

⁹³ REBISSE, Rosenkreuzer (wie Anm. 85), S. 220.

⁹⁴ JOHANN JAKOB SIMONET, Obervaz. Geschichte der Freiherren von Vaz, der politischen Gemeinde und der Pfarrei Obervaz, Ingenbohl 1921, S. 425.

⁹⁵ Vgl. ANNA MARIA ELMER-CANTIENI, Sage und Dichtung, in: Vaz/Obervaz. In Wort und Bild. Codesch da Vaz, hg. von der Gemeinde Vaz/Obervaz, Vaz/Obervaz 1993, S. 432–436; JÜRIG L. MURARO, Das Sagengut und sein Weiterleben, in: ebd., S. 436 und ARNOLD BUCHLI, Mythologische Landeskunde Graubündens. Ein Bergvolk erzählt, Bd. 3: Die Täler am Hinterrhein, Albulatal, Oberhalbstein, Münstertal, Engadin, Italienisch Bünden, hg. von URSULA BRUNOLD-BIGLER, Chur 1990, S. 318–322.

⁹⁶ Ein Digitalisat des Buchs in der Bayerischen Staatsbibliothek in München findet sich unter der URL: http://books.google.com/books?id=aV46AAAACAAJ&dq=ruesenstein&printsec=frontcover&source=bH5_iLYKj&sig=YWGUZcUeSnalHLSpuKFI9afAOG&hl=de&ei=5r1FS7zMGKaOnQPAu3zAg&sa=X6oi=bookresult&ct=result&resnum=1&ved=0CAkQ6AEWAA#v=onepage&q=&f=false (5.1.2010).

⁹⁷ URL: http://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Conrad_Monath (5.1.2010).

lebt habe und durch seine Tätigkeit als Arzt zu Reichtum gelangt sei. Dessen Sohn Friedrich habe sich später in Bischoflack (Škofja Loka) niedergelassen und durch die Ehe mit der Bürgerswitwe Christina Weigerin seinen Besitz so vermehrt, dass er allgemein als der „reiche Wirth Rueß zu Kirchhoflack“ bezeichnet worden sei. Schließlich soll er sich auch durch alchemistische Tätigkeiten so sehr bereichert haben, „daß er mit Geld und Guth nicht aus wuste“. Sein Sohn Ferdinand wiederum, der Vater des Autors, habe sich in Krainburg (Kranj) häuslich niedergelassen und sei aufgrund seiner alchemischen Fähigkeiten noch reicher geworden. Der Autor selbst, der einzige Sohn Ferdinands, sei nicht in Krainburg, sondern in Laibach (Ljubljana) aufgezogen worden, habe aber später das Hauswesen seines Vaters weitergeführt und als reicher Bürger in bereits höherem Alter eine Frau „von Hagenstein aus Unterercrain, von Hagstein“, geheiratet. Nachdem er als „Goldmacher“ in Schwierigkeiten geraten sei, habe er, um sich „ein Fried zu schaffen“, in Unterkrain „Hopfenbach erbauet und alldorten 7 Jahr gehaußt“. Die Burg „Hopfenbach“ (Hmeljnik) nördlich von Rudolfswerth (Novo Mesto) ist jedoch bereits seit dem Hochmittelalter belegt und befand sich im 17. Jahrhundert im Besitz der Herren von Auersperg.⁹⁸ Nachdem Rueß bereits ein entsprechender Ruf vorangeeilt sei, habe sich Kaiser Ferdinand III. in Prag von seinen Künsten ganz begeistert gezeigt und ihn mit dem Namen „Ruesenstein“ in den Adelsstand erhoben. Aus Wien sei Ruesenstein später altersbedingt nach Hopfenbach zurückgekehrt. Vier Wochen darauf habe er sich ein Gut in der Oberkrain „mit Namen Stermal“⁹⁹ gekauft, wo er dann bis zu seinem Tod geblieben sei. Die Seiten 19 bis 21 des Buchs umfassen ein Kapitel mit einer „Auslegung derer Wappen in der Kirche zu Labach [= Laibach], in welchen die [alchemistische] Kunst begriffen und verborgen ist“. Die beiden vom Autor „selbst aufgesetzte[n] und componirte[n] Wappen“ sollen in einem Gotteshaus abgebildet gewesen sein, in dem sich auch eine „lauretanische Kapelle“ (Loreto-Kapelle) befand.

Das Buch Ruesensteins zählte zusammen mit den Aufzeichnungen Rosensteins zu den beiden wichtigsten Unterlagen Hagspiels. Die dritte konfiszierte Schrift mit dem Titel „Heptameron oder Grundsätze der Zauberkunst des Petrus von Abano, eines Phylosophen“ aus dem Jahr 1783 bildete ein astrologisch-kalendarisches „Schema, bei dem jede Planetenstunde der Woche mit ihrem Regenten genannt ist und die Beschwörungen der Gestirngeister genau beschrieben werden“. Ob es tatsächlich aus der Feder Peters von Abano, eines italienischen Arztes, Philosophen und Astrologen (1257–1316) stammte, ist unklar.¹⁰⁰

Die zehn Exemplare des „Rituale Romanum“ Papst Pius' V., die bei Hagspiel gefunden wurden, bestätigen die Angaben eines Zeugen aus dem Uznacher Land, dass der Rosenkreuzer und Schatzgräber entsprechende Zauberbücher mit Bildmodellen nach einer alten Vorlage aus dem *Bündtner Land* anfertigte und damit Handel trieb.¹⁰¹ In der Amtszeit des genannten Papstes erschienen 1566 der „Catechismus Romanus“, 1568 das „Breviarium Romanum“ und 1570 das „Missale Romanum“.¹⁰² Später wurde ihm auch die genannte Anleitung zur Schatzgräberei zugeschrieben, deren Titel „Rituale Romanum“ sich mit jenem der bedeutenden Sammlung liturgischer Formeln und Handlungen aus dem Jahr 1614 deckte.¹⁰³

⁹⁸ URL: <http://www.slovenia.info/de/grad/Das-Schloss-Hmeljnik.htm?grad=3083&lng=3> (7.1.2010).

⁹⁹ Auf Seite 278 wird das Gut „Stermohl“ genannt.

¹⁰⁰ BIEDERMANN, Handlexikon (wie Anm. 64), S. 341 f.

¹⁰¹ Stadtarchiv Konstanz, H XII, Fasz. 211, Nr. 11; TSCHAIKNER, Schatzgräberei (wie Anm. 1), S. 91.

¹⁰² PAUL GANZER, Pius V., in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 8, Freiburg i. Br. u. a. ³1999, Sp. 325 f., hier Sp. 325.

¹⁰³ HERMANN REIFENBERG, Rituale, in: ebd., Sp. 1207–1209, hier Sp. 1208.

Die fünfte angeführte Schrift aus Hagspiels Besitz war ein sogenanntes Gertruden-Buch, wovon zum Beispiel im Vorarlberger Landesarchiv ein handschriftliches Exemplar überliefert ist.¹⁰⁴ Die darin vermerkten Beschwörungen zählten neben den Christoffel-Büchern zu den gefragtsten Hilfsmitteln der Schatzgräber.

Die letzte mit ihrem Titel angeführte Schrift, die von Hagspiel konfisziert wurde, enthielt die Predigten des italienischen Jesuitenpaters Fulvius Fontana, dessen Auftritt in Luzern im Jahr 1705 die „Denkwürdigkeiten für die XXII Freistaaten der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ 1833 folgendermaßen zusammenfassten: „Es wurden auf geräumigen Plätzen, aussert der Stadt, Bühnen errichtet, die traurigsten Sinnbilder aufgestellt, und die schreckendste Beredsamkeit angewandt. Man veranstaltete Prozessionen, und da zerfleischten sich mehrere öffentlich, andere schleppten schwere hölzerne Kreuze, wieder andere trugen Dörner-Kronen, oder waren mit schweren Ketten behangen und umgürtet; man schrie, jammerte, heulte Unsinnigen gleich oder Verzweifelten, deren es auch gab und mit Selbstmord das Leben endeten.“¹⁰⁵ Auch der Umstand, dass sich Fontanas Predigten bei Hagspiels Unterlagen fanden, verweist auf die traditionalistische Einstellung der Rosenkreuzer und ihren Kampf gegen Irreligiosität, wengleich sie den Kirchen zumeist fernstanden.¹⁰⁶

Vom „Pest-“ zum „Segenskreuz“ und „alchymischen Utensil“

Die enge Verbindung von Religion und Esoterik lässt auch eine Besonderheit des Bludener Stadtmuseums, ein beschädigtes Metallkreuz voller magischer, astrologischer und religiöser Zeichen, in einem neuen Licht erscheinen. Der Nachlass des ehemaligen Stadtarchivars August Manahl, der vor kurzem dem Vorarlberger Landesarchiv übergeben wurde, enthält einen umfangreichen Schriftverkehr darüber aus den Jahren 1953 bis 1958. Mittels eines gedruckten Fragebogens samt Abbildungen, der über das Mitteilungsblatt der Museen Österreichs verbreitet wurde, versuchte Manahl Näheres über das vermeintliche „Pestkreuz“ zu eruieren. In manchen seiner Briefe, nicht jedoch in der gedruckten Aussendung, zitierte der Archivar aus einem – bislang nicht bekannten – Ratsprotokoll vom 10. Juni 1560 den in dieser Form kaum zeitgenössischen Satz: „djeweil die Pest im Lande gar über grassieret wird den Torwärttern aufgetragen, die Pestkreuze unverzüglich an die Tore zu hängen bei hoher Strafe“. Im Anschluss daran hielt der Autor fest: „Das gegenständliche Kreuz wurde in dem zitierten Protokoll gefunden, was vermuten läßt, daß es mit den darin genannten Kreuzen identisch ist. Es wurde aus diesem Grunde als Pestkreuz bezeichnet.“¹⁰⁷ Die meisten Fachleute, deren Antwortschreiben vorliegen, sprachen sich jedoch gegen eine solche Zuordnung aus. Am deutlichsten und auch am treffendsten erscheint die knappe Antwort des Volkskundlers und Kulturhistorikers Gustav Gugitz aus Wien vom 5. November 1953: „Die mir zugeschickte Ansicht eines Talismanes stellt gewiss kein

¹⁰⁴ CORNELIA ALBERTANI, Gertrudbuch oder „Der Gerechte Schatz-Schlüssel von der heiligen Gerdrauti“, in: Montfort 58 (2006), S. 52–63.

¹⁰⁵ Helvetia, Denkwürdigkeiten für die XXII Freistaaten der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. 8, Aarau 1833, S. 200.

¹⁰⁶ REINALTER, Geheimbünde (wie Anm. 69), S. 134; BIEDERMANN, Handlexikon (wie Anm. 64), S. 188.

¹⁰⁷ VLA, Nachlass August Manahl, noch unverzeichnet, Schreiben Manahls an den Verband der österreichischen Geschichtsvereine z. H. Dr. Adolf Mais, Wien, vom 20. Oktober 1953. In anderen Schreiben heißt es statt „gar über“ „gar übel“.

Pestkreuz vor, sondern ist wohl astrologisch-magischer Herkunft, vielleicht auch alchymischer.“¹⁰⁸

Während das Ausstellungsstück 1974 im Bludenzer Stadtbuch dennoch weiterhin als „Pestkreuz aus dem Jahre 1560“ angeführt wurde,¹⁰⁹ plädierte ich in einer Publikation von 1997 zunächst für eine Interpretation als Segenskreuz¹¹⁰ und brachte es später mit den frühen regionalen Schatzgräbereien in Verbindung.¹¹¹ Die Einschätzung Gugitz’ und der – nunmehr wohl glaubwürdig dokumentierte – Umstand, dass es wie andere corpora delicti bei den behördlichen Akten gefunden wurde, legen nahe, dass es sich bei dem Kreuz um ein Utensil handelt, das aus dem esoterischen Kreis Hagspiels und seiner Gesinnungsgenossen stammt und im Zuge des Bludenzer Schatzgräbereiprozesses von 1789/90 konfisziert wurde.

Schatzgräber in Liechtenstein 1792/93?

Im Gegensatz zum landfremden Johann Krozinger, von dem nur die Teilnahme an Beschwörungen in Nüziders im Jahr 1789 nachgewiesen ist, begegnet uns der um diese Zeit ebenfalls in einen Fall von Schatzgräberei verstrickte Josef Amann vom Haselstauderberg bei Dornbirn übrigens später noch einmal. Ihm gelang es zu Beginn des Jahres 1793 zusammen mit seiner schwangeren Frau Anna Maria Gürterin aus Weiler im Allgäu, aus dem Arrest des Oberamts Vaduz zu entfliehen, wo sie beide wegen Betrugs eingesperrt waren. Von ihnen liegen nunmehr auch Personenbeschreibungen vor.¹¹² Ob es sich bei ihrem betrügerischen Unternehmen wirklich um Schatzgräberei gehandelt hat, kann aber aufgrund fehlender weiterer Unterlagen nur vermutet werden.

Schlussbemerkung

In einer 2008 erschienenen Studie stellte der Religionswissenschaftler Marco Frenschkowski fest: „Erst seit wenigen Jahren hat sich in der Wahrnehmung der Religionsgeschichte des christlichen Europa die Erkenntnis durchgesetzt, daß nicht mit zwei, sondern mit drei strukturell und vor allem soziologisch deutlich zu unterscheidenden Traditionsströmen bzw. Traditionsbereichen zu rechnen ist.“ In älteren Arbeiten wurde gewöhnlich nur die „offizielle“ Religion der Kirchen und der Theologie einer volkstümlichen Religiosität mit vorchristlichen Relikten und einem anderen Verhältnis zur Magie gegenübergestellt. Daneben bestand aber ein „dritter Strom religiöser Erfahrung und religiösen Nachdenkens [...], den wir mangels eines besseren Namens den esoterischen nennen können“. Seine Vertreter waren weder im sogenannten volkstümlichen Denken noch in der institutionellen kirchlichen Vorstellungswelt verhaftet und dem entsprechend wenig integrierte, aber zumeist gebildete Personen. Der „esoterische Traditionsstrom“ gründete vornehmlich auf der Gnosis und auf dem Neuplatonismus der Spätantike mit seinem Hauptpostulat eines allumfassenden Zusammenhangs, in dem sich Himmlisches und Irdisches

¹⁰⁸ VLA, Nachlass August Manahl, noch unverzeichnet.

¹⁰⁹ ELMAR SCHALLERT, Stadt Bludenz. Herausgegeben aus Anlaß der 700-Jahr-Feier, Bludenz 1974, S. 88.

¹¹⁰ TSCHAIKNER, Magie und Hexerei (wie Anm. 38), S. 88–92.

¹¹¹ DERS., Schatzgräberei (wie Anm. 1), S. 27.

¹¹² VLA, Vogteiamt Bludenz, Registratur 1793/Nr. 76.

entsprachen und sich so zahlreiche Erkenntnismöglichkeiten eröffneten.¹¹³ Die Esoterik stand ebenfalls in enger Wechselwirkung mit den beiden anderen idealtypisch skizzierten Bereichen. Obwohl sie alle nicht eindeutig abzugrenzen sind, soll die Entwicklung des regionalen Schatzgräberwesens im Folgenden dennoch in deren Koordinatensystem verortet werden.

Schatzimaginationen fanden sich auf allen drei Vorstellungsebenen. Dass sie im 16. und frühen 17. Jahrhundert auch in der untersuchten Region zweifellos zur volkstümlichen Vorstellungswelt zählten, belegen sporadische Erwähnungen des Corona-Gebets bei den Hexenprozessen um 1600. Obwohl aber gerade damals schon alchemistische Tätigkeiten im Bergbaubereich Montafon und im Bregenzer Raum bezeugt sind, lassen sich – im Gegensatz etwa zum benachbarten Tirol oder Bayern¹¹⁴ – bislang noch keine Schatzgräbereien quellenmäßig fassen. Worauf dieser Umstand zurückzuführen ist, bleibt unklar.

Eindeutig jedoch standen die frühesten Zeugnisse von Schatzgräbereien in Vorarlberg in engem Zusammenhang mit dem regionalen Bergbau. Geradezu symptomatisch trägt der erste bislang nachgewiesene Schatzgräber den Namen Franz Schmelzer. Bezeichnenderweise arbeitete er mit Ordensgeistlichen, und zwar mit den örtlichen Kapuzinern, zusammen. Schmelzers Tätigkeit war der Bludenzener Obrigkeit bekannt und scheint mit Versuchen in Verbindung gestanden zu sein, den Bergbau vor Ort wiederzubeleben oder zumindest die Reste davon weiter auszubeuten. Einheimische Bauern und Bürger dürften damals mit der Schatzgräberei noch wenig in Berührung gekommen sein. Dem entsprechend wurde die nächste größere Unternehmung von einem anonymen Interessenten aus Schwaben betrieben. Er täuschte vor, ein vorderösterreichischer Beamter zu sein und erlangte mit einem gefälschten kaiserlichen Schreiben die obrigkeitliche Erlaubnis, mit geistlicher Unterstützung an mehreren verdächtigen Orten nach Schätzen zu suchen.

Wie gering entsprechende Unternehmungen noch bis in die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts im volkstümlichen Magierrepertoire verankert waren, lässt sich an der Wirkung erkennen, die ein schwäbischer Bettler mit solchen Zeremonien um 1730 im Montafon erzielte. Bald darauf dürften sich schatzgräberische Praktiken aber in der Bevölkerung stärker verbreitet haben. Wie weit der Umstand, dass diese um 1748 zum ersten Mal Niederschlag in einem regionalen Gesetzestext fanden, darauf oder auf einen allgemeinen Trend der Normierung zurückzuführen ist, kann anhand des vorliegenden Quellenmaterials nicht festgestellt werden. Als sich die regionale Obrigkeit etwa zwei Jahrzehnte später dazu veranlasst sah, noch schärfer gegen die Schatzgräberei vorzugehen, spielte jedenfalls deren zunehmende Verbreitung in der Bevölkerung gewiss eine Rolle. Damals scheinen solche magischen Bereicherungsversuche vornehmlich von Einheimischen unternommen worden zu sein, manchmal sogar gänzlich ohne Mithilfe irgendwelcher Fachleute. In den meisten Fällen aber versicherten sich die Interessenten der Unterstützung durch Exorzisten – vornehmlich aus den Reihen der Geistlichkeit – und Alchemisten. Als ein weltlicher Spezialist beider Fachgebiete und zahlreicher weiterer, wie etwa der Rutengängerei oder Hellscherei, wirkte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Bregenzerwälder Schuster Kaspar Greißing, der mit seinen Auftritten ganze Landstriche in Unruhe zu

¹¹³ MARCO FRENSCHKOWSKI, Einleitung, in: HEINRICH CORNELIUS AGRIPPA VON NETTESHEIM, Die magischen Werke und weitere Renaissancetraktate, hg. von MARCO FRENSCHKOWSKI, Wiesbaden 2008, S. 23 f.

¹¹⁴ BENEDIKTER, Hexen (wie Anm. 44), S. 232 und 246; HANSJÖRG RABANSER, Hexenwahn. Schicksale und Hintergründe. Die Tiroler Hexenprozesse, Innsbruck/Wien 2006, S. 190–192; BEHRINGER, Hexenverfolgung (wie Anm. 5), S. 348; auch in Oberösterreich: vgl. SCHEUTZ, Hexen- und Magieforschung (wie Anm. 28), S. 198.

versetzen vermochte. Bei ihm vermischten sich kirchliche und volksmagische Vorstellungen mit esoterischen Praktiken. In dieser zweiten Phase der Schatzgräberei ist von Betrug noch eher selten die Rede.

In einem dritten Abschnitt, der ungefähr die letzten anderthalb Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts umfasste, standen die esoterischen Aspekte im Vordergrund. Geistliche Exorzisten, wie etwa der bekannte Johann Joseph Gassner aus dem Klostertal, traten damals vornehmlich bei der Bekämpfung des Teufels als Verursacher von Krankheiten hervor.¹¹⁵ Als Schatzgräber wirkten im Vorarlberger Raum nunmehr magische Fachleute, die in dieser Form – vielleicht mit Ausnahme Greißings – davor nicht dokumentiert sind. Ihr herausragender Vertreter war der ausgebildete Metallurg und Bergfachmann Franz Peter Hagspiel aus Hittisau, der sich für einige Zeit in Bings bei Bludenz niederließ. Er war Mitglied einer Gruppe, die sich „Chymischer Bund vom Goldenen Kreuz“ nannte und als deren Haupt wohl der Graubündner Geistliche Johann Margreth zu betrachten ist. Davon, dass der einzige Zweck dieser Vereinigung die Erleichterung von Betrügereien war, wie es ihr von den aufgeklärten Gegnern unterstellt wurde, ist nicht auszugehen. Vermutlich war es Hagspiel ähnlich ergangen, wie es im Buch des vermeintlichen Barons von Ruesenstein zu lesen ist: „[...] doch war mir mein Herz allzeit in dieser Kunst entzündet, und hat mich Tag und Nacht getrieben zum Bücher lesen und studiren, welche von dergleichen Kunst durch die Alten beschrieben worden [...]“.¹¹⁶ Verfügte man über keine hohen Eigenmittel, führte dieses Bestreben fast notgedrungen ins berufliche und gesellschaftliche Abseits. Der Weg in die Randständigkeit war vorgezeichnet und fand in den geschlossenen Denkmustern der Esoterik ebenso seine Rechtfertigung wie schließlich auch Betrug und Verbrechen („Narrenstrafer“). Hinter Hagspiels außergewöhnlicher Laufbahn verbergen sich eine tiefe menschliche Tragik und die Krise eines überkommenen Weltbilds.

In der vierten Phase der schatzgräberischen Aktivitäten in Vorarlberg und Liechtenstein, die etwa die ersten beiden Drittel des 19. Jahrhunderts umfasste, scheinen die esoterischen wieder zusehends von religiösen Vorstellungen überlagert worden zu sein. Genauere Untersuchungen dazu stehen jedoch noch aus.

¹¹⁵ Vgl. MANFRED TSCHAIKNER, Teufelsvorstellungen im frühneuzeitlichen Vorarlberg und Liechtenstein (Verba volant 68. Onlinebeiträge des Vorarlberger Landesarchivs), Bregenz 2009, S. 12 f. URL: <http://www.vorarlberg.gv.at/pdf/vv68mtteufel.pdf>.

¹¹⁶ BARON VON RUESENSTEIN, Auserlesene chymische Universal und Particular Prozesse, Frankfurt/Leipzig 1754, unpaginiertes Vorwort.

„Und wann lernen wir Berndeutsch?“

Zur Alphabetisierung fremdsprachiger Erwachsener in der Bundeshauptstadt

Michael Bärmann

1. Migration und Alphabetisierung: Das Institut FORMAZIONE Bern als Regionalstelle der Stiftung ECAP¹

Zu Beginn der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, im Zuge einer massiven Migrationsbewegung aus Italien in die Schweiz, gründete die italienische Gewerkschaft CGIL („Confederazione Generale Italiana del Lavoro“) in Basel und Zürich eine Schule für italienische Migrantinnen und Migranten. Nach einer ausgedehnten Phase des Wachstums auf dem Bildungs- und Ausbildungssektor wurde dieses Institut im Jahr 1984 in eine Stiftung schweizerischen Rechts umgewandelt, die in der Folgezeit nicht nur Kooperationsvereinbarungen mit dem „Schweizerischen Gewerkschaftsbund“ (SGB), sondern auch mit der spanischen Gewerkschaft „Comisiones Obreras“ (CCOO) (1994) sowie mit der portugiesischen „Confederação Geral dos Trabalhadores Portugueses“ (CGTP) (1996) einging. Als gemeinnützige Non-Profit-Organisation verfolgt die heute unter der Kurzbezeichnung ECAP² firmierende Einrichtung inzwischen das erklärte Hauptziel, die Bildung jüngerer wie auch älterer Erwachsener (insbesondere der Migrantinnen und Migranten) sowie der wenig qualifizierten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in der Schweiz zu unterstützen, um die private und berufliche Integration zugewanderter Personen tatkräftig zu fördern und so einen aktiven Beitrag für den Erwerb wie auch für die Festigung der kognitiven Mittel und Kenntnisse zu leisten, die für ein autonomes und verantwortungsvolles Leben in unserer sich rasch wandelnden modernen Gesellschaft unverzichtbar sind. Die sich aus dieser ambitionierten Programmatik ergebenden Aktivitäten lassen sich einer ganzen Reihe von Tätigkeitsbereichen, die den beiden Hauptschwerpunkten Erwachsenenbildung und Forschung verpflichtet sind, zuordnen: Außer der Allgemeinbildung im weiteren Sinn stehen vor allem die Vermittlung von Sprachkenntnissen sowie die berufliche Bildung der in der Schweiz lebenden ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer im Vordergrund, woraus sich zugleich die

¹ Die folgende Skizze basiert im Wesentlichen auf dem sogenannten „Leitbild“ sowie auf dem offiziellen „Kurzporträt“ der Stiftung ECAP. Beide Texte haben (*mutatis mutandis*) sowohl in die in der Regel jährlich erscheinenden Geschäftsberichte als auch in die gedruckten Kursprogramme der einzelnen Regionalstellen (hierzu siehe die weiteren Ausführungen des vorliegenden Beitrags) Eingang gefunden. Die gegen Schluss des einleitenden Abschnitts angegebenen Kennzahlen sind hingegen dem Jahresbericht 2006 entnommen. Siehe: ECAP: Jahresbericht 2006. Rapporto d’Attività 2006 [o. O. 2007], bes. S. 4, 6 und 12. Weitere Informationen (auch die Geschäftsberichte der Jahre 2001, 2002, 2003 und 2004) sind darüber hinaus auf den Internetseiten www.ecap.ch bzw. www.formazioneberna.ch einsehbar.

² Die Versalien stehen für die selbst in Insiderkreisen kaum bekannte Bezeichnung „ENTE CONFEDERALE ADDESTRAMENTO PROFESSIONALE“. Der vollständige Name lautet „ECAP. Berufs-, Weiterbildungs- und Forschungsinstitut“.

Notwendigkeit ergibt, sowohl spezifisch ausgerichtete ErwachsenenbildnerInnen als auch Sprach- und KulturvermittlerInnen auszubilden. Hand in Hand mit verschiedenen Forschungsaktivitäten nicht nur zum Bildungsbedarf, sondern auch zu den sozialen Auswirkungen von Bildung gehen sodann die Publikation von Forschungsarbeiten, Reflexionsbeiträgen und didaktischem Material verbunden mit der Projektierung, Durchführung und Evaluation neuer Bildungsmodelle, der Organisation von Tagungen und Studienseminaren sowie der Teilnahme an und Förderung von länderübergreifenden Bildungsbemühungen. Dabei beschränken sich die soeben ins Feld geführten Aktivitäten der Stiftung längst nicht mehr auf die beiden Gründungsstädte Basel und Zürich. Vielmehr ist das im Lauf der Jahre und Jahrzehnte zunehmend breiter gewordene Bildungsangebot mittlerweile in insgesamt 14 Kantonen zugänglich und wird aktuell von insgesamt acht sogenannten ‚Regionalstellen‘ aus (mit Sitzen in Aarau, Basel, Bern, Lamone [nördlich von Lugano, Kt. Tessin], Luzern, Solothurn, Winterthur und Zürich) geleitet. Die finanziellen Mittel stammen nicht nur aus Beiträgen öffentlicher Institutionen der Schweiz, sondern auch aus den verschiedenen Herkunftsländern der Migrantinnen und Migranten, vor allem jedoch aus dem Pool der Kursgebühren sowie aus den Einkünften aus dem Verkauf von Büchern und didaktischem Material. In Zahlen ausgedrückt, lässt sich die Stiftung wie folgt einordnen: Die ECAP ist heute die drittgrößte Organisation im Bereich der Erwachsenenbildung in der Schweiz. Im Jahr 2006 zählte sie insgesamt 484 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Gesamtzahl der Unterrichtseinheiten belief sich im genannten Zeitraum auf 92.061 Lektionen, die sich auf 2.333 Veranstaltungen mit 28.468 Teilnehmenden verteilten.

Die Regionalstelle Bern nimmt innerhalb der Stiftung insofern eine Sonderstellung ein, als sie zum einen nicht primär unter der überregionalen Bezeichnung ECAP firmiert, sondern in der Regel als ‚FORMAZIONE Bern‘ bezeichnet wird (was selbst in Kreisen der ECAP-MitarbeiterInnen aus entfernten Regionen häufig zu Nachfragen nach der ‚eigentlichen Zugehörigkeit‘ der Berner Regionalstelle führt). Zusätzlich verkompliziert werden die Verhältnisse durch den Umstand, dass FORMAZIONE vor wenigen Jahren auch in der nahe gelegenen Stadt Biel (frz. Bienne/Kt. Bern) ansässig wurde und man somit im Grunde von zwei ‚Sitzen‘ der Regionalstelle auszugehen hat, deren administratives Zentrum jedoch nach wie vor in der Bundeshauptstadt beheimatet ist. Der in der Bezeichnung der Regionalstelle sich manifestierende ‚Sonderstatus‘ Berns hat historische Gründe, die im Rahmen unserer Ausführungen nicht eingehend diskutiert werden müssen; wichtig scheint mir jedoch darauf hinzuweisen, dass der Bildungs- und Forschungsauftrag, der dem Berner bzw. Bieler Kursangebot abzulesen ist, sowohl in formaler als auch in inhaltlicher Hinsicht dem übergeordneten Ganzen verpflichtet ist.

2. Die Alphabetisierungskurse

Innerhalb des breiten Gesamtspektrums der im einleitenden Abschnitt in gebotener Kürze referierten Tätigkeitsbereiche erfüllen die Alphabetisierungskurse eine doppelte Funktion: Zum einen stehen diese Lehrveranstaltungen Personen offen, die sich auf der Suche nach einer Arbeitsstelle befinden, andererseits spielen sie eine kaum zu unterschätzende Rolle im Segment Sprache und Integration.³ (Übrigens bildeten die Kurse für Stellensuchende im Berichtsjahr

³ Hierzu siehe etwa wieder den ECAP-Jahresbericht 2006 (wie Anm. 1), hier S. 8. Ergänzend hierzu sei auf die ‚Statistik der Alphabetisierungskurse‘ (untersuchter Zeitraum: 2000–2004) hingewiesen, die im Juni 2005 erstellt wurde. Diese detaillierte Auswertung umfasst die entsprechenden Lehrveranstaltungen sämtlicher be-

2006 mit einem ausgewiesenen Anteil von 58% den Hauptschwerpunkt der ECAP-Aktivitäten.⁴⁾ Der Vollständigkeit halber sei außerdem darauf hingewiesen, dass sich hinter der in den Kursausschreibungen der ECAP aufgeführten Bezeichnung ‚Alphabetisierung‘ zusätzlich das Angebot eines Fortsetzungskurses verbirgt, der unter dem Begriff ‚Nachalphabetisierung‘ subsumiert wird: Während sich das Zielpublikum der Basisveranstaltung aus Teilnehmenden zusammensetzt, die keine oder nur minimale Kenntnisse des westeuropäischen Schriftsystems besitzen, wendet sich der Nachfolgekurs im Allgemeinen an Personen, die selbst kurze und relativ einfache Sätze, die auf einem vergleichsweise bescheidenen sprachlichen Niveau liegen, nur unter erheblichen Schwierigkeiten lesen und verstehen können und wesentlich langsamer und unbeholfener als KursteilnehmerInnen in regulären Deutschkursen zu Papier bringen. Die Lernziele dieser Kurse sind rasch umrissen: Außer dem Erwerb sowie der Festigung der Lese- und Schreibtechnik soll parallel hierzu auch der Umgang mit einfachsten Zahlen vermittelt und trainiert werden. Im Idealfall erarbeiten sich die Teilnehmenden darüber hinaus die Grundkenntnisse der deutschen Sprache, was den Zugang zum weiter führenden Erwachsenenbildungsangebot ermöglichen und letztlich für die Vorbereitung auf einen Deutschkurs dienlich sein kann. Dass der Erwerb der ‚alten Kulturtechniken‘ Lesen und Schreiben beim Abbau von Lernhemmnissen und Ängsten sowie bei der Verbesserung der sozialen und beruflichen Integration wichtige Dienste leistet, scheint evident und sei an dieser Stelle lediglich am Rande erwähnt.

Nicht zuletzt in organisatorischer Hinsicht ergeben sich im Vergleich zum konventionellen Schulunterricht einige bedeutsame Unterschiede: Die Teilnehmenden besuchen die ‚Alpha-Kurse‘, wie sie gemeinhin genannt werden, in der Regel über einen Zeitraum von acht Wochen hinweg.⁵ In diesen zwei Monaten gelangen die Schülerinnen und Schüler in den Genuss von insgesamt 120 Lektionen à 45 Minuten, die gleichmäßig über die Arbeitswoche verteilt sind. Hieraus ergibt sich ein Tagespensum von drei Lektionen (bzw. 135 Minuten), die in Bern jeweils nachmittags stattfinden. Die Teilnehmenden bewegen sich somit innerhalb eines äußerst knapp bemessenen Zeitrahmens, ist es doch alles andere als einfach, sich im Verlauf von insgesamt nur 40 Kurstagen nahezu das gesamte Alphabet mit seinen Groß- und Kleinbuchstaben, Umlauten, Diphtongen und speziellen Lautgruppen nebst den einfachsten Zahlen aktiv anzueignen.

Eingangs dieses Beitrags wurde bereits darauf hingewiesen, dass die historischen Wurzeln der Stiftung ECAP letztlich in der massiven Migrationsbewegung der frühen 1970er Jahre zu suchen sind. Diese Ursprünge, die noch in der Bezeichnung der Berner Regionalstelle aufscheinen (ital. ‚formazione‘ = ‚Bildung‘/‚Ausbildung‘), erwecken unwillkürlich den Eindruck, die KursteilnehmerInnen rekrutierten sich nach wie vor überwiegend aus dem italienischen Sprachraum. Dem ist jedoch gerade nicht so, haben hinsichtlich der Zusammensetzung der Kurse doch schon vor längerer Zeit tief greifende Veränderungen stattgefunden, die auch und vor allem hinsicht-

teiligter Regionalstellen und berücksichtigt dabei erstmals auch das Berner Kursangebot. Zur Situation in Bern siehe etwa MANUELA RYTER, „Wie schreibt man ‚Schuh‘?“. Mit Abc-Kursen gegen die gesellschaftliche und berufliche Isolation von Migrantinnen und Migranten, in: Der Bund (Berner Tageszeitung) vom 27. August 2004, S. 25. Darüber hinaus sei auf einen Fernsehbericht zum Thema Analphabetismus hingewiesen, der am 25. Juli 2006 im italienischsprachigen ‚Telegiornale‘ des TV-Senders RTSI 1 ausgestrahlt wurde (homepage: www.rtsi.ch).

⁴ Hierzu siehe etwa wieder den ECAP-Jahresbericht 2006 (wie Anm. 1), hier S. 8.

⁵ Derselbe Zeitraum ist übrigens auch für die Nachalphabetisierungskurse vorgesehen.

lich der spezifischen Lehr- und Lerntechniken alsbald gravierende Folgen zeitigten.⁶ Einige der in diesem Problemzusammenhang verhältnismäßig häufig zu beobachtenden Phänomene seien im Folgenden anhand der gerade in den vergangenen Jahren stetig gewachsenen ‚Fraktionen‘ der arabischsprachigen KursteilnehmerInnen exemplarisch verdeutlicht.

3. Araber und Maghrebiner

Vorab gilt es allerdings festzuhalten: ‚die Araberin‘ oder ‚den Araber‘ gibt es nicht. Wir haben stattdessen vielmehr von einem Kreis von Personen auszugehen, dessen einzelne Mitglieder als Muttersprache in der Regel das Arabische sprechen. Während nämlich Teilnehmende, die von der arabischen Halbinsel, also aus dem ehemaligen Kerngebiet des islamischen Weltreichs, stammen, gerade in den Alphakursen eher zu den Ausnahmefällen gehören, begegnen uns hier überwiegend Staatsangehörige Marokkos, Algeriens und Tunesiens. Bei diesen Schülerinnen und Schülern handelt es sich somit meist um frühere Bewohner des Westteils der arabisch-muslimischen Welt, die unter der Bezeichnung ‚Maghreb-Staaten‘ zusammengefasst werden (arab. ‚al-maghrib‘ = ‚der Westen‘).⁷ Als ehemalige französische Kolonialgebiete haben diese politischen Gebilde nicht selten ein wechselvolles Schicksal durchlaufen, das sich nicht zuletzt etwa im Œuvre des aus Algerien stammenden Literaturnobelpreisträgers Albert Camus (1913–1960) oder im heute weit weniger bekannten wissenschaftlich-literarischen Gesamtwerk des in Paris lebenden Schriftstellers, Soziologen und Literatursoziologen Albert Memmi (geb. 1920 in Tunis als Sohn einer berberischen Mutter und eines jüdischen Vaters!)⁸ niedergeschlagen hat. Dabei markiert die koloniale Vergangenheit des maghrebischen Kulturraums zugleich das Spannungsfeld, in dem sich selbst Personen, die kaum oder nur schwach alphabetisiert sind,⁹ geschweige denn in den Genuss auch nur der Anfangsgründe einer regulären Volksschulbildung gelangt sind, mitunter bewegen, ist es doch in der Regel die französische Sprache, die – wenn auch häufig lediglich in mündlicher Form – erste ‚Haftpunkte‘ für eine weiter reichende Orien-

⁶ Seit dem Start der Alphabetisierungskurse im Februar 2004 hat nur eine einzige Person italienischer Herkunft eine solche Lehrveranstaltung besucht. Ob dies für oder gegen das heimische Bildungssystem spricht, sei dahingestellt, ist die Statistik der Teilnehmerzahlen, wie die Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt haben, für die zugrunde liegende Problematik doch alles andere als repräsentativ!

⁷ Zu den drei genannten Kernländern des Maghreb gehören außerdem noch Libyen und Mauretanien. Eine allgemeine Übersicht über die verschiedenen Teilregionen der arabischen Welt bietet jedes einschlägige Lehrwerk des Arabischen. Siehe neuerdings etwa wieder KATHRIN FIETZ, Langenscheidt – Praktisches Lehrbuch Arabisch, Berlin 2007, S. 14 f. Hierzu vgl. jetzt auch das übersichtliche ‚Organigramm‘ zu den arabischen Dialekten in NICOLAS LABASQUE, Salam! Arabisch für Anfänger. Lehrbuch mit Audio-CD, Stuttgart 2008, S. 58 f.

⁸ Siehe etwa: ALBERT MEMMI, Die Salzsäule. Biographischer Roman, mit einem Vorwort von ALBERT CAMUS, aus dem Französischen übersetzt von GERHARD M. NEUMANN (eva-Taschenbuch, Bd. 230), Hamburg 1995; dazu: I[NGRID] SCHW[AMBORN] und E[RNSTPETER] R[UHE], Art. Albert Memmi, in: Kindlers Neues Literatur Lexikon, Bd. 11, München 1990, S. 510–513, bes. S. 512 f. (m. Lit.).

⁹ Wie stark verbreitet der Analphabetismus in Nordafrika nach wie vor ist, illustrieren die Verhältnisse in den Staaten Marokko und Tunesien in drastischer Weise: In Marokko beträgt die Analphabetenrate unter Männern 40%, bei Frauen sogar 66%, während in Tunesien ‚nur‘ 21% der Männer und 42% der Frauen weder lesen noch schreiben können. Quelle: HARALD HAARMANN, Sprachen-Almanach. Zahlen und Fakten zu allen Sprachen der Welt, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 160 f. und 184 f. Der von der ECAP im Juni 2005 erstellten allgemeinen ‚Statistik der Alphabetisierungskurse‘ lässt sich übrigens entnehmen, dass im Zeitraum von 2000 bis 2004 bei den Teilnehmenden die Frauenquote 74% betrug.

tierung auch im Alltag der Deutschschweiz liefert. Im konkreten Fall Tunesiens gestalten sich die sprachökologischen Verhältnisse in etwa folgendermaßen:¹⁰ Arabisch ist in gesprochener Form (als Variante Tunesisch-Arabisch) die Hauptlandessprache und alleinige Amtssprache (Standardarabisch). Letztere, die man auch als ‚Hocharabisch‘ bezeichnet, dominiert zwar auch im Ausbildungswesen, doch fungiert das Französische inzwischen als zweite Unterrichtssprache.¹¹ Da trotz der seit der Unabhängigkeit Tunesiens (1956) erzielten Fortschritte im Bildungswesen vor allem in ländlichen Gebieten die Analphabetenquote nach wie vor exorbitant hoch zu sein scheint,¹² wird man davon ausgehen dürfen, dass das Bildungssystem längst nicht der breiten Bevölkerungsmehrheit offen steht, sondern sich vermutlich auf den urbanen Raum mit seinen vielfältigen Bildungsangeboten konzentriert.

Wie dem auch sei: Die zuständigen Arbeitsvermittlungs-, Sozial- oder gar Asylbehörden melden Personen für Alphabetisierungskurse an (im Fachjargon als ‚verfügen‘ bezeichnet), die als Abkömmlinge der besagten nordafrikanischen Staaten während der vorbereitenden ‚Diagnosephase‘¹³ zwar ein akkurates Arabisch zu Papier bringen sowie neben der ihrem jeweiligen Herkunftsland zuzuordnenden Sprachvariante des Arabischen (z. B. Tunesisch-Arabisch) einige Brocken Französisch sprechen und verstehen, was den Umgang mit dem westeuropäischen Schriftsystem betrifft, jedoch weitgehend Neuland betreten.¹⁴ Für KursteilnehmerInnen, die aus den modernen ‚Touristenzonen‘ stammen, gilt darüber hinaus, dass sie nicht selten rudimentäre Kenntnisse des Standarddeutschen, ja sogar des Schweizerdeutschen mitbringen, ohne dass sich in jedem Fall eindeutig klären ließe, wo, wann und unter welchen Begleitumständen diese erworben wurden.¹⁵ Dies führt in zahlreichen Fällen zu einer geradezu kuriosen Sprachmischung, die es im weiteren Verlauf eines Kurses regelrecht zu entzerren gilt.

¹⁰ Das Folgende nach HAARMANN, Sprachen-Almanach (wie Anm. 9), S. 185.

¹¹ An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die Regionalstelle Biel schon seit längerem einen ‚Cours d’alphabétisation en français‘ im Kursprogramm führt, der sich ausschließlich an die Adresse erwachsener Personen, die Französisch sprechen, wendet. Im (zweisprachigen) Biel werden somit – je nach Bedarf – sowohl deutschsprachige als auch französischsprachige Alphabetisierungskurse durchgeführt, während in Bern lediglich deutschsprachige Kurse stattfinden.

¹² Im Jahre 1990 betrug sie mehr als 60%!

¹³ Als ‚Diagnosephase‘ wird die Frühphase eines Alphabetisierungskurses bezeichnet. Während dieses Abschnitts wird nicht nur mit der erforderlichen Behutsamkeit und Umsicht die private und berufliche Gesamtsituation erfragt, sondern auch möglichst detailliert ermittelt, ob und wie weit sich die Teilnehmenden bereits in früherer Zeit Sprach-, Schreib- oder Lesekenntnisse angeeignet haben, sei dies nun im Rahmen eines ‚ordentlichen‘ Schulunterrichts oder aber etwa im privaten (z. B. familiären) Bereich.

¹⁴ Anderes kommt hinzu: Für den ‚Fall Marokko‘ ist beispielsweise geltend zu machen, dass die Bevölkerung dieses Landes lediglich zur Hälfte aus arabischen Marokkanern besteht. 30 bis 40% der Einwohner sind hingegen Berber, also Angehörige jener Volksgruppe, die bereits vor der arabisch-islamischen Invasion in Nordafrika lebte. So kann es auch kaum verwundern, dass mehr als 40% der Marokkaner eine der berberischen Sprachen als Muttersprache sprechen. Hierzu siehe wieder HAARMANN, Sprachen-Almanach (wie Anm. 9), S. 161. Einführende Literatur zu den historischen Aspekten: H[ANS]-R[UDOLF] SINGER, Art. Berber, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 1, Stuttgart/Weimar 1980, Sp. 1930 f. (Singer veranschlagt die ‚Berberquote‘ in Marokko auf 40–45% [ebd., Sp. 1930]!).

¹⁵ Anekdotischen Wert hat beispielsweise die immer wieder registrierte Erwähnung des hochalemannischen ‚Chuchichäschtlī‘, das nichts anderes als den Küchenschrank bezeichnet. Dieses Wort, dem die Maghrebiner nicht selten eine arabische Färbung nachsagen, wurde in der Regel in den touristischen Zentren erworben, kehrt somit aus einem reinen Marketingkontext in die Schweiz zurück und wird auf diese Art und Weise erst sekundär Teil des aktiven Sprachschatzes. Dasselbe gilt für die prononcierte Erwähnung des ‚Wägeli‘ mit den ‚Rössli‘, mit dem Pauschaltouristen in den ‚touristisch erschlossenen‘ Gebieten umhergekartet werden. Die Liste dieser geradezu bizarr anmutenden Helvetismen ließe sich beliebig verlängern.

4. Zu einigen unterrichtspraktischen Fragen und Problemen

Wie aber eignen sich nun – um bei unserer exemplarisch ausgewählten Zielgruppe zu bleiben – Personen aus dem Maghreb die alten Kulturtechniken des Lesens und Schreibens an? Rücken wir einmal diejenigen Kursteilnehmenden ins Blickfeld, die bereits in ihrer Heimat – will heißen: in ihrem Herkunftsland – den Gebrauch der arabischen Schrift mehr oder weniger gut erlernt haben, so stellen wir fest, dass verschiedene gravierende Unterschiede zum westeuropäischen Schriftsystem eine Alphabetisierung ganz erheblich erschweren. Ich beschränke mich im Folgenden auf einige grundlegende Feststellungen: Zwar liegt uns mit der arabischen Schrift ein alphabetisches Buchstabensystem vor,¹⁶ doch ist dieses – im Gegensatz zum hierzulande gebräuchlichen Alphabet – linksläufig und kennt statt der uns vertrauten Groß- bzw. Kleinschreibung eine hiervon in wesentlicher Hinsicht abweichende Formenpalette: Die arabische Schrift setzt sich aus insgesamt 28 Zeichen für die Konsonanten und die Langvokale â, î und û zusammen, die zwar jeweils in einer unveränderlichen Grundform vorliegen und innerhalb eines Wortes miteinander verbunden geschrieben oder gedruckt werden, allerdings nur insofern sie sich nach links verbinden lassen. Wir haben somit von jeweils vier grafischen Formen auszugehen, die je nach Position des jeweiligen Buchstabens wechseln (isoliert, nach links, von rechts oder von beiden Seiten verbunden). Hinzu kommt, dass es innerhalb dieses Systems zwar Zeichen für Vokale gibt, jedoch sowohl die Kurzvokale (a, i, u) als auch die Vokallosgkeit und auch die Verdoppelung eines Konsonanten in der Regel nicht geschrieben werden, sondern lediglich (bei Bedarf, z. B. in wichtigen Texten wie etwa im Koran¹⁷ oder in juristischen Kontexten) mittels spezifischer Hilfszeichen über und unter der Schriftlinie, also in Form grafischer Beizeichen, Eingang ins Schriftbild finden. Irritierend ist darüber hinaus der Umstand, dass die drei bereits genannten Grundvokale a, i und u (d. h. deren Kurzformen) bzw. â, î und û (d. h. deren Langformen) keinen absoluten Klang besitzen, sondern ganz unterschiedliche Schattierungen aufweisen. So gibt beispielsweise der a-Vokal eine große Realisierungsbreite zu erkennen, kann er doch bis zum e palatalisiert und bis zum o velarisiert werden. Auch eine Velarisierung von kurzem i zu e und kurzem u zu o liegt im Bereich des Möglichen.¹⁸

¹⁶ Zum Folgenden siehe etwa [VERONIKA] WI[LBERTZ], Art. Arabische Schrift, in: Metzler-Lexikon Sprache, hg. von HELMUT GLÜCK, Stuttgart, 3. neu bearb. Aufl. 2005, S. 52 ff. (mit Buchstabentabelle). Eine geradezu enzyklopädische Fülle von Schriftsystemen, die den Kursleitenden nicht selten wertvolle Hinweise auf ‚Vorkenntnisse‘ der Teilnehmenden liefern, bietet immer noch das bis heute aufgelegte Nachschlagewerk: Das Buch der Schrift enthaltend die Schriftzeichen und Alphabete aller Zeiten und aller Völker des Erdkreises, zusammengestellt und erläutert von CARL FAULMANN, Wien, 2. verm. und verb. Aufl. 1880 (unveränd. Nachdruck Wiesbaden 2004). Historische Aspekte behandelt HARALD HAARMANN, Geschichte der Schrift (Beck’sche Reihe, Bd. 2198), München 2002; weiter: TORE JANSON, Eine kurze Geschichte der Sprachen, aus dem Englischen übers. von MARTINA WIESE, Heidelberg/Berlin 2003; STEVEN ROGER FISCHER, Eine kleine Geschichte der Sprache, aus dem Englischen von ANDREAS SIMON, Frankfurt/New York 1999.

¹⁷ Einen ersten Eindruck hiervon vermittelt etwa die vorbildliche zweisprachige Ausgabe: Der Koran. Arabisch-Deutsch. Übersetzung und wissenschaftlicher Kommentar von ADEL THEODOR KHOURY, Bd. 1–12, Gütersloh 1990–2001.

¹⁸ Hierzu siehe etwa ISMAIL AMIN, Lehrgang Al-Manar. Arabisch für Deutschsprachige. Eine Einführung in das moderne Hocharabische. Elementarstufe, Zürich 2002, S. 1, 61. Die soeben beschriebene Varianz wird in zahlreichen ‚Schnellkursen‘, die inzwischen weite Verbreitung gefunden haben, schlichtweg ignoriert. Siehe etwa die folgenden ‚Einführungen‘: MAHMOUD GAAFAR, Your first 100 words in Arabic. Beginner’s Quick & Easy Guide to Demystifying Arabic Script, Illinois 1999; J. J. SCHMIDT, Arabisch ohne Mühe, übers. und bearb. von KATHARINA BOBZIN, illustr. von J.-L. GOUSSÉ, Bd. 1 (2 Teilbände; Bd. 2: Register),

Die soeben beschriebenen Charakteristika des Arabischen lassen bereits erahnen, mit welcherlei Irritationen die Kursleitenden schon auf der Elementarstufe einer Alphabetisierung zu rechnen haben. Selbst die in zunehmendem Maß an Popularität gewinnende ‚Reichen-Methode‘¹⁹ (Lernkonzept ‚Lesen durch Schreiben‘, realisiert im sogenannten ‚Werkstattunterricht‘) kann auch und gerade im Bereich der Erwachsenenbildung nur mit gebührender kritischer Distanz zur Anwendung kommen, wirkt sich der unreflektierte Gebrauch dieses zunächst durchaus Erfolg versprechenden Instruments, das ursprünglich im Rahmen des Erstlese- bzw. Erstschriftunterrichts entwickelt wurde,²⁰ doch im soeben referierten Kontext unter Umständen geradezu verheerend aus.

Zugleich erhebt sich die Frage, welche Lehrmittel auf dem Sektor der Erwachsenenbildung besonders geeignet sind. Um es vorweg zu nehmen: Das ideale Lehr- und Übungsbuch gibt es bis heute nicht. Geht man jedoch einmal davon aus, dass die Teilnehmenden der Alphabetisierungskurse zum einen relativ häufig lernungsgewohnt sind, sich andererseits jedoch aus Berufen oder – um es bescheidener auszudrücken: Tätigkeitsbereichen – rekrutieren, die man überwiegend den großen Segmenten Gastgewerbe/Service und Reinigung zurechnen kann, scheint es insgesamt naheliegend, gerade bei der Auswahl des Lehr- und Lernmaterials an fundamentale Alltagserfahrungen anzuknüpfen. Hier hat sich nun im Laufe der Zeit das von Elke Brandt, Karl-Heinz Brandt und Bernd Frohn herausgegebene ‚Alpha-Buch‘ als über weite Strecken hinweg durchaus praktikabel erwiesen. So weist dieses Lehrwerk nicht nur einen unkomplizierten und relativ übersichtlichen Aufbau aus, sondern rekuriert mit seinen Beispielwörtern auch auf Erfahrungsbereiche, die dem Gros der Teilnehmenden unmittelbar vertraut sein dürften.²¹ So wird beispielsweise der Großbuchstabe A über den Anlaut des Beispielwortes ‚Ananas‘ eingeführt,²² während sich der entsprechende Kleinbuchstabe über das Wortinnere der gleichen Vokabel ohne gravierende Probleme vermitteln lässt.²³ Anhand des gleichen Wortbilds werden sodann die verschiedenen Formen von N/n und S/s eingeführt,²⁴ gefolgt von Schreibübungen,²⁵

Chennevières-sur-Marne 2003. Hierzu vgl. auch die (auf Mehrbändigkeit angelegte) Einführung von KRISTEN BRUSTAD / MAHMOUD AL-BATAL / ABBAS AL-TONSI, *Alif baa with DVDs. Introduction to Arabic letters and sounds*, Washington D. C. ²2004. Unter völligem Verzicht auf das arabische Schriftsystem operiert KIRSTIN KABASCI, *Einstieg arabisch für Kurzschriftschlossene*, hg. von CHRISTOF KEHR, Ismaning 2006.

¹⁹ Hierzu siehe neuerdings wieder JÜRGEN REICHEN, *Hannah hat Kino im Kopf: Die REICHEN-Methode Lesen durch Schreiben* und ihre Hintergründe für LehrerInnen, Studierende und Eltern, Hamburg/Zürich ⁴2006 (m. Lit.), sowie das vom gleichen Autor nebst verschiedenen Mitarbeitern seit 1982 in Zürich herausgegebene reichhaltige Lehrwerk: *Lesen durch Schreiben. Leselehrgang, Schülermaterial und Lehrerkommentar*, das ich im Rahmen des vorliegenden Beitrags schon aus Platzgründen nicht in detaillierter Form bibliografisch ausweisen kann.

²⁰ Hierzu siehe etwa CHRISTA SCHENK, *Lesen und Schreiben lernen und lehren. Eine Didaktik des Erstlese- und Erstschriftunterrichts*, Baltmannsweiler 1997, S. 97–101 (mit Wiedergabe der von Reichen propagierten Buchstabentabelle [ebd., S. 98]); weiterführende Literatur: HANS BRÜGELMANN / ERIKA BRINKMANN, *Die Schrift erfinden. Beobachtungshilfen und methodische Ideen für einen offenen Anfangsunterricht im Lesen und Schreiben*, Lengwil 1998.

²¹ ELKE BRANDT / KARL-HEINZ BRANDT / BERND FROHN, *Das Alpha-Buch. Ein Alphabetisierungskurs*, Ismaning 1992. Weitere Lehrmittel aus dem Bereich der Alphabetisierung werden im Folgenden noch eingehender behandelt.

²² Siehe BRANDT / BRANDT / FROHN, *Das Alpha-Buch* (wie Anm. 21), S. 8.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd., S. 9 f.

²⁵ Ebd., S. 11.

die alsbald zum elementaren Lesetraining überleiten.²⁶ Die im ‚Alpha-Buch‘ behandelte Themenpalette weist insgesamt den Vorzug auf, über eine große Zahl konkreter Gegenstände des täglichen Lebens die grundlegenden Prinzipien unseres Schriftsystems zu vermitteln, die MigrantInnen quasi in jedem Supermarkt um die Ecke bewusst oder unbewusst abrufen können. Und die Liste solcher und ähnlicher Beispiele lässt sich fortsetzen: So werden etwa der Großbuchstabe B sowie der Kleinbuchstabe e über das Beispielwort ‚Banane‘ eingeführt,²⁷ gefolgt vom Groß- und Kleinbuchstaben T/t, die mittels der ‚Tomate‘ exemplifiziert werden²⁸ (unterbrochen von verschiedenen Schreib- und Leseübungen, die bereits in dieser relativ frühen Lernphase bis hin zum übersichtlich dargebotenen Kreuzworträtsel reichen.²⁹) Die in den soeben ins Feld geführten Beispielen erkennbare sogenannte ‚Anlautmethode‘³⁰ lässt sich problemlos mit der Reichen-Methode³¹ verbinden, so dass es letztlich kaum verwundert, dass man zum gegenwärtigen Zeitpunkt in zahlreichen Kursräumen dem sogenannten ‚Buchstabenort‘ bzw. ‚Buchstabenbogen‘ begegnet. Allerdings sind bei weitem nicht alle aus der Perspektive des Westeuropäers auf den ersten Blick geeigneten Wort- bzw. Bildbeispiele dem Schrifterwerb unbedingt förderlich. Ein besonders drastisches Exempel, das uns in den arabischen Kulturraum zurückführt, sei hier en passant geschildert: Eine aus der marokkanischen Handelsstadt Meknès (nördlich des Mittleren Atlas) stammende und bereits seit mehreren Jahren in der Schweiz ansässige Kursteilnehmerin, die aufgrund ihrer Vorkenntnisse und ihrer bemerkenswert hohen Motivation im Verlauf des Kurses sehr gute Lernresultate erzielt hatte, erhielt während der Schlussphase der Lehrveranstaltung Gelegenheit, das ‚Eu‘ kennen zu lernen, wandte sich jedoch unmittelbar nach der Konfrontation mit dem entsprechenden Bildfeld des Buchstabenbogens, das die Figur einer Eule zeigte,³² entsetzt ab. Was war geschehen? Im Rahmen eines klärenden Gesprächs stellte sich alsbald heraus, dass man in der Heimatregion der Kursteilnehmerin die Eule schon von alters her als bedrohliche Unheilbringerin betrachtet, deren Erscheinen häufig dem Tod eines nahestehenden Menschen vorausgeht. Ob diese Symbolik, die übrigens auch in unseren Breiten in ganz unterschiedlichen Ausprägungen bis heute nachweisbar ist,³³ für den gesamten arabischen Kulturraum gilt, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen,³⁴ das

²⁶ BRANDT / BRANDT / FROHN, Das Alpha-Buch (wie Anm. 21), S. 12.

²⁷ Ebd., S. 15 f.

²⁸ Ebd., S. 21.

²⁹ Ebd., S. 17–20, bes. S. 20.

³⁰ Eine allgemeine Übersicht zur vielfältigen Methodik der Leselehrverfahren (nebst zahlreichen Literaturhinweisen) bietet wieder SCHENK, Lesen und Schreiben lernen und lehren (wie Anm. 20), S. 71–105, hier bes. S. 76 (mit historischen Beispielen).

³¹ Hierzu siehe bereits oben (m. Anm. 19).

³² Siehe etwa wieder REICHEN, Hannah hat Kino im Kopf (wie Anm. 19), S. 22; dazu ebd., S. 23.

³³ Einführende Literatur: HELMUT HILLER, Lexikon des Aberglaubens, München 1986; weiter: [ARCHER] TAYLOR, Art. Eule, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 2, Berlin/Leipzig ³2000, Sp. 1073–1079 (m. Lit.). Zur Aktualität solcher Vorstellungen siehe neuerdings auch wieder WALTER GERLACH, Das neue Lexikon des Aberglaubens, Frankfurt a. M. 1998, S. 127 f. (Art. ‚Käuzchen‘!), wo es (S. 128) heißt: „Wenn jemand behauptet, er habe in der Todesstunde eines Familienangehörigen ein Käuzchen schreien hören, halten das nach einer 1967 im ‚Spiegel‘ veröffentlichten Umfrage immer noch 56 Prozent der Deutschen für möglich.“

³⁴ Einen literarisch geformten Parallelbeleg aus Tunesien bietet etwa die im vorliegenden Problemkontext aufschlussreiche Geschichte ‚Der Unglücksvogel‘ des ursprünglich aus dem Hinterland der Stadt Kairouan (südlich von Tunis) stammenden, heute in München lebenden Schriftstellers Hassouna Mosbahi (geb. 1950). Nachweis: HASSOUNA MOSBAHI, Der grüne Esel. Tunesische Erzählungen, aus dem Arabischen von REGINA KARACHOULI, München ²1999, S. 7–20. Ebd., S. 9, schildert der Autor, wie sich Milud, der Protar-

angeführte Beispiel zeigt jedoch, dass bereits bei der Auswahl des Wort- und Bildmaterials kulturgeschichtliche Vorgaben nach Möglichkeit berücksichtigt und so negative Rückkoppelungen mit den Lerninhalten möglichst vermieden werden sollten.³⁵

Die soeben skizzierte Problematik sei anhand eines weiteren Beispiels nochmals verdeutlicht: In Alphabetisierungskursen findet nicht selten das reichhaltige Unterrichtsmaterial, das Ursula Galiart und Susanne Büchler in ihrem speziell für die Alphabetisierung fremdsprachiger Erwachsener zugeschnittenen ‚Lehr- und Arbeitsbuch‘ übersichtlich aufbereitet haben, Verwendung.³⁶ Als Beispielwörter für den Buchstaben ‚U‘ finden wir hier ‚Uhr‘, ‚Unfall‘, ‚Uhu‘ und ‚Unterhose‘ nebst den dazugehörigen Bildwiedergaben.³⁷ Drei dieser vier Beispiele halte ich aufgrund eigener Unterrichtserfahrungen für ausgesprochen ‚belastet‘, um nicht zu sagen heikel: Während hinsichtlich der Verwendung der Uhr keinerlei gravierende Probleme auftreten, lassen sich in Bezug auf den Uhu ähnliche Beobachtungen anstellen wie im bereits geschilderten Fall der Eule.³⁸ Dass die bildliche Darstellung von Unterwäsche – und seien die entsprechenden Objekte auch noch so schematisch verallgemeinert – bei Teilnehmenden häufig Scham- und Peinlichkeitsgefühle auslöst, halte ich zumindest für bedenklich, bezüglich des Beispielwortes ‚Unfall‘ jedoch muss ich gestehen, dass ich erstaunt gewesen zu sein, als mehrere Teilnehmende – sie stammten übrigens wiederum aus Marokko – angesichts der Visualisierung einer Autokollision den Blick panikartig abwandten und mir gegenüber anschließend den Vorwurf erhoben, ich hätte mit dem gewählten Sujet ein solches Unglück geradezu heraufbeschworen, so dass man nun in nicht allzu ferner Zeit mit einem entsprechenden Schadensfall zu rechnen hätte. Nicht auszudenken, was im Fall des etwa bei Reichen belegten Beispielwortes

gonist seiner Geschichte, auf die Volksüberlieferung der Alten besinnt, wenn es heißt: „Nun erinnerte Milud sich auch wieder an den Spruch seiner weisen und frommen Vorfahren: *Setzt sich die Eule aufs Dach und schreit dabei, ist's mit dem Hausherrn bald aus und vorbei*. Auch seine bereits verstorbene Großmutter sprach jedes Mal, wenn sie eine Eule rufen hörte: *Gott wehre dem Bösen!*“. Eine hiervon abweichende Deutung der Eule (in ihrer Funktion als Traumsymbol!) bietet etwa: MUHAMMAD IBN SIRIN, Das arabische Traumbuch des Ibn Sirin, aus dem Arabischen übers. und komm. von HELMUT KLOPFER, mit einem Essay über Traumbücher von MICHAEL LACKNER (Diederichs Gelbe Reihe, Bd. 80), München 1989, S. 118 (aus Kap. 22: ‚Die Deutung von Raub- und anderen Vögeln‘): „Die *Eule* ist diebisch und schwach; sie hat keine Helfer und Freunde.“ (Der Originaltext stammt aus einer arabischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, die jedoch auf einer wesentlich älteren Vorlage basiert.)

³⁵ Übrigens führt das bereits mehrfach erwähnte ‚Alpha-Buch‘ (siehe oben, m. Anm. 21) das Buchstabenpaar ‚Eu‘ über das Zahlzeichen bzw. Zahlwort ‚9‘/‚neun‘ ein (S. 116). Ich persönlich habe darüber hinaus mit Wortbeispielen wie etwa ‚neu‘, ‚teuer‘ oder etwa ‚Euro‘ gute Lernresultate erzielt.

³⁶ URSULA GALIART / SUSANNE BÜCHLER, ABC. Alphabetisierung für fremdsprachige Erwachsene. Lehr- und Arbeitsbuch; Bd. 1: Buchstaben lesen und schreiben, mit Kommentar und Anregungen für den Unterricht; Bd. 2: Kopiervorlagen. Übungs- und Spielmaterial ABC 1, Widnau 2000; dazu: DIES., Kopiervorlagen. Übungs- und Spielmaterial ABC 2, Widnau 2001. In den in Bern und Biel veranstalteten Kursen kam darüber hinaus das sehr ansprechende Bildmaterial aus folgendem Werk, das in zahlreichen Sprachen erschienen ist, zum Einsatz: HEATHER AMERY / STEPHEN CARTWRIGHT, The Usborne Internet-linked first thousand words in German. With Internet-linked pronunciation guide, ed. by NICOLE IRVING, designed by ANDY GRIFFIN; German language consultant: ANKE KORNMÜLLER, London 2002.

³⁷ GALIART / BÜCHLER, ABC, Bd. 2 (wie Anm. 36) [o. P.] sowie in DIES., Kopiervorlagen (wie Anm. 36) [o. P.]. Das bereits genannte ‚Alpha-Buch‘ (siehe oben, m. Anm. 21) führt den Buchstaben über das (aus meiner Sicht unbelastete) Beispielwort ‚Butter‘ ein (S. 55).

³⁸ Wobei darauf hinzuweisen ist, dass auch Galiart und Büchler ‚Eule‘ (neben ‚Euter‘) als Anlautbeispiel benutzen. Siehe wieder GALIART / BÜCHLER, Kopiervorlagen (wie Anm. 36) [o. P.].

bzw. -bildes ‚Hexe‘ (für H/h) an Vorstellungen und Ängsten evoziert werden könnte ...³⁹ Immerhin wurden – wiederum im Rahmen klärender Gespräche – innerhalb der Lerngruppe nach und nach sogenannte ‚Schutzsuren‘ des Korans in die laufende Debatte eingebracht, die, so die Kundigen unter den Muslimen, gegen die verderbliche Wirkung dieser (und anderer) bösen Mächte zur Anwendung kommen könnten.⁴⁰ Dass ein Teilnehmer aus der Dominikanischen Republik sich nicht von seinen angeblich gesicherten Erkenntnissen abbringen ließ, Hexen seien verderbliche Wesen, die kleine Kinder entführten, ermordeten, kochten und anschließend verspeisten, sei hier nur am Rande erwähnt. Was hier an latenter Konfliktmaterial manifest werden könnte, würde man die Betroffenen mit Personen konfrontieren, die sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt selbst aktiv als Hexer oder Hexen betätigen,⁴¹ sprengt die Grenzen der Vorstellungskraft.

Die angeführten Beispiele leiten zur Frage über, mittels welcher Methode(n) die Schülerinnen und Schüler, die unsere Alphabetisierungskurse besuchen, teilweise viele Jahre, in manchen Fällen sogar bereits mehrere Jahrzehnte zuvor in ihren Herkunftsgebieten das ‚heimische‘ Schriftsystem kennen gelernt haben. Obwohl wir uns hinsichtlich dieser Fragestellung quasi der ‚Urszene‘ einer nicht selten gescheiterten Vermittlung der alten Kulturtechniken nähern und häufig auf völlig unerwartete Erklärungsmodelle für das sogenannte ‚schulische Versagen‘ stoßen,⁴² muss ich mich wiederum notgedrungen (weil auf einer relativ schmalen Erfahrungsbasis basierend) auf einige exemplarische ‚Fälle‘ beschränken.

Ich unternehme zunächst den Versuch, über eine (nicht zuletzt auch in bibliografischer Hinsicht) gangbare Seitenfährte das Problem zu skizzieren: Im Jahr 1999 erschien im Hamburger Verlag Borg die erste Auflage einer ‚Einführung in die arabische Sprache zum Lesen-, Schreiben-, Verstehen- und Sprechenlernen‘, die, wie der Haupttitel des Buches verrät, explizit an

³⁹ Hierzu siehe etwa wieder REICHEN, Hannah hat Kino im Kopf (wie Anm. 19), S. 98. Man betrachte aus dieser Perspektive einmal ein (an sich sehr ansprechendes) Werk wie etwa MARIA FORSTER / SABINE MARTSCHINKE, Diagnose und Förderung im Schriftspracherwerb. Leichter lesen und schreiben lernen mit der Hexe Susi. Übungen und Spiele zur Förderung der phonologischen Bewusstheit, illustriert von DOROTHEA LINDENBERG, Donauwörth⁴2005.

⁴⁰ Namentlich die mekkanischen Suren Nr. 113 (‚Das Frühlicht‘/,al-Falaq‘) und Nr. 114 (‚Die Menschen‘/,al-Nās‘), Ausgabe: Der Koran (wie Anm. 17), Bd. 12, S. 612–617 und S. 618–623. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass es – wie die Teilnehmenden später berichteten – in der Folge sogar zu intensiven telefonischen Kontakten mit muslimischen Gelehrten kam, die bei der Aufklärung der Sachverhalte quasi als letztinstanzliche Autorität eingeschaltet wurden.

⁴¹ Ohne auf Einzelheiten näher einzugehen, sei an dieser Stelle auf die entsprechenden Aktivitäten doch wenigstens hingewiesen. Ein vom Autor des vorliegenden Beitrags im Jahr 2002 an der Berner ‚Freizeitakademie‘ abgehaltenes Seminar zum Thema Hexen und Hexenprozesse im Raum Bern erfreute sich nicht nur lebhaften Zuspruchs, sondern mündete – im Anschluss an die weitgehend sachliche Auswertung historischer und literarischer Quellen – unversehens in die Demonstration eines sogenannten ‚Rituals‘, das von einer anscheinend mit der Materie durchaus vertrauten Teilnehmerin quasi als Kursabschluss dargeboten wurde. Neuere Literatur zur ‚Szene‘: BILL ELLIS, Art. Satanismus, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 11, Berlin 2004, Sp. 1131–1139; INGOLF CHRISTIANSEN, Satanismus. Faszination des Bösen, Gütersloh, 2. durchges. und aktual. Auflage 2003. Zu den historischen Aspekten siehe neuerdings auch wieder JOHANNES DILLINGER, Hexen und Magie. Eine historische Einführung (Historische Einführungen, Bd. 3), Frankfurt a. M./New York 2007; weiter: JOACHIM SCHMIDT, Satanismus. Mythos und Wirklichkeit, Marburg, 2. durchges. und aktual. Aufl. 2003.

⁴² Ein Beispiel: Ein aus Pakistan stammender Kursteilnehmer behauptete, bereits seit seiner Schulzeit unter massiven Schreibhemmungen zu leiden, weil er von seinem Lehrer häufig geschlagen worden sei. Er habe schon bei kleinsten Fehlern derart heftige Stockschläge auf seine Schreibhand verabreicht bekommen, dass es ihm bis heute nicht möglich sei, angstfrei mit einem Schreibwerkzeug umzugehen.

‚Kinder im Ausland‘ adressiert war.⁴³ Der als verantwortlicher Verfasser dieses Lehrmittels zeichnende Professor Dr. Tawfik Borg lässt in seinem am 12. September 1999 sowohl in Kairo als auch in Hamburg (sic!) abgeschlossenen Vorwort⁴⁴ klar erkennen, dass er sich einen Kreis von Rezipienten vorstellt, der weit über die im Außentitel seines Werkes genannte Personen-Gruppe hinausreicht, denn: „Dieses Buch [...] ist für arabische Kinder geschrieben, die im Ausland leben, sowie für ausländische Kinder, die in einem arabischen Land leben und Arabisch lernen möchten, um eine arabische Schule besuchen zu können.“⁴⁵ Dennoch liegt mit Borgs Einführung keineswegs ein Lehrbuch für Autodidakten vor, wendet sich der Verfasser in seinem Vorwort doch ausdrücklich an die „Arabischlehrer“,⁴⁶ denen zudem versichert wird: „In diesem Buch haben wir moderne pädagogische Methoden benutzt und den Buchstaben, das Wort oder den Ausdruck mit einem Bild verbunden.“⁴⁷ Und weiter: „Die Bilder sollen das Kind anspornen und Freude am Erlernen der Sprache vermitteln. Während des Schreibens haben wir dieses Buch mit Gruppen von Kindern verschiedenen Alters getestet. Das Ergebnis war überraschend und unerwartet gut. / Das Kind beginnt in diesem Buch mit dem arabischen Alphabet und wird Schritt für Schritt vorwärts geführt, bis es in der Lage ist, arabische Texte und Geschichten zu lesen und Arabisch zu sprechen.“⁴⁸ Wie sieht Borgs Vermittlungsmethode nun im Einzelnen aus? Hinsichtlich der Alphabetisierung denkbar einfach: Im Einstiegskapitel ‚Das arabische Alphabet‘ werden – im Grunde genommen auf der Basis herkömmlicher Verfahrensweisen – die einzelnen Buchstaben anhand von Bild- und Wortbeispielen eingeführt, so etwa das sogenannte ‚fe‘ (dies die arabische Bezeichnung für ‚f‘) über das Beispiel ‚Elefant‘ (arabisch ‚fil‘),⁴⁹ wobei jeweils drei leicht nachzuvollziehende Übungsschritte erfolgen, die der Autor des Lehrbuchs bereits im Vorwort darlegt, wenn er schreibt: „Der Buchstabe ist in Punkten vorgegeben, die das Kind verbindet, normal geschriebene Buchstaben, die es nachschreiben muß und *hohle* Buchstaben zum Ausmalen, wobei das Malen den Kindern viel Spaß macht und sehr anziehend für sie ist.“⁵⁰ Feiert in Borgs ‚Einführung‘ also zunächst die althergebrachte Anlautmethode fröhliche Urständ, – der Leiter eines Alphabetisierungskurses nimmt dies nicht oh-

⁴³ TAWFIK BORG, Arabisch für Kinder im Ausland. Einführung in die Arabische Sprache zum Lesen-, Schreiben-, Verstehen- und Sprechenlernen [mit arabischem Paralleltitel], Hamburg 1999. Der Autor bezeichnet das Druckerzeugnis als „Hauptbuch“ (S. 7), zu dem angeblich „in den nächsten Monaten“ sogenannte „Ergänzungsbücher“ erscheinen würden. Ein dem Vernehmen nach als Ergänzung gedachtes Lehrmittel mit dem Titel ‚Dialoge im Hocharabischen als Unterrichtssprache. Lehrer- und Elternbuch‘ war mir bedauerlicherweise nicht zugänglich.

⁴⁴ BORG, Arabisch für Kinder im Ausland (wie Anm. 43), S. 6 ff., wobei dem Impressum [vor S. 1, o. P.] zu entnehmen ist, dass sich der Autor als Angehöriger der „Sprachen- und Übersetzer-Fakultät der Abteilung für Germanistik“ an der renommierten Kairoer Al-Azhar Universität situiert. Dass die Beziehung zur genannten Hochschule – was auch immer unter dieser angeblichen Verbindung im vorliegenden Fall zu verstehen sein mag – in gewissen Kreisen geradezu als Gütesiegel angesehen und dementsprechend auch instrumentalisiert oder gar missbraucht wird, zeigen in letzter Zeit wieder die auch in der Fachwelt umstrittenen Veröffentlichungen eines unter dem Pseudonym ‚Mark A. Gabriel‘ publizierenden arabischen Autors. Siehe etwa DERS.: Jesus und Mohammed. Erstaunliche Unterschiede und überraschende Ähnlichkeiten, aus dem Englischen übertr. von CHRISTIAN RENDEL, Grärfelfing 2006, hier S. 297 und 298 (= Register, Stichwort ‚Al-Azhar-Universität‘).

⁴⁵ Zitiert nach BORG, Arabisch für Kinder im Ausland (wie Anm. 43), S. 6.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Zitiert nach ebd.

⁴⁸ Zitiert nach ebd., S. 6.

⁴⁹ Ebd., S. 22.

⁵⁰ Zitiert nach ebd., S. 6.

ne eine gewisse Erleichterung zur Kenntnis, kann er mit seinen eigenen Unterrichtsmethoden doch zumindest punktuell an Bekanntes anknüpfen –, so sieht sich der Interessierte angesichts eines zweiten Beispiels dieser Art mit einem veränderten Konzept konfrontiert: M. T. Ghalayinis Lehrwerk ‚Tamhîdî. Einführung‘, das 2004 im Verlag des Autors erschienen ist, weicht gleich in mehrfacher Hinsicht von Borgs Buch ab.⁵¹ Was an diesem Buch zunächst geradezu frappiert, ist der im Vergleich zu Borgs Konzeption nahezu vollständige Verzicht auf Bildmaterial, findet sich doch in Ghalayinis mit beträchtlichem drucktechnischen Aufwand mehrfarbig gestaltetem Unterrichtswerk außer schematisierten Gesichtern eines freundlich dreinblickenden Herrn und einer lächelnden Dame, denen jeweils sprechblasenartig Beispielsätze zugeordnet werden, kein einziges Bild, das mit Borgs bereits in optischer Hinsicht ansprechenden Exemplen vergleichbar wäre. Der Grund hierfür ist möglicherweise in dem spezifischen Rezipientenkreis zu suchen, den der aus Damaskus stammende Verfasser⁵² wie folgt zu bestimmen weiß: „Dieses Buch habe ich für die deutschsprechenden erwachsenen Teilnehmer an den Volkshochschulen im deutschsprachigen Raum und an der Sprachreise nach Damaskus geschrieben.“⁵³ Ob deutschsprachige Erwachsene sich das arabische Schriftsystem nun entweder mit oder ohne eine durch Bildmaterial gestützte Alphabetisierungsmethode aneignen, lässt sich im Rahmen des vorliegenden Beitrags nicht entscheiden, erfahrungsgemäß scheint jedoch ein Erlernen der Buchstaben mittels Bildern vor allem im niederschweligen Bereich dringend geboten, so dass man der ‚Ghalayini-Methode‘, die, ausgehend von einer banalen Präsentation der arabischen Buchstaben, sogleich zu komplexen Lese-, Übersetzungs- und Schreibübungen übergeht, grundsätzlich skeptisch gegenüberstehen wird.⁵⁴ Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass eine auf Ghalayinis System beruhende Vermittlung des europäischen Schriftsystems hierzulande beim Gros der Kursteilnehmenden mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits in der Anfangsphase zum Scheitern verurteilt wäre.

Damit kehren wir zurück zu unserer Hauptfährte, nämlich zur Frage nach der Erlernung des Alphabets im arabischen Raum. Auf der Basis des mir zum gegenwärtigen Zeitpunkt zur Verfügung stehenden Unterrichtsmaterials lässt sich mit guten Gründen vermuten, dass zumindest in tunesischen Schulen die Anlautmethode praktiziert wird. Will heißen: Die Schulkinder erhal-

⁵¹ MUHAMMAD T. GHALAYINI, *Tamhîdî – Einführung. Arabisch als Fremdsprache für deutschsprachige Erwachsene. Erste Schritte in Hocharabisch. Lehr- und Übungsbuch*, Dietzenbach 2004.

⁵² Siehe ebd., Umschlagtext.

⁵³ Zitiert nach ebd., Vorwort [o. P.]. Anders der Umschlagtext, der neben den Volkshochschulen auch „Sprachinstitute“ als Adressaten erwähnt. Ghalayinis Hinweis auf eine Sprachreise nach Damaskus bezieht sich auf das entsprechende Angebot des Verlags. Dem Umschlagtext ist zu entnehmen, dass der Autor im Erscheinungsjahr des Buches bereits auf sechs Jahre zurückblicken konnte, in denen er jährlich Sprachkurse in der syrischen Hauptstadt organisiert und geleitet hatte. Ob Ghalayinis Buch tatsächlich in Volkshochschulkursen Verwendung findet, ließ sich bislang weder verifizieren noch falsifizieren. (Dem Umschlagtext ist zu entnehmen, dass Ghalayini selbst u. a. als Volkshochschullehrer Arabisch unterrichtet.) Aus dem Winterprogramm 2007/2008 der Volkshochschule Bern, S. 178 ff., geht jedenfalls hervor, dass bereits auf den Anfängerstufen (Niveaus: A0, A1 und A2) überwiegend dem Lehrwerk von NABIL OSMAN, Usrati. *Lehrbuch für modernes Arabisch. Mit vielen Kalligraphien, Illustrationen, Skizzen und landeskundlichen Informationen*, Bd. 1, München ²2004 (als Teil eines umfassenden ‚Medienpakets‘), der Vorzug gegeben wird. Zur Klassifikation der unterschiedlichen sprachlichen Niveaus siehe bes. MANUELA GLABONIAT u. a., *Profile deutsch. Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen. Lernzielbestimmungen. Kannbeschreibungen. Kommunikative Mittel. Niveau A1, A2, B1, B2*, Berlin u. a. 2006; weiter: JOHN TRIM u. a., *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen*, hg. vom Goethe-Institut Inter Nationes u. a., übers. von JÜRGEN QUETZ u. a., Berlin u. a. 2001.

⁵⁴ Siehe GHALAYINI, *Tamhîdî* (wie Anm. 51), S. 1 ff.

ten über ihre Lehrmittel zunächst eine Gesamtübersicht über das arabische Buchstabensystem, um sodann über Bildbeispiele Buchstabe für Buchstabe in der Anlautposition kennen zu lernen. Anspruchsvollere Alphabetisierungsbücher bieten im Anschluss an diese Einstiegsübungen nicht selten die Möglichkeit, den jeweils im Zentrum des Lernvorgangs stehenden Buchstaben auch in den alternativen Positionen/Formen⁵⁵ kennen zu lernen, was sich bei komplexeren Gebilden (Wörtern oder Wortteilen) in relativ anspruchsvollen Lese- und Schreibübungen niederschlagen kann. Mit anderen Worten: Wer mit Migrantinnen und Migranten tunesischer Provenienz die Anlautmethode praktiziert, bewegt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auf bekanntem Terrain, das – und dies hat sich auch in der konkreten Unterrichtspraxis gezeigt – mehr Erfolg verspricht als so manche vermeintlich problemfreie Novität.

5. „Und wann lernen wir Berndeutsch?“ – Ausblick

Im Rahmen der bislang angestellten Überlegungen blieb eine besonders gravierende Fragestellung ausgeblendet: das auch und vor allem für Migrantinnen und Migranten durch vielfältige Spannungen gekennzeichnete Verhältnis zwischen dem im Alltag verwendeten Dialekt und der Hochsprache. Denn: Selbst Kursteilnehmende, die ohne größere Schwierigkeiten eine Alphabetisierung durchlaufen und mit wachsendem Interesse etwa die Wortbilder auf den Verpackungen der sie umgebenden Alltagsgegenstände entziffern, um sich schließlich – dies ist, wie bereits bemerkt wurde der Idealfall – auf einen Deutschkurs für AnfängerInnen vorzubereiten, bekunden häufig erhebliche Mühe im aktiven Umgang mit dem Hochalemannischen, scheinen manche Laute doch geradezu in exotische sprachliche Bereiche zu führen. So verwundert es beispielsweise kaum, wenn die ein oder andere Person, die das Wort ‚Kuh‘ in Bild und Text vor Augen geführt bekommt, zunächst stutzig wird, um sich schließlich darüber belehren lassen zu müssen, dass das fragliche Nutztier, das bislang meist als /Chuo/ bezeichnet wurde, eigentlich „ganz anders heißt“. Welcher sprachliche Ausdruck für das Tier nun aber als korrekt anzusehen ist, entscheidet letztlich der Alltag, und hier überwiegt – jedenfalls im Kontext der Arbeitswelt – das lokale Berndeutsch, das selbst für die bundesdeutschen Nachbarn nicht immer verständlich ist.⁵⁶ So kann es dann auch – vor allem in den Anfangsphasen der Kurse – vorkommen, dass bereits längere Zeit im Raum Bern ansässige Kursteilnehmende etwa lauthals reklamieren: „Kuh nit richtig. Mir Schwiizer [sic!] sage Chuo.“ (Wobei das hier angeführte Beispiel selbstverständlich beliebig austauschbar ist.) Die Generation der Einwanderer übernimmt somit im Grunde die Funktion einer bewahrenden Instanz, die in der Regel erst – häufig von den eigenen Kindern – über die real existierenden sprachlichen Verhältnisse aufgeklärt werden muss. In die gleiche Richtung weist die nicht selten gerade im Rahmen von Alphabetisierungs-, Deutsch-

⁵⁵ Hierzu siehe bereits weiter oben.

⁵⁶ Eine Sprachbarriere, die nicht zuletzt den in der Schweiz lebenden Deutschen erhebliche Probleme bereitet, was zu einer enormen Zunahme der entsprechenden Kurse in den einschlägigen Sprachschulen geführt hat. Hierzu siehe neuerdings wieder DÉSIÉE POMPER, Das „Chuchichäschtl“ wird immer deutscher. Sprachschulen, die Schweizer Dialekt unterrichten, haben mehr und mehr Zulauf von Deutschen. Die Kurse werden meistens von den Arbeitgebern bezahlt, in: CASH daily, Ausgabe Nr. 153 vom 11. August 2008, S. 2. Dass das Schweizerdeutsche (hier: Berndeutsch) in der Bundeshauptstadt ein echtes Desiderat ist, belegt das entsprechende Kursangebot im bereits erwähnten Winterprogramm 07/08 der Volkshochschule Bern (wie Anm. 53), S. 88 ff. Ebd., S. 89, findet sich sogar ein Fortsetzungskurs ‚Bernese Dialect for English Speakers‘.

und Integrationskursen geäußerte Forderung der Teilnehmenden, man möge doch nun nach all den Lektionen, die sich dem Standarddeutschen widmeten, endlich damit beginnen, das Berndeutsche in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken, seien der Mehrwert und die Alltagstauglichkeit des Dialekts doch geradezu mit Händen zu greifen.